NATIONALBIBLIOTHEK
IN WIEN
ALT-33577-A
6/7=1857

Digitized by Google

128. Th. 1.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane der beliebtesten Schriftsteller.

Herausgegeben von

J. L. Kober.

Zwölfter Jahrgang.

Sechster Band.

Heimath und Ferne.

I.

1857.

Prag & Leipzig,

Verlag von J. L. Kober.

Digitized by Google

Heimath und Ferne.

Historischer Roman

in zwei Bänden.

Von

Bernd von Guseck.

Erster Band.

L

1857.

Prag & Leipzig,

Verlag von J. L. Kober.

133577-A

6.7

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Abendruhe.

Wem es vom Schicksal beschieden ist, nach langer, stürmischer Erdenlaufbahn einen heitern und stillen Lebensabend im Kreise liebender Herzen zu genießen, der mag sich wohl für gesegnet erachten, umso mehr, wenn ihm der gütige Gott dazu noch im hohen Alter körperliche Rüstigkeit und geistige Frische wunderbar erhalten hat. Das fühlte der Greis im Silberhaar, der unter der Linde saß, dem Wahrzeichen seines Geschlechtes, das es vor jedes Haus gepflanzt, in welchem es bei seiner weiten Verbreitung eine bleibende Stätte gefunden. Neben ihm auf der Bank hatte, wie immer, seine Lieblingsenkelin mit ihrem Spinnrade ihren Platz genommen, darum sein Lieb-

ling, weil sie allein von all' seinen Enkeln eine Waise war; um beide her saß die Familie des Hauses: der Herr desselben, des Greises jüngster, jetzt sein einziger Sohn, ein Mann auch schon von sechszig Jahren, seine Gattin, wohl fünfzehn Jahre jünger als er, wie es in guter alter Zeit noch kein Mißverhältniß war, ihre älteste, allein noch unvermählte Tochter und ein Sohn, der eben zum Jünglinge erwachsen schien. Die Abendsonne eines freundlichen Frühlingstages warf ihre milden Lichter über die trauliche Gruppe und verklärte die ehrwürdige Gestalt des Großvaters, wie ihn selbst der eigene Sohn nannte, mit einer fast überirdischen Schönheit. Sein Auge strahlte, ungeblendet von der Glut, die im Niedergange flammte, in dem aus dem Innern einer hohen Seele strömenden Glanze, während er mit seiner Enkelin doch nur von kleinen Dingen der nächsten Gegenwart sprach: von ihren Blumen, die sie sorglich pflegte und die auch er besonders liebte, oder von dem Vogel, den ihr der Vetter gefangen und geschenkt und dem sie heimlich glühte die Freiheit zu geben, wenn es ihn nur nicht kränken möchte. Es war ein anziehendes Bild, dieß blühende, liebliche Kind neben dem schönen Greise zu sehen. Wie schlank, doch nicht hager etwa, und wie königlich aufrechtge-

tragen war noch seine Gestalt, man hätte ihm, wer sein Alter nicht wußte, kaum soviel Jahre gegeben, als dem Manne, der ihm gegenübersaß und sein Sohn war, und doch waren fast neunzig Sommer verronnen, seit seine Wiege droben in dem Erkerzimmer des alterthümlichen Schlosses gestanden hatte, das sein graues Gemäuer unmittelbar hinter der Linde erhob. Schneeweiß waren die Locken zwar, die weit aus der hohen Stirn gescheitelt seine Schläfe fast freiließen, aber sie fielen noch in unverminderter Fülle über den Nacken herab, den der Alte nur vor Einem Herrn, dem Herrn des Himmels, beugen gelernt. Seine Hand, mit welcher er eben scherzend den Faden prüfte, welchen die Enkelin gesponnen hatte, war stark, aber auffallend wohlgeformt, und weiß, wie eine Frauenhand: freilich hatte er sie nun schon lange Zeit nicht mehr zu ernsten Thaten, wie sonst, gebraucht. Wie sauber war auch seine Kleidung, obschon nicht neu, vielmehr stark getragen und dem Schnitte nach aus längstvergangener Zeit! Die Jungfrau neben ihm, kaum sechszehn Jahre alt, glich ihm Zug für Zug mit einer wunderbaren Aehnlichkeit — seltsam zu schauen bei der großen Verschiedenheit ihres Alters. Ihr Auge hatte dasselbe leuchtende Tiefblau, ihre Stirn war hoch

und rein wie die seinige, und das Profil ihres Antlitzes zeigte, gleich dem des Greises, die edelste griechische Linie. Es that der Aehnlichkeit beider keinen Eintrag, daß der Enkelin Haar schimmerndem Golde glich, während er schon Silber trug, ebenso wenig, daß ihr Wuchs nicht Mittelgröße überstieg und er zu den hochgewachsensten Männern zählte.

Sehr verschieden von diesem waren die andern beiden Paare, welche mit im Kreise um den Tisch saßen, der unter der Linde zur Abendruh für die Familie stand. Der Schloßherr war breiter und mächtiger gebaut als sein Vater, aber er trug sich schon ziemlich gebückt, sein Gesicht hatte nur eine entfernte Aehnlichkeit mit ihm, es war voll und braun und hatte einen sehr gutmüthigen Ausdruck, aber ihm fehlte der vornehme Geist, der aus jedem Zuge des Greisenantlitzes sprach, sein Haar war blond, stark mit Grau gemischt und schon spärlich auf dem Scheitel; ein ins röthliche spielender, rund geschnittener Bart zog sich um Kinn und Mund. Glich er also nur wenig seinem Vater, so waren ihm seine beiden Kinder, die getrennt auf den beiden kurzen Seiten des Tisches saßen, vollkommen unähnlich, und in ihrer Art wieder Ebenbilder der Mutter, welche sich neben ihm mit einer feinen Goldstickerei beschäf-

tigte. Das war keine deutsche Frau, man sah es auf den ersten Blick. Nicht das rabenschwarze, noch immer glänzende Haar allein hatte das verrathen, wohl aber das große, lebhafte Auge und der ganze Schnitt des Gesichtes mit seinen interessanten, auch in ruhiger Seelenstimmung niemals unbewegten Zügen. Das war eine Polin — wer irgend einmal eine echte und edle Tochter dieses Volkes gesehen hatte, mußte Frau von Linden dafür erkennen, auch wenn er nicht gewußt hätte, daß sie den altsarmatischen Namen Wanda trug und eine Tarnowska war. Sie mußte einst bildschön gewesen sein; dasselbe konnte man von ihrer Tochter, die neben dem Vater und Großvater saß, nicht sagen. Hatte sie auch, wie die Mutter, reiches schwarzes Haar und dunkle Augen voll innern Feuers, so war ihr ziemlich breitentwikkeltes Gesicht mit seinen schweren Wangen und dem starken Doppelkinn keineswegs anziehend, mochte es auch nie gewesen sein, dagegen erinnerte wieder die Art, wie sie den Kopf trug, der schöne Wuchs, die ganze Haltung des Körpers, ja man konnte behaupten, jede Bewegung lebhaft an die Mutter. Danach hätte man beide unter Masken verwechseln können. Dem Sohne dagegen hatte die Natur die volle Gesichtsähnlichkeit der Mutter verliehen, nur mit dem

dunkelblauen, strahlenden Auge seines eigenen Familienstammes, das sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und nur bei seinem Vater eine Ausnahme gemacht hatte. Es gab dem Antlitze des Jünglings einen ganz eigenthümlichen, wunderbar fesselnden Ausdruck: dieß blaue seelenvolle Auge, über welchem sich die feinen, tiefschwarzen Brauen wölbten, und dazu das schwarze Haar, wie ein Spiegel leuchtend und glatt, das sich nur, wo es endete, zu einer schweren Welle umbog. Er saß, während die andern traulich und abwechselnd mit einander sprachen, meist in sich gekehrt, nur von Zeit zu Zeit, wenn seine junge Verwandte ihre liebliche Stimme hören ließ, hob sich unwillkürlich sein tiefgesenktes Auge: diesen Blick ließ er aber nicht gern belauschen.

Es war nun Zeit, das Abendessen zu beschikken: die Sonne verglühte eben im Westen, vom Dorfe her klang das Abendgeläut und alles Geräusch auf dem Schloßhofe verstummte — wie draußen die Arbeiter auf dem Felde ihr Geschäft einstellten, um das Haupt zu entblößen und ein stilles Gebet zum Himmel zu schicken, neigte sich auch das Gesinde auf dem Hofe, neigte sich die Herrschaft unter der Linde. Als die kurze Andacht vorüberwar, stand die Tochter des Hauses auf und ging, den Tisch decken zu lassen,

denn es war beschlossen worden, heute zum erstenmale in diesem Frühlinge, da der Abend so mild war, im Freien zu speisen.

Der Großvater sah dem Mädchen freundlich nach. „Schade um die gute Wirthin, Heinrich," sagte er zu seinem Sohne, „daß sie nicht geheirathet hatte, sie würde einem Manne Segen ins Haus gebracht haben."

„Es hat an ihr selbst gelegen," erwiederte der Vater.

„Verdenkst Du ihr das?" fragte die Mutter, mit einem lebhaften Aufblick.

„Nicht im geringsten, Mutter," antwortete der Schloßherr, der zu sehr die Ruhe liebte, um sich, auch bei abweichender Meinung in eine Erörterung mit seiner Gattin einzulassen, welcher er doch nicht gewachsen war.

„Wie lange ist es her, Frau Tochter?" fragte der Großvater seinerseits.

„Dreizehn Jahre, Großvater —" erwiederte sie. „Lange genug, um vergessen zu werden, nicht wahr? Nach Männerurtheil gewiß!" — Ihr Auge hing, während sie sprach, an der Thüre hinter der Linde, um achtsam auf die Rückkehr ihrer Tochter zu sein, und zu verhüten, daß sie nicht die für sie schmer-

zende Erinnerung an eine traurige Zeit ihrer Jugend vernehme. Damals war sie genau in demselben Alter gewesen, wie das harmlose, blonde Kind, das der Mutter in diesem Momente gegenübersaß. „Gott schütze Dein unschuldiges Haupt vor einem gleichen Loose!“ dachte sie, mit treuer Gesinnung auch für dieß fremde Wesen, dem sie wahrhaft eine Mutter war. Des Sohnes Auge haftete, ohne daß sie es bemerkte, an dem ihrigen — ob er den Gedanken zu errathen suchte, der ihre Seele bewegte und, wie ihr Antlitz stets ein treuer Spiegel ihrer Seele war, sich vielleicht in Blick und Mienen lesen ließ?

„Du siehst mich so fragend an, Bärbel,“ wandte sich der Großvater an seine blonde Enkelin. „Weißt Du wirklich gar nichts davon? Warum, Frau Tochter, erzählt Ihr es der Bärbel nicht? Ich meine, was Verwandte betrifft, das brauchen sie unter einander nicht zu verschweigen, weder Freud noch Leid.“

Frau Wanda wollte antworten, aber sie sah durch die offene Hausthüre ihre Tochter im Flur erscheinen, und sagte nur kurz: „Wir wollen schon einmal darüber sprechen.“ Damit war die Sache abgethan, aber in Barbara's Seele blieb das sehnliche Verlangen zurück, von dem Schicksal ihrer Kousine dasjenige zu erfahren, worauf eben angespielt

worden war — zum erstenmale in ihrer Gegenwart. Freilich war sie erst seit kaum einem Jahre im Hause.

„Komm, Christine!“ rief die Mutter, sich zum Scherze zwingend, der ihr in diesem Augenblicke so fern lag. „Du läßt uns verschmachten — der Großvater wollte Dir schon seinen Haiducken mit Krummsäbel und Türkenflinte nachschicken, um Dich todt oder lebendig zu bringen.“

Ein Lächeln erhellte Christina's ruhige Züge, sie erwiederte den Scherz, an welchen der Großvater gar nicht gedacht hatte und breitete nun flink ein schneeweißes Tuch über den Tisch, worauf die Magd, die ihr folgte, Teller aufsetzte und bald vor dem Großvater die Schüssel mit geronnener Milch stand, welche als besonderes Labsal allgemein beliebt war. Barbara, als die jüngste, sprach ein kurzes Tischgebet, dann theilte die Mutter den köstlichen Rahm auf der Milch aus und war noch damit beschäftigt, als ihr Sohn, zufällig über den Hof blickend, sagte: „Wir bekommen noch einen Gast.“

Alle sahen auf. Wirklich kam über den Hof ein Reiter gezottelt — anders konnte man die Gangart seines Pferdes nicht nennen, denn es war weder Schritt, noch Trab, sondern nur ein schwacher Ver-

such, rascher anzukommen. „Kennst Du ihn, Bernhard?" fragte der Vater.

Es war nicht mehr hell genug, um ihn von weitem zu erkennen, Bernhard hätte aber auch bei hellem Mittage keine Rechenschaft über ihn geben können, denn er hatte den Mann in seinem Leben noch nicht gesehen. Herr von Linden stand auf und ging ihm langsam entgegen, um als Hausherr den Pflichten der Gastfreiheit nachzukommen; der Reiter hielt an, saß gewandt ab und blickte vorerst mißvergnügt seinem schlechten Renner in das tückische Auge: „Bestia!" murmelte er und das Pferd legte böse die Ohren an, als verstehe es ihn. Dann wandte er sich nach Herrn von Linden um, der unterdessen näher gekommen war.

„Guten Abend, Heinerle! Kennst mich wohl gar nicht mehr?"

„Der Erdmann!" rief Herr von Linden überrascht. „Kommst Du endlich einmal wieder nach unserer lieben Schlesing?"

„Ja, Heinrich!" sagte der Angekommene, ihm herzlich die dargebotene Hand schüttelnd, „ein guter Schlesier hält es in der Fremde wohl eine Reihe von Jahren aus, aber ganz und gar nimmer, dann kriegt er das Heimweh und muß nach Haus. Sind das Deine Frau und Kinder?"

Linden bejahte es, der Gast gab dem Knechte, der herbeigerufen worden war, um das Pferd in den Stall zu führen, noch einige Warnungen vor der Bosheit des Thieres auf den Weg und ließ sich dann zu der Gesellschaft führen, die mit dem Essen auf ihn wartete. — „Erdmann Haugwitz, so wahr ich lebe!“ rief der Großvater, der ihn jetzt erkannte. „Wie sieht man Euch denn einmal wieder?“

Der Fremde machte erst der Frau vom Hause und den beiden Fräulein seine Reverenz, ehe er die Frage des alten Herrn beantwortete: „Ja, Herr Landeshauptmann, der Erdmann Haugwitz kann es draußen nicht mehr aushalten: es ist schön in der Ferne, aber daheim ist es besser.“

„Das ist ein gut schlesischer Spruch,“ sagte der Hausherr. „Setze Dich — nimm vorlieb, wie Du es findest.“

Frau von Linden lud den Gast freundlich ein, an ihrer Seite Platz zu nehmen; sie hatte schon viel von ihm gehört, wenn sie ihn auch heute zum erstenmale sah. Christine sorgte schnell für die Bewirthung und im letzten verglimmenden Tagesschein wurde noch das ländliche Mahl genossen, bei welchem Haugwitz alle Fragen nach seinen Reisen und Erlebnissen im Auslande nur kurz beantwortete. Nachdem

aber die Tafel aufgehoben war, Barbara wiederum ein Dankgebet gesprochen, und Frau von Linden alle in das Familienzimmer geführt hatte, wo unterdessen Licht angezündet worden war, rief er lebhaft: „Nun wollen wir plaudern! Per Dio, ich war hungrig, wie ein Wolf aus Polen — was schneidest Du für ein Gesicht, Heinrich? Hab' ich 'was gesagt? Frau Gevatterin — Ihr gestattet mir doch, daß ich Euch so nenne, da Ihr mir die Ehre erzeigt habt, mich bei Eurem ersten Kindlein als abwesenden Taufpathen ins Kirchenbuch eintragen zu lassen, sind freilich an dreißig Jahr her, denk' ich, und mein Pathchen muß schon einen hübschen Bart haben —" hier wurde er durch ein neues Zucken im Gesicht seines Freundes stutzig gemacht und sah, gleichsam Hilfe suchend, zu dem Großvater, der von dem Anstoß, welchen die Reden des armen Erdmann überall erregten, belustigt schien.

„Laßt Euch nicht irre machen," sagte der alte Herr lächelnd. „Meine Frau Tochter wird Euch für die Wölfe ihrer Heimath, wenn sie auch eine Polin ist, nicht den Handschuh hinwerfen, und da Ihr nicht bei der heiligen Taufhandlung ihres ersten Kindes zugegen waret, so ist es menschlich, wenn Ihr nicht genau wißt, ob es ein Männlein oder ein

Fräulein gewesen. Seht nun selbst, wen Ihr vor Euch habt: Euer Pathchen ist hier, sucht es Euch aus."

Der Gast war etwas außer Fassung gekommen, er warf nur einen flüchtigen Blick auf das jüngere Kleeblatt, das sich seit seiner Ankunft ziemlich schweigsam verhalten hatte, und sprach unbedenklich mit einer schnellen Handbewegung gegen Barbara: „Wenn es denn kein Junker gewesen ist, dann dieß Fräulein!"

Barbara's schalkhaftes Lächeln hätte ihm gefallen, wenn nicht seinem Worte ein allgemeiner Ausbruch der Heiterkeit gefolgt wäre, der ihm nun das Blut ins Antlitz trieb und seine schwarzen Brauen unwillig zusammenzog. „Verzeiht, Herr von Haugwitz!" nahm Frau von Linden schnell das Wort. „Ihr müßt von unserer Sitte eine schlechte Meinung bekommen, da Ihr aus fremden feinern Kreisen heimkehrt, aber es war uns allen zu überraschend, daß Ihr dieß Kind für Eure Pathe hieltet, deren Alter Ihr vorher ziemlich hoch geschätzt habt."

„Kind!" wiederholte Haugwitz und nahm Barbara dabei so scharf ins Auge, daß sie erröthend das ihrige senkte. „Für ein Kind kann ich das Fräulein nicht ansehen, und für das Alter der Damen habe ich, wie ich leider gestehen muß, keinen rechten Blick.

Besser Bescheid wüßt' ich, wenn's kein Mädchen, sondern ein Pf —" hier unterbrach er sich, selbst erschreckend vor der Ungehörigkeit, die ihm auf die Zunge treten wollte. „Also nehmt es mir nicht übel, Fräulein, wenn ich Euch für dreißig Jahre alt hielt — und Ihr —" damit wendete er sich verbindlich an Christinen, „Ihr erlaubt mir dagegen, Euch als meine Pathe zu begrüßen."

„Ja, Herr von Haugwitz," sagte Christine ruhig, „ich bin es und habe Euch zu Ehren auch neben meinem gewöhnlichen den Namen Erdmuthe erhalten. Das ist meine Muhme Barbara, auch eine von Linden."

„So ist denn alles in Ordnung," rief Haugwitz vergnügt und schlug in seine starken Hände, daß es knallte. „Ihr seid meine Pathe Erdmuthe, und das ist Fräulein Barbara." Er sprach beide Namen mit starker Betonung der Konsonanten aus. „Ja, ich bin unsere deutschen Namen gar nicht mehr gewohnt — in Wälschland freilich klingt alles weicher, flötenartiger: Angela, Bianca, Lauretta — was hab' ich über meinen unglücklichen Namen dort hören müssen! Sie wollten ihn verwälschen, und es wurde Ermanno d'raus, das hab' ich mir müssen gefallen

lassen. Wie heißt Ihr denn, Herr Landeshauptmann, mit Verlaub?"

„Konrad," gab ihm der Großvater Bescheid.

„Konrad, das klingt eher — den Namen sind die Italiener gewohnt aus der Hohenstaufenzeit. Konrad, Konradin. Aber nun gar die Geschlechtsnamen. Da kam ich mit einem Sachsen zusammen, einen stärkern und schönern Mann könnt Ihr Euch nicht denken: er diente als Freiwilliger unter dem rothbärtigen Hans von Brandeck, der eine Fahne deutscher Knechte im Solde Frankreichs führt. Ja es war den Tag vor der Schlacht von Agnadello — aber davon habt Ihr hier wohl nichts gehört? Nun seht, die großen Herren: der Kaiser, und der alte König von Spanien, den sie Ferdinand den Katholischen nennen und sein Blutsfreund, der König Ludwig — der Wievielte weiß ich just nicht — von Frankreich, der ihm seine lahme, häßliche Nichte zur dritten Frau gegeben hat, und dann sogar unser heiligster Vater, der Papst, die wollten alle über die reiche Republik Venedig her, und weil die reich ist, konnte sie sich zur Wehre setzen. Himmel! War das ein Heer! Cospetto! Ich sah es ein Paar Tage, ehe es bei Agnadello so ganz geschlagen wurde, das hätte kein Mensch geglaubt. Dann reiste ich weiter zu

dem Heere, das die Franzosen schnell zusammengebracht hatten, um ihren Antheil von der venetianischen Beute vorwegzunehmen. Und da lernte ich eben den starken schönen Sachsen kennen, dessen Namen weder Franzosen noch Italiener aussprechen konnten: er hieß Schlabrendorff. — Kennst Du ihn vielleicht, Heinrich? Du fuhrst so auf —" unterbrach sich der Erzähler selbst.

„Ihr irrt Euch, Herr von Haugwitz," antwortete statt des sich offenbar besinnenden Gatten Frau von Linden. „Wir haben in Sachsen gar keine Verbindungen."

„Es hätte mich auch gewundert," fuhr Haugwitz fort. „Denn, soviel ich von ihm gehört habe, ist er schon zehn, zwölf Jahre oder noch länger, aus Deutschland ausgewandert und denkt nicht eben freundlich über sein Vaterland. — Wundert Euch das, Pathchen? Ihr seht mich so ganz absonderlich an — ja!" lachte er. „Dem mag wohl zu Hause in Sachsen, wo die schönen Mädchen wachsen, Eine ein arges Herzeleid angethan haben, daß er Deutschland den Rücken gekehrt hat und nichts mehr davon wissen will. Die schwarzäugigen Lombardinnen werden ihn aber schon trösten, denk' ich —" der strenge Blick der Hausfrau scheuchte ihn schnell von dem Abwege

zurück, auf den er sich verirren wollte, und er setzte hastig hinzu: „Freilich hat er einen Fluch d'raufgesetzt, als ich ihn nachmals, da wir bekannter geworden waren, neckte, einen schauderhaften Fluch, Frau Gevatterin, der seiner Falschen daheim das Herz brechen müßte, wenn sie ihn hören konnte — Herrgott! Was fehlt meiner Pathe? Sie wird ja kreideweiß!"

Die Mutter eilte schnell ihrem Kinde zu Hilfe, das tödlich erblassend, wie von einem jähen Schwindel erfaßt, auf ihrem Sessel schwankte. Barbara und Bernhard sprangen auf, sie zu unterstützen; in dem Gesichte des Vaters malte sich die peinlichste Unruhe, während sein Auge angsthaft auf der Tochter ruhte.

„Kommt, Haugwitz," sagte der Großvater aufstehend, „dabei sind wir Männer im Wege. Laßt uns noch eine Weile ins Freie gehen, der Mond scheint hell, unterdessen bringen sie das Mädchen zur Ruhe, — es ist weiter nichts, sie strengt sich zu sehr an mit Schaffen und Thätigsein im Hause. Kommt, alter Freund!"

Zweites Kapitel.

Aus der Ferne.

Christine war kräftig in jeder Beziehung, sie hatte die momentane Schwäche schon überwunden, als kaum die beiden Männer das Zimmer verlassen hatten. Die bleiche Farbe, welche ihr Antlitz überzogen, wich, nachdem sie sich gefaßt hatte, einem ebenso rasch aufwallenden Roth, das ihr einen ganz fremdartigen Ausdruck lieh: den einer tiefen Scham. Einen forschenden Blick warf sie auf Barbara, als wolle sie deren Gedanken durchdringen, dann sagte sie mit einem unwilligen Kopfschütteln zur Mutter:

„Nicht wahr, ich bin recht kindisch? Aber es ist schon vorüber — rufe doch den Großvater herein, es ist draußen noch keine Freude in der Nachtluft.“

„Laß sie nur!“ wandte sich Frau von Linden an ihren Mann, welcher schon dem Wunsche Christinen's Folge leisten wollte. „Es ist überhaupt spät und Ihr Mädchen könnt zu Bett gehen. Ich werde für den Gast schon sorgen.“

„Ich möchte nicht gern von ihm für ein verzärteltes, schwaches Wesen gehalten werden,“ sagte Christine. „Wenn er mich nicht mehr findet, so

macht er am Ende mehr aus dem kleinen Unwohlsein als es verdient. Laß uns noch bleiben, Mutter, und Bernhard mag den Großvater hereinrufen mit meinem Herrn Pathen."

„Thue das selbst, Christine," entschied die Mutter, „und wünsche ihm dabei zugleich gute Nacht, dann sieht er, daß Dir nichts mehr fehlt und alles ist abgemacht." Christine gehorchte, und Frau von Linden wechselte mit ihrem Sohne einen Blick, welchen Barbara bemerkte. Sie war noch sehr jung und unerfahren, aber daß hier etwas besonderes obwalte, errieth sie doch. Die Rede des Großvaters und dessen Aufforderung, ihr alles zu erzählen, was Christinen vor dreizehn Jahren betroffen, und ihre Verheirathung verhindert hatte, waren ohnehin schon geeignet gewesen, ihren Antheil im hohen Grade zu erregen. Seit einem Jahre war sie erst im Hause und bisher hatte sich keine Gelegenheit gefunden, sie ein Geheimniß, das man ihr vorenthielt, ahnen zu lassen. Nun sie die Andeutung eines solchen gehört, hätte sie kein Mädchen sein müssen, um sich nicht nach Mitwissenschaft zu sehnen, und sie kannte den Born schon, an dem sie ihren Durst stillen konnte. Der Großvater, der sich gegen alle Verheimlichungen zwischen Verwandten erklärt hatte, gab ihr gewiß,

sobald sie ihn darum bat, jede Aufklärung, die sie nur wünschte: sie hatte ihn ja bis jetzt noch nie vergebens um etwas gebeten. Heute jedoch sollte ihr Wunsch noch nicht erfüllt werden. Christine kehrte mit den beiden Herren zurück, und Haugwitz, der ganz glücklich war, daß seine Pathe nur eine schnell vorübergegangene Unpäßlichkeit gehabt hatte, hielt außer ihr auch den Großvater, der seinen Erzählungen das meiste Interesse zu schenken schien, für den kurzen Rest des Zusammenseins, ehe man sich trennte, fest, so daß Barbara keinen Moment fand, heimlich, wie sie gehofft, eine kleine Vorfrage thun zu können. Der Großvater brach, wie immer, zuerst auf: er nahm sein Licht aus der Reihe über dem Kamin, wo für jedes Schlafzimmer eins aufgestellt war, und sagte, für alle geltend, eine kräftige: Gute Nacht! aber seinem Lieblinge entging es nicht, daß sein Auge dabei besonders auf Christinen ruhte. Ob diese es auch bemerkt und wie sie es aufgenommen, konnte die Kleine, deren Scharfsinn, einmal geweckt, sich frühzeitig zu entwickeln schien, nicht zugleich beobachten — wahrscheinlich hätte es ihr auch keine Frucht getragen, denn Christinen's ruhiges Gesicht verrieth, im Gegensatze zu den beweglichen Zügen ihrer Mutter, niemals die Regungen ihres Innern.

„Du begleitest wohl Herrn von Haugwitz, Bernhard,“ sprach Frau von Linden zu ihrem Sohne. „Sieh nach, ob auch für einen frischen Trunk Wein zur Nacht gesorgt ist: in meinem Vaterlande“ — sie betonte das Fürwort ein wenig — „ist das Sitte, und unsere Gäste hier haben sich immer gern damit befreundet.“

„Per Bacco, Frau Gevatterin, ich lasse mir diese Sitte auch gefallen,“ erwiederte er. „Im heißen Süden freilich wäre sie nicht angebracht, da würden Einem die Adern wie brennendes Pech sieden, überdem die feurigen Weine, der Cyprier, der Vino santo, corpo di Satanasso! Aber wo es so kalt ist, wie in — in unserer lieben Schlesing wollt' ich sagen —“

„In Polen, wolltet Ihr sagen!“ lachte Frau Wanda. „Sprecht es nur aus, ich nehme es nicht übel, denn es heißt doch nun einmal so, obgleich meines weiten Vaterlandes Grenzen auch das schwarze Meer bespült, südlich und heiß genug für die edelsten Reben, Herr von Haugwitz. Schlaft recht wohl und steht frisch und munter auf: bei uns wird es früh Tag, wie es auf dem Lande Sitte ist.“

„Vortrefflich!“ versetzte Haugwitz, empfahl sich ziemlich ungeschickt, wobei er, sich rasch umwendend, an den Schenktisch stieß, daß Gläser und Kannen

klirrten, und verließ, von Bernhard begleitet, das Zimmer.

„Eine gute Seele!“ sprach der Hausherr, welchem vor der unausbleiblichen Erörterung mit seiner Frau über den alten Freund nicht ganz behaglich zu Muth war und der sie gern vor den beiden Mädchen abgemacht hätte. Frau von Linden schien aber nicht geneigt dazu, bis sie mit ihm allein war.

Bernhard führte den Fremden nach dem Gastzimmer, dessen Wohnlichkeit ihm einen lauten Ausruf des Behagens entlockte. „Ja, das verstehen freilich nur unsere deutschen Hausfrauen!“ sagte er. „Denn Eure Frau Mutter, mein lieber junger Freund, ist doch jetzt auch eine Deutsche, wenn sie auch polnischer Abkunft ist. Wir Schlesier sind ja alle aus polnischem Geblüte entsprossen.“

„Nicht alle, Herr von Haugwitz,“ entgegnete Bernhard lächelnd, „mein Geschlecht, wie mein Name sind echt deutsch.“

„Linden, freilich — auch meinte ich eigentlich nur die Ureinwohner, nicht die Eingewanderten. Aber lassen wir das. Setzt Euch noch ein Bißchen her, wie? Schläfrig könnt Ihr doch noch nicht sein, es ist, glaub' ich, kaum neun Uhr — im Süden fängt das Leben jetzt erst an. Das ist freilich auch ein anderes, das solltet

Ihr kennen! Ich sag' Euch, für ein junges Blut ist es wie ein Zauber. Die Luft so weich und mild, der Himmel am Tage schon wie von dunkelblauem Krystall, Nachts ganz schwarz, aber besäet mit Sternen, so groß und funkelnd, daß man glaubt, es seien gar nicht dieselben, die man hier so klein und matt blinkend schaut wie Stecknadelknöpfchen — und dann der Wohlgeruch, der in der Luft schwimmt, von Orangenblüthen, aber was red' ich von todten Dingen: Lust und Leben der Menschen solltet Ihr schauen! Auf dem Balkon sitzen schöne Frauen, von goldenen Lampen, die über ihnen an den Säulenknäufen schweben, dämmernd beleuchtet, unten auf der Straße, auf allen Plätzen schwärmt es von munterm Volk, das tanzt und neckt sich und singt — singen müßt Ihr ein italienisches Mädchen hören, das vergeßt Ihr Euer Lebtag nicht und wenn Ihr kein Haar mehr auf Eurem Kopfe habt wie ich!"

„Ein deutsches Lied würde mir doch immerdar besser gefallen," sagte Bernhard, durch diese letzte Wendung aus allem Reiz der Poesie, der unbewußt dem Erzähler in dessen Stoff lag, wieder ernüchtert.

„Man sieht, daß Ihr noch keine Italienerin gesehen und gehört habt!" versetzte Haugwitz. „Wenn sie blos spricht, klingt es schon wie Musik — und

singt sie gar, dann ist es, als solltet Ihr gleich vor Seligkeit in die Wolken fahren, wie eine gut geworfene Bombe. Werdet Ihr Euer Glück in der Fremde nicht auch einmal versuchen? Ich sag' Euch, man begegnet auf allen Straßen jetzt junge Edelleute, die sich in des Kaisers neuem Fußvolk Ehre erwerben wollen. Ja, Fußvolk! Lacht nicht — vor fünfzig Jahren noch galt es für eine Schande, wenn sich Einer von Adel hätte die Sporen abschnallen und mit dem hellen Haufen zu Fuß ziehen wollen: heut ist es eine Ehre, seit der Kaiser und soviel Grafen und Herren den Spieß auf die Schulter genommen haben. Ich könnte Euch die edelsten Namen nennen."

„Schlabrendorff, der Sachse, von dem Ihr spracht" — nahm Bernhard schnell die Gelegenheit wahr.

„Ganz recht," erwiederte Haugwitz. „Der schöne Sachse, wie ihn die Frauensleute in Italien nennen — seht, Junker Bernhard, so heißt Ihr ja, ich vergesse keinen Namen, den ich einmal in meinem Leben gehört habe! seht, wollte ich sagen, dieser Schlabrendorff ist doch auch vom besten Adel und hat daheim Geld und Gut, wie er mir gesagt, gleichwohl trägt er den Landsknechtspieß wie ein gemeiner Gesell, eben weil es jetzt die beste Gelegenheit ist, sich

Ruhm und Ehr' in der Welt zu verdienen. In Eurer Stelle macht' ich's ebenso."

„Aber, soviel ich Euch verstanden habe," wandte Bernhard ein, „gab's für den Schlabrendorff noch einen besondern Grund, der ihn bewogen hat, sein Vaterland zu verlassen und die Heimkehr zu verschwören."

„Ja freilich — einen ersten Antrieb will der Mensch immer haben," versetzte Haugwitz lachend, „denn von Natur ist er träge. Bei mir war's auch so. Wie Ihr mich da seht, bin ich in der halben Welt herumgekommen, und das Reisen geht mir über alles, aber als junger Gesell mußt' ich auch erst vom Schicksal beim Genick gefaßt und aus dem warmen Neste geworfen werden, eh' ich einsah, was mir wohlthat. Das will ich Euch einmal erzählen."

„Ich werde Euch morgen beim Wort halten," warf Bernhard, eine lange Abschweifung fürchtend, schnell ein. „Heute will ich Euch auf den weiten Ritt, den Ihr wohl gemacht habt, nicht mehr von Eurer Ruhe abhalten. Aber da Ihr mir den schönen Sachsen zum Muster aufstellt, so könntet Ihr mir noch wohl sagen, was ihn eigentlich aus der Heimath getrieben und wie er sich darüber geäußert hat. Ihr spracht von einem fürchterlichen Fluche."

Haugwitz sprach eben dem Schlaftrunke zu, der ihm nach alter Sitte aufgetragen war, er setzte den silbernen Becher mit sichtlichem Behagen ab und sagte: „Wenn unsere schlesischen Weinberge doch solches Gewächs trügen, ich glaube, das könnte mich noch einmal jung machen. Ungarische Rebe — nullum vinum, nisi hungaricum, sagen sie, ich möchte ihnen beinahe Recht geben. Aber Ihr wollt noch etwas vom schönen oder wie ihn die Kriegsleute nennen, vom starken Sachsen wissen. Ja, mein Junker, daran nehmt Euch kein Exempel. Der hat sich's um ein Frauenzimmer zu Herzen gehen lassen und sich selbst darob verflucht, daß mir graute. Was ihm eigentlich geschehen ist, damit ist er nicht herausgekommen, so sehr ich ihm auch einmal, wo er mir gerade bei Laune schien, zusetzte. Aber ihren Namen weiß ich doch —"

Bernhard sah ihn schweigend, aber mit einiger Unruhe, an. — „Wenn auch nicht ihren Geschlechtsnamen," fuhr Haugwitz fort. „Als ich ihn, da er gerade in fröhlicher Laune mit mir beim Becher saß, nach allem fragte, seht, Junker Bernhard, da war's doch, als schlage der Blitz in ein Pulverfaß. Den Pokal, den er eben zum Munde führen wollte, warf er zu Boden, daß der edle Wein hoch auf-

spritzte und über den Grund lief, und dann rief er: Verflucht der Tropfen, den ich noch genieße, verflucht die Stunde, da ich kennen lernte, die vom Christ nur den Namen hat, verflucht ich selbst, wenn ich jemals — ja, nun seht Ihr mich an, Junker Bernhard, und wartet, was weiter herauskommen wird! Gerade so saß ich auch im Zelt bei Brescia und sah den Schlabrendorff an, was er sagen werde. Aber auf einmal brach er ab, stieß seinen Feldstuhl zurück, und ging hinaus. Da hatte ich es mit ihm verdorben und konnte ihn nicht wieder gut machen, mußte auch am andern Tage weiter reisen, wenn ich nicht mit in die Patsche der neuen Händel kommen wollte, die mich, wie überhaupt die ganze Kriegswirthschaft, nichts angingen."

„So habt Ihr ja doch den Namen, von dem Ihr spracht, nicht erfahren," bemerkte Bernhard ohne ihn anzublicken.

„O junger Mensch, wie merkt man es Euch an, daß Ihr nicht viel weiter in der Welt gekommen seid als bis Glogau oder Freistadt! Macht Euch auf, sag' ich, und versucht Euch etwas, da wird man gewitzigt, da lernt man sich durchschlagen und anderer Leute Gedanken aus dem kleinsten Fingerzeig errathen. Den Namen hätt' ich nicht erfahren? Sagte

er nicht, daß sie vom Christ den Namen hätte? Nun, wie kann sie dann in aller Welt heißen als Christiane, oder wie sie in Sachsen und auch bei uns sagen: Christel? Gibt's etwa einen andern Namen?"

„Ihr könnt recht haben," brachte Bernhard kurz hervor. Die Verspottung des Gastes schien ihn zu verdrießen, wenn sein Stirnrunzeln nicht einen andern Grund hatte. „Aber, was habt Ihr damit gewonnen? Dieser Name ist so verbreitet, daß Ihr doch so gut wie gar nichts wißt. — Schlaft wohl, Herr von Haugwitz," beendigte er das Gespräch, indem er schnell aufstehend dem Fremden die Hand reichte.

„Seht da! Habt Ihr mir's ein Bißchen übelgenommen?" rief Haugwitz gutmüthig. „Ich will ja nur Euer bestes, kann halt nicht sehen, daß Ihr daheim in Euren grünen Jahren versauert, während Ihr draußen, wie Ihr vom lieben Gotte preislich geschaffen seid, ein berühmter Held werden könntet! Nun, seid nicht böse."

Bernhard versicherte ihm, von dieser herzlichen Weise ganz gewonnen, daß er fern davon sei, die gute Meinung seiner Worte zu verkennen, und daß ähnliche Gedanken, wenn auch nicht, ein berühmter Held zu werden, doch die Welt kennen zu lernen,

zuweilen schon in ihm erwacht seien, worüber sich morgen noch mehr sprechen lasse. Damit schieden beide als gute Freunde, und Bernhard eilte nach dem Tafelzimmer zurück, wo er seine Mutter ganz allein, in tiefen Gedanken am Kamin sitzend, noch fand. Sie blickte sinnend zu ihm hinüber, als er eintrat, und gleichsam zum Bewußtsein kommend, erhob sie sich rasch.

„Es ist, wie Du Dir gedacht hast,“ sagte Bernhard mit weicher Stimme.

Sie machte eine unwillkürliche Bewegung mit der Hand, als wolle diese zum Herzen zucken — schweigend sah sie dem Sohn in das Auge, um nach dessen Ausdrucke zu forschen. Was sie bemerkte, schien sie aber zu beruhigen, denn sie athmete freier, als sie Worte fand. „Also wirklich! Meine arme Christine! Welch' ein unglücklicher Zufall, daß er diese Erinnerung wecken mußte, ohne zu ahnen, was er damit that! Er ahnt es doch nicht, Bernhard? Verschweige mir nichts, was Du von ihm erfahren hast!“

„Nein, liebe Mutter, er hat keine Ahnung, daß uns seine Erzählung berührt, und wird auch wohl nicht wieder darauf zurückkommen, da ich nun alles, was er darüber weiß, erfahren habe und er, wie es scheint, im Erzählen unerschöpflich an neuem Stoff ist.

Erwähnt er aber auch den Namen noch einmal, so kann er nicht mehr den Eindruck machen als heute, wo er ganz unerwartet, unvorbereitet traf."

Die Mutter gab ihm recht und ließ sich nun ausführlich berichten, was er von Haugwitz vernommen hatte. Sie gerieth in tiefe Bewegung, als er ihr die Worte wiederholte, welche der Mann, der in so naher Beziehung zu ihr gestanden, in der Ferne über seine Vergangenheit geäußert haben sollte — zu bezweifeln waren sie nicht, im Gegentheil hätte Frau Wanda vielleicht ergänzen können, was er nicht ausgesprochen hatte.

„Es ist gut so, mein Sohn," sprach sie, nachdem sie alles wußte. „Deine Schwester hat die schwere Prüfung, die ihr in jüngeren Jahren auferlegt war, längst überwunden, sie wird auch diese unglückliche Erinnerung überwinden und morgen so ruhig und so verständig sein wie immer. Du hast Dich klug und geschickt benommen, mein Sohn. Schlaf wohl, schlaf süß, mein Bernhard!" setzte sie zärtlich hinzu. „Bewahre Dich der Himmel vor Versuchung und erhalte Dein Herz noch lange frei. Es ist doch noch frei, Bernhard?"

Ein leichtes Erröthen stieg in dem Antlitze des Sohnes auf und ehe er antworten konnte, brach die

Mutter schnell ab. „Ich hoffe es ganz gewiß — gute Nacht!“ Bernhard küßte ihr die Hand und entfernte sich. — Frau von Linden fand ihren Gatten noch wach und auf die Meinungsäußerungen seiner Frau gefaßt, die er erst in aller Geduld, wie gewöhnlich, hinnehmen wollte, ehe er seinen Abendsegen sprach und sich zu unerweckbarem Schlaf auf das Ohr legte. Er saß also noch im Bette aufrecht und hatte die Nachtmütze vor sich liegen. — „Du bleibst ja heute recht lange auf, Mutter,“ empfing er die Gattin.

„Hältst Du mich wirklich für so phlegmatisch, daß ich schlafen könnte, ehe ich wüßte, was unser Kind so nahe betroffen hat?“ entgegnete Wanda.

„Ach Gott, der Erdmann hat sich nichts dabei gedacht — den mußt Du erst kennen lernen! Einen bessern Freund habe ich nicht auf der Erde, der gäbe sein letztes für mich hin. Du weißt ja auch, was ich Dir alles von ihm erzählt habe.“

„Das hast Du gethan, Linden, und es gehört keine große Menschenkenntniß dazu, um Deinen Erdmann bald zu durchschauen. Der Schlabrendorff, von dem er erzählte, ist wirklich Fabian.“

„Also richtig!“ sagte Linden. „Wie doch Menschen zusammenkommen können!“

Sie hätte vor dieser gleichmüthigen Bemerkung

über einen Zufall, von dem ihr Kind empfindlich berührt worden war, böse werden können, wenn sie ihren Gatten nicht besser verstanden, nicht gewußt hätte, daß es nicht Gleichgiltigkeit des Herzens gegen das Glück seiner Kinder war, die ihn so sprechen ließ, daß er im Gegentheil der zärtlichste Vater war, der gern alles that, um seine Kinder glücklich zu wissen. Er gehörte nur zu den Naturen, die sich nicht leicht in Schwung der Gefühle und des Ausdruckes bringen lassen: für das praktische Leben vielleicht die besten. Aber Wanda konnte darum nicht immer mit ihm harmoniren, da sie selbst ein zu reges und reizbares Gemüth besaß, darum vermochte sie auch nicht die Gegenrede auf seine Aeußerung zu unterdrücken.

„Alles, was nicht ein Kornfeld oder eine Heerde ist, läßt Dich kalt! — Es ist nun einmal so, verantworte Dich nicht, Du kannst nicht dafür, ich bin fern davon, Dich anzuklagen. Wir können auch ganz ruhig sein: Haugwitz weiß nicht, daß der Schlabrendorff, den er in Italien kennen gelernt hat, mit unserer Christine verlobt gewesen ist, ebenso wenig kennt er die nähern Verhältnisse, an denen er es errathen könnte, und daß er nicht durch uns etwas erfährt,

darauf darf ich mich wohl verlassen, so groß Deine Freundschaft für ihn auch sein mag."

„Das kannst Du, Mutter — wer wird in sein eigenes Fleisch schneiden?" erwiederte er.

Wanda schwieg, und er glaubte schon, einen langen zufriedenen Athemzug schöpfend, alles vorüber, als er von neuem beunruhigt wurde. „Was denkst Du über Bernhard und die Bärbel?" fragte sie.

„Kinderei!" gab er zur Antwort. „Sie ist ja noch ein pures Kind und er schilt sie alle Tage mehr als er schön mit ihr thut. Du machst Dir unnützige Gedanken."

„Für uns beide mache ich mir Gedanken — unnütz sind sie nicht. Besser vorbeugen als zu spät handeln. Du müßtest denn nichts gegen eine solche Verbindung haben."

„Ei freilich habe ich etwas dagegen!" versetzte er wärmer als sonst seine Art war. „Der Bernhard muß eine Frau haben, die ihm Geld in die Wirthschaft bringt, oder er geht zu Grunde. Ich bin zu gut gegen die andern gewesen, habe den beiden Jungen ihre Güter zu einem wahren Spottpreise überlassen, und die Mädchen, wie sie heiratheten, ausgestattet, als ob das ganze Fürstenthum Glogau mir gehörte — darüber ist der Jüngste zu kurz gekom-

men. Was Du noch hast, kriegt die Christel — und Läßnitz hier, wenn es der Bernhard einmal nach meinem Tode übernimmt, ist so verschuldet, daß er lieber gleich die Bude zumachen kann. Was soll ihm da eine Frau, wie die Bärbel, die gar nichts hat? Denn was sie vom Großvater noch erbt, das ist nicht der Rede werth. Der hat seinen Söhnen eben das Beispiel gegeben, wozu es führt, wenn man bei Lebzeiten noch alle warm setzen will und nichts für sich selber behält; ich war auf dem besten Wege, es ebenso zu machen, fehlte nichts weiter als daß ich Läßnitz dem Bernhard auch gleich gäbe und wir Alten uns bei einem von den Jungen zur Kost setzten!"

„Halt ein, Linden," unterbrach Frau Wanda den Strom seiner Rede, der, in sein wahres Bett geleitet, rauschend dahinfloß. „Mir ist es genug, Deine Meinung zu wissen, in welcher ich vollkommen mit Dir übereinstimme. Hätte ich vorher gesehen, daß es so kommen würde, so wäre die Bärbel wahrscheinlich bei einem andern Verwandten untergebracht worden. Aber sie versprach so wenig hübsch oder interessant zu werden, war auch so linkisch und kindisch, daß ich eine so schnelle und reizende Entwickelung nicht für möglich hielt, und nun ich sie wahrhaft liebgewonnen habe, ja ich

kann sagen, wie mein eigenes Kind, kann ich nicht zusehen, wie sie sich von einem Gefühle mehr und mehr verstricken läßt, das doch nimmermehr, wie leider die Verhältnisse sind, zu ihrem Glücke führen kann. Besser wäre es freilich gewesen, ich hätte früher eine Ahnung davon gehabt, es ist mir selbst unbegreiflich, daß ich so gar nicht an diese Möglichkeit gedacht habe — vielleicht darum nicht, weil mir die Bärbel immer wie mein Kind vorkam und ich beide als Geschwister ansah, bis plötzlich, wie eine Blume im frühsten Lenz, ohne daß man sie keimen und wachsen sieht, eines Morgens in voller Knospe prangt und nur auf den Sonnenstrahl wartet, um ihren Kelch zu entfalten, die Entdeckung ihrer jungen Liebe mich überraschte. Noch ist sie in der Knospe, aber es ist meine Pflicht, ehe der Sonnenstrahl sie völlig erweckt, wie eine Mutter für beide zu handeln. — Du schläfst wohl, Heinrich?"

Da sie keine Antwort bekam, verstummte sie, und tiefes Schweigen, wie es rings um das Schloß und über der Gegend herrschte, waltete nun auch in den inneren Räumen des alten Baues. Ob deßhalb aber alle Bewohner den friedlichen Schlummer gefunden hatten, ob nicht manches Herz vom aufgeregten Blute noch unruhig pulsirte, war sehr zweifelhaft.

Drittes Kapitel.

Innere Welt.

Der Morgen ging in aller Frühlingspracht auf. Der Himmel war wolkenleer, die Sonne entstieg einem wallenden Meere von Purpur und Gold und verklärte die freundliche Gegend mit schimmernden Lichtern. Hoch im Blau, fast unerkennbar dem schärfsten Auge, schwebte die Lerche und sang dem Schöpfer ihr Morgenlied, Finken schlugen in den Bäumen des Waldkopfes, der sich mitten in den fruchtbaren Feldern voll strotzender Wintersaaten auf einer niedern Bodenwelle erhob; eine geschwätzige Grasmücke, in den anmuthigsten Variationen ihrer tonreichen Kehle plaudernd, saß im blühenden Hollunder, welcher seine lichtblauen Dolden über die Mauer nicken ließ, die den Schloßbezirk einfaßte. Alles war voll freudigen Lebens. Aber der liebliche Charakter der Landschaft verschwand, wenn sich der Blick gen Osten kehrte. Dort hörte das saftige Grün auf, das dem Auge so wohlthat, man sah einzelne gelbliche Sandstreifen auf der bräunlichen Haide; hier und da ragten große Kiefern mit ihren knorrigen, weit ausgestreckten Aesten auf und durch einen Wall von niederm Weidengesträuch,

der jedoch weite Lücken bot, blitzte das Wasser eines ansehnlichen Flusses, das war die Oder.

Auf den Feldern regte sich schon der ländliche Fleiß, mehrere Gespanne waren in der Ferne zu sehen, wo Brachen umgestürzt wurden; ein Säemann mit dem blauen Säetuch um die Hüften wanderte, näher am Dorfe, den gezogenen Furchen nach und warf mit gleichförmigem Schwunge seine Körner hinein; den breiten Rain entlang trabte ein Reiter, der sein kleines Pferd nach dem Schlosse wandte, dessen graues Dach mit scharfer Firste über die Obstbäume des Gartens sah. Als er die Mauer erreicht hatte, wo der Hollunder herübersah, ließ er das Pferd Schritt gehen und hob sich in den Steigbügeln, um sich einen Blüthenzweig zu pflücken. In demselben Augenblicke flog ihm aber ein solcher, schon gepflückt, von oben zu, den er trotz seiner Ueberraschung auffing; ein lächelndes Mädchengesicht, mit einem Morgentuch um das blonde Haar, wurde im Laube über der Mauer sichtbar, wo ein kleines Thürmchen mit einer Plateform zur Ausschau in das Feld gebaut war. „Guten Morgen, Bernhard!“ hörte der Reiter sich grüßen.

Er erwiederte den Gruß herzlich, dankte für den Strauß und fragte, was Bärbel so früh schon im

Garten zu schaffen habe. — „Ich suche dem Großvater frische Blumen,“ erwiederte sie, „und sah mich auch nach Dir um. Du bleibst heute so lange — die Mutter wartet auf Dich mit dem Frühstück. Aber, Bernhard, reite nicht fort,“ setzte sie hinzu, obgleich er gar keine Anstalt dazu machte, sie neigte sich ein wenig über die verwitterte Mauerbrüstung, welche die Plateform mit krenelirten Zinnen umgab, und sprach in gedämpftem Tone: „Du mußt mir etwas sagen, Bernhard!“

„Wenn ich es weiß, ganz gewiß!“ versicherte er lachend über ihre Wichtigkeit.

„Versprichst Du mir das?“ fragte sie lebhaft.

„Hab' ich Dir schon etwas abgeschlagen?“ entgegnete er.

„Gut, Du versprichst es mir, und sein Wort muß man halten. Was war das gestern mit der Christel, das der Großvater meinte? Er schalt, daß Ihr es mir verschwiegen habt.“

Bernhard wurde ernster, doch sein Auge hing mit dem Ausdruck großer Innigkeit an Bärbchen's Antlitz, das bei ihrem so offenerklärten Wunsche mit verschämtem Lächeln erröthete. — „Willst Du es wirklich wissen?“ fragte er. „Verschwiegen mit Absicht hat es Dir niemand — aber was besser vergessen wird,

wenn es vergessen werden kann, das bleibt lieber unbesprochen. Hätte es der Anlaß gegeben, so würde Dir kein Geheimniß daraus gemacht worden sein, denn Christine hat keine Ursache, was sie gethan, zu verbergen."

„Nun aber ist der Anlaß da, Bernhard," erwiederte sie. „Glaube nicht, daß ich aus häßlicher Neugier frage. Ich habe Christinen so lieb, soll ich nicht wissen, was sie trauriges erlebt hat?"

„Wäre es nicht am besten, Bärbel," entgegnete er, „sie erzählte Dir alles selbst?"

„Gewiß! Aber wird sie das thun und kann ich sie fragen? Du hast es mir versprochen, Bernhard."

„Sieh, wie schlau Du mir auf Treu und Glauben ein Versprechen abgenommen hast!" rief er lächelnd — in demselben Moment sah er, wie Bärbchen sich rasch von ihm abwandte, und gleich darauf ihr liebliches Köpfchen über der Mauerkrone verschwand. Er glaubte die Stimme seiner Mutter zu hören, und war unschlüssig, ob er sich nicht auch bemerkbar machen sollte, um den Zufall, der sein Gespräch mit Bärbchen veranlaßte, nicht in ein verfängliches Licht zu stellen, da er sich der gestrigen Frage seiner Mutter erinnerte. Aber es ist schon übel, daß er überhaupt ein so ganz natürliches Verhältniß nicht mehr harm-

los betrachten konnte, daß er eine Begegnung, ein Gespräch ohne Zeugen mit seiner Kousine erklären und rechtfertigen wollte, und so zog er denn lieber den Zügel seines kleinen Schimmels an und lenkte ihn auf den Dorfweg zurück, den er nun im raschen Trabe verfolgte.

Auf der Plateform erschienen kurz darauf mit dem wiederkehrenden Mädchen zwei Andern. „Dort reitet er schon,“ sagte Bärbchen. „Ich habe ihm gesagt, daß er sich heute verspätet hat und daß Du mit dem Frühstück auf ihn wartest.“ — Die Mutter, zu welcher sie dieß sprach, blickte ihrem Sohne nach, welcher eben um die Hecken bog und dann nicht mehr zu sehen war, ihr Begleiter aber sagte neckend:

„Seht doch! Das ist ja ein ganz italienisches Stücklein gewesen: die Dame auf dem Balkon, huldreich herniederschauend und unten der Kavalier, welcher ihr ein Morgenständchen auf der Mandoline gebracht hat und damit ihr holdselig Antlitz an die Frische gelockt zu einem angenehmen Discorso.“

„Der Bernhard möchte ein schlechter Zitherspieler sein, Herr von Haugwitz,“ erwiederte Frau Wanda ohne ihre Nichte anzublicken, welche bei dem Scherze erglüht war. „Auch gibt dieß verfallene Gemäuer einen sonderbaren Balkon ab und italienisch dürfte

Euch unsere Landschaft so wenig vorkommen, als wir ehrliche Schlesier italienische Stücklein aufführen können."

„O der Schalk Amor treibt sein Spiel im Norden so gut wie im Süden! Aber nichts für ungut, Fräulein Barbarina, erlaubt mir diese unschuldige Verliebkosung Eures Namens, ich bin so sehr an die weichklingenden jenseit der Alpen gewöhnt. Das ist die Oder, nicht wahr? Wie es dort hinaus gleich unwirthlich aussieht! Ich habe ein theures Gelübde gethan, die Oder niemals zu überschreiten, man müßte mich denn gewaltsam hinüberschleppen, wie vor Zeiten die Mongolen und die — andern, wollt' ich sagen —"

„Sprecht es doch aus, Ihr meint die Polen, meine tapfern Landsleute!" versetzte Frau Wanda, von seinem plötzlichen Stocken belustigt. „O ja, ich glaube es wohl, daß die Polen zuweilen ihre abgefallenen Stammgenossen, die Schlesier, mit dem Schwerte heimgesucht haben und irre ich nicht, hat mir mein Oheim, der Starost von Belsk, von solchen Kriegszügen unter dem König Wladislaw Lokietek, oder wie die Deutschen ihn nennen, König Ellenlang, viel herrliche Thaten erzählt. Seht, lieber

Herr von Haugwitz, die ‚Bösen‘ — Ihr wißt doch, daß Euer Volk von sle, böse, seinen Namen hat?“

„Ach Du lieber Gott! sagte Haugwitz. „Wir Schlesier und böse! Kein gutmüthigeres Volk unter der Sonne!“

„Bis zur Schwäche — das geb' ich Euch zu. Ich wollte nur sagen, die Schlesier haben wenig Segen davon gehabt, daß sie von Polen abtrünnig geworden sind, und soviel Deutsche in ihr Land gezogen haben, bis ihnen selbst die alte Sprache verloren gegangen ist und nur dort oben“ — sie zeigte stromauf nach dem Flusse — „noch ein Kauderwelsch, das nur polnisch heißt, gesprochen wird. So stehen sie nun in der Mitte, gehören weder zum deutschen Reiche, noch zu einem andern, haben ihre vielen kleinen Fürsten und diese müssen sich's gefallen lassen, dem Könige von Ungarn und Böhmen als ihrem Lehnsherrn zu dienen. Wie anders, wenn sie bei dem mächtigen Reiche verblieben wären, das von der Ostsee bis an die türkische Grenze reicht und nun mit Lithauen vereinigt, bis zu den fernen Reussen!“

„Ihr seid erstaunlich bewandert in der Historie!“ versetzte Haugwitz. „Indessen will mir immer bei so mächtigen Reichen bange werden, daß die Hand des Herrschers nicht allezeit stark genug ist, und es

am Ende in sich selbst zerfällt, wie es dem Reiche der Römer ergangen, auf dessen Boden ich kürzlich gewandelt und traurige Spuren gefunden habe. — Kehren wir jedoch zu den beiden Herren zurück, die uns vermissen werden: ich bemerke, daß auch die schelmische Biondina uns verlassen hat, erlaubt Ihr mir Euren Arm?"

„Ich halte es für uns beide sicherer, über das lockere Gestein den Weg allein abwärts zu suchen," erwiederte Frau Wanda lächelnd, indem sie mit leichtem, gewandtem Tritt voranging. Ihre Rede bewährte sich — bald genug polterten Steine, welche unter dem gewichtigen Fuße des Gastes gewichen waren, hinter ihr drein, und ohne einen starken Baumstamm, den er, um wieder Halt zu gewinnen, umfaßte, hätte er wahrscheinlich einen schweren Fall gethan. Lachend versicherte er, daß ihm dergleichen auf seinen Reisen schon oft begegnet sei, er aber in allen Fährlichkeiten sich zu helfen wisse — nur nicht mit Damen, da laufe sein Schifflein, wie sie wohl schon bemerkt haben werde, fast mit jedem Worte auf verborgene Klippen.

„Nicht wahr, Ihr nehmt mir's aber nicht übel?" sagte er, als er ebenen Boden erreicht hatte und sich nun ohne alle Umstände ihres Armes bemeisterte.

„Mir sitzt nicht blos das Herz, sondern die ganze Seele auf der Zunge, aber ich meine es gut mit allen Menschen. Seht, da kommt schon der Heinrich. Was er mir für einen Blick zuwirft! Ich glaube, er ist schon eifersüchtig. O da sollte er erst eine Italienerin zur Frau haben!“

Herrn von Linden war diese Regung Zeit seines Lebens ferngeblieben, er hatte auch wohl keine Ursache dazu gehabt. Er kam, seinen alten Freund aufzusuchen, da er versprochen hatte, ihm heute früh auf einer Rundfahrt seine ganze Wirthschaft zu zeigen, auf welche er sich nicht wenig einbildete. Schade nur, daß Haugwitz deren Vorzüge nicht recht zu würdigen verstand, auch schien er nicht einmal große Lust zu haben, sich in die Geheimnisse der Oekonomie einweihen zu lassen, vor denen er seit früher Jugend eine gewisse Scheu getragen hatte: indessen mochte er seinen alten Heinrich, dem es soviel Vergnügen machte, nicht kränken und ergab sich denn in sein Schicksal. Bärbchen, welche vom Fenster aus ihn auf das Wäglein steigen sah, das ihn unter des Oheims Obhut auf den Feldern umherführen sollte, fand, daß er die Miene eines Lammes gehabt, welches zur Schlachtbank geliefert wird.

Unterdessen hatte die Mutter ihren Sohn, der

heute wirklich sehr spät zurückkam, mit einem leichten, scherzenden Vorwurf empfangen, der auch des Aufenthaltes am Luginsland, wie das verfallene Thürmchen genannt wurde, so unbefangen erwähnte, daß Bernhard unmöglich ihre Gedanken dabei durchschauen konnte. Er war aber nicht in gleichmüthiger Stimmung, seine Farbe wechselte mehrmals, wo gar kein Anlaß war, einmal sogar, während er still sein Frühstück verzehrte und die Mutter schweigend am Fenster stand, überlief sein Gesicht eine plötzliche Glut, als habe ihn ein jäher beunruhigender Gedanke überfallen. Frau Wanda entgingen diese verrätherischen Zeichen nicht, aber sie gab das nicht kund, sie sah kaum nach ihm hin und fing wieder ein harmloses Gespräch an, das ihm glücklich über die gefährliche Minute hinweghalf. Ihn aber versetzte das Bewußtsein seiner Unsicherheit in eine gereizte Stimmung, und diese gab ihm einen Geist des Widerspruches über gleichgiltige Dinge ein, den die Mutter nie an ihm gekannt hatte. Ihr Auge richtete sich nun mit einem Blicke auf ihn, vor dessen verwunderter Frage das seinige sich zu Boden senken mußte, doch diente das Zucken seiner Lippe nicht dazu, die Mutter über seinen Gemüthszustand zu beruhigen. Gern hätte sie ihn an ihr treues Herz

geschlossen und befragt, was ihn quäle, da sie diese bösen Zeichen nicht allein aus der verborgenen Neigung, welcher ja bis jetzt noch gar kein Hinderniß in den Weg getreten war, erklären konnte, aber sie wollte sein Vertrauen erwarten, und nicht erzwingen, fürchtete auch vielleicht durch unvorsichtige Worte Geister zu entfesseln, die nicht wieder zu bannen waren, und so glaubte sie am besten zu thun, wenn sie Bernhard sich selbst überließe. Ebenso unbefangen, wie sie bis jetzt mit ihm gesprochen, ging sie aus dem Zimmer, als habe das gar keine besondern Ursachen. „Das muß ein Ende nehmen,“ sagte sie für sich.

Seltsam! Auch Bernhard hatte denselben Gedanken. Als er allein war und sich keinen Zwang mehr anzuthun brauchte, trat ihm der Ausdruck seines leidenschaftlichen Gemüthes in jede Miene und er ging, das Auge zu Boden gesenkt, die Arme über der stürmenden Brust in das Kreuz geschlagen, heftig auf und ab. Zwei entgegengesetzte Gewalten rangen in ihm, wie zwei Gewitterwolken, jede von ihrem eigenen Sturmwind getragen, am Himmel zu schwüler Sommerszeit sich treffen und im furchtbaren Kampfe sich entladen. Wer hätte in diesem stillen äußerlich oft so kalten Jünglinge eine Glut der Lei-

denschaft gesucht, wie sie sich in seinem gährenden Antlitze aussprach! Was war ihm geschehen, nun diesen Ausbruch, der keinen Gegenstand hatte als sich selbst, zu rechtfertigen? Sich selbst, so war es! Er schalt sich einen Schwächling, einen weibischen Knaben, der sich von den männlichsten Vorsätzen durch kindische Gefühle abwendigmachen, zu einem Leben der Erbärmlichkeit verdammen lasse, ja so erniedrigt schon, daß er sich unglücklich fühle nur in dem Gedanken an die Laufbahn der Ehren und des Ruhmes, die er einst in seinen Träumen so schimmernd gesehen, so glühend erstrebt hatte! „Ein Ende muß das nehmen!“ rief er. „Immer fester schlingt sich die Kette um mich, die mich in unwürdige Thatenlosigkeit bannt — fasse ich jetzt nicht die Kraft zusammen, um sie zu sprengen, mag auch brechen, was da will, so bin ich verloren! Schon habe ich das Gefühl brennender Scham kennen gelernt, ich habe erröthen müssen vor diesem alten Manne, der nicht einmal kriegerischem Ruhme nachgestrebt hat — das soll aber anders werden, und gerade der kann mir helfen!“

Ein feines, fröhliches Gelächter unterbrach seine rastlos sich jagenden Gedanken und wie er betroffen aufsah, stand er vor der Thür und dicht vor ihm

Barbara, welche von ihm unbemerkt eingetreten war. Wie ein goldener Sonnenstrahl in düsteres Regengewölk traf ihn der heitere Blick ihres Auges, alles, was ihn bestürmt und gequält hatte, war in diesem Momente vergessen, die wunderbare Macht des Liebreizes, der sie umkleidete wie ein verklärender Lichtglanz, übte den alten Zauber auf ihn, und von dem Kampfe, den er eben bestanden hatte, vielleicht der eigenen Kraft beraubt, verlor er den letzten Halt, welcher ihm bisher noch geblieben war. — „Lachst Du über mein einsames Ringen?“ rief er. „Weißt Du nicht, daß Dir jeder Athemzug, jeder Pulsschlag meines Lebens gilt? Kannst Du mein spotten? Nein, nein! Du weißt es längst, was ich Dir nicht sagen durfte — Du hast mich lieb, Du stößest mich nicht von Dir — sage mir das!“

Er hatte die Hand des erbleichenden Mädchens ergriffen, er schlang seinen Arm um die Bestürzte, und zog sie an sein Herz — aber dieß wilde Beginnen, so ganz fremd an ihm, streng beherrscht wie sein Gefühl bis jetzt verborgen geblieben war, erschreckte sie; mit Kraft entwand sie sich ihm und entfloh. Kein Wort hatte er von ihr vernommen, keinen Blick hatte sie ihm geschenkt, aber die Thränen, welche aus ihren Augen perlten, waren ihm nicht ent-

gangen und fielen ihm wie brennende Tropfen auf die Seele. Er wollte ihr nacheilen, sie auf den Knieen um Verzeihung bitten, aber es war zu spät, und bitterer zerfallen mit sich selbst als zuvor, wäre er am liebsten hinausgestürzt in die dunkelste Tiefe des Waldes, um sein Antlitz vor allen Menschen zu verbergen, denn er wußte, daß er nicht mehr fähig war, dasselbe zu verstellen.

Aber das wäre feige Flucht gewesen, und nun einmal die Schranken zerschlagen waren, die er sich bisher selbst gesetzt, nun er gegen seine Geliebte den Ausbruch des langverhehlten Gefühls nicht mehr zu hindern vermocht hatte, wollte er auch allen Folgen stehen wie ein Mann. Das war jedoch nicht die klare Festigkeit eines gewonnenen Entschlusses, das war noch immer Leidenschaft und zwar böser Trotz. Wohl ihm, daß in diesem Momente nicht die Mutter zurückkehrte, sein kindliches Gefühl würde vielleicht dem Sturme, der ihn wie ein steuerloses Schiff dahintrieb, nicht Widerstand geleistet haben, und wenn er dann in Blick oder Wort die Ehrfurcht verletzt hätte, da er die Mutter allein als die Gegnerin seiner heißen Wünsche ansah, welch' ein Anlaß zu tiefer Reue für ihn! Die Mutter kreuzte aber seinen Weg vor der Rückkehr des Vaters nicht mehr, sondern

entzog sich ihm vielmehr, als er sie zuletzt aufsuchte, um, da er endlich ruhiger geworden war, sich mit ihr auszusprechen. Sie allein konnte ihn ja verstehen, sonst niemand. Er hatte auch, ungleich andern jungen Männern, keinen Freund, an den er sich mit offenem Vertrauen angeschlossen hätte; seine beiden Brüder, die nun schon ihren eigenen Herd gegründet hatten, waren an Sinnesart zu verschieden von ihm, Christine, die ältere Schwester, ging verständig aber kalt, ihren eigenen Weg, und von den Söhnen der benachbarten Familien, mit denen das Linden'sche Haus Umgang pflog, war auch nicht Einer, welcher Bernhard angezogen hätte. So war er auf sich selbst gewiesen, solange er denken konnte, und je nüchterner, alltäglicher sich sein äußeres Leben im Kreislauf der Landwirthschaft und des Verkehrs mit gleichgiltigen fremden Menschen gestaltete, umso reicher entwickelte sich in seinem Innern eine phantastische Welt, die er mit ihren zauberischen Bildern sorglich vor allen Blicken hütete wie einen verborgenen Schatz. Nur der Mutter war es bei ihrem Scharfsinn und weil sich in ihr wohl anklingende Saiten regten, nicht ganz verborgen geblieben, daß er einen Hort von wunderbarer Fülle in sich trage, sie überließ es aber der Zeit, zu guter Stunde ihn zu heben. Hätte sie freilich geahnt, daß

sich allmälig der Vorsatz in ihm gebildet und befestigt hatte, dem Vaterhause, in das ihn der Wille seiner Eltern gebannt, weil es sein künftiges Eigenthum werden sollte, zu entrinnen, so würde sie nicht so theilnehmend und freundlich auf ihn geblickt haben, wenn sie in seinen Augen las, daß ihn strahlende Bilder seiner Phantasie heimlich entzückten. Dieser Vorsatz war fast zur Reife der Ausführung gediehen, und es handelte sich nur noch darum, ihn zu verkündigen und sich die Einwilligung der Eltern zu erbitten oder nöthigenfalls zu ertrotzen, als Barbara's Eintritt in das Haus dessen Einförmigkeit mit einem neuen, fesselnden Reize schmückte. Sie war nicht auffallend schön damals, die Mutter hatte ganz recht, als sie gegen ihren Gatten aussprach, daß niemand hätte ahnen können, wie anmuthig sie sich, einer Frühlingsblume gleich, in wunderbarer Schnelligkeit entwickeln würde. Aber sie brachte ein herrliches Geschenk des Himmels mit, Frohsinn und Heiterkeit des Gemüthes, welche alles in ihrer Nähe erquickten, es war wie ein frischer Hauch, welcher mit ihrer Ankunft durch das Haus ging, und wenige Tage, so hatte sie sich alle Herzen gewonnen. Konnte Bernhard allein eine Ausnahme machen? Er fand nun den Anlaß nicht, seinen längstgefaßten Vorsatz aus-

zusprechen; anfangs täuschte er sich darüber, daß ihm eine Vertagung desselben ganz natürlich erschien, aber bald wurde er aufmerksam auf sich, und nun entstand aus erster Regung immer peinlicher jener Zwiespalt der Gefühle, der nur in einem verschlossenen, von ritterlichem Ehrgeiz und Thatendurst erfüllten Gemüthe eine so furchtbare Gewalt erreichen konnte. Er war sich bewußt, daß er gefesselt war, aber die Liebe hatte bereits ihre Nervenfäden zu dicht in sein Dasein geflochten, und machte ihn sogar in Momenten süßer Vergessenheit gleichgiltig gegen alles, das ihm einst als Ideal und Zweck seines Lebens vorgeschwebt hatte — umso stürmischer der innere Kampf, wenn er dann wieder zur Besinnung kam. Umsonst, daß er sich sagte: Lorbeer und Rose seien gar wohl zum Kranze zu vereinigen, um eines Mannes Erdenglück zu krönen — er hatte eine ganz andere Heldenlaufbahn im Sinne gehabt, als die eines bloßen Söldlings, der für fremde Fürsten und deren ihm noch fremdere Sache sein Schwert zieht und mit den glänzendsten Waffenthaten wohl Kriegerruhm, aber kein erhabeneres Ziel erringen kann. Darum wollte er Lorbeern pflücken im heiligen Dienste des Kreuzes als Streiter Christi in dem Ritterorden, der sich ausschließlich dem Kampfe gegen den

Erbfeind geweiht, der auf Rhodus noch in den griechischen Gewässern das Meer behauptete, und den Halbmond, welcher seit fünfzig Jahren die Kaiserstadt Konstantins am Bosporus bezwungen, wenigstens dort verhinderte, weiter um sich zu greifen: wie lange, das hing freilich von dem Eifer und Willen des Abendlandes ab, den wackern Glaubensstreitern Hilfe zu bringen. Bernhard hatte den Vorsatz gefaßt, in den Orden des heiligen Johannes von Jerusalem zu treten, in welchem ihm das höchste, der Stuhl des Großmeisters, erreichbar war: damit aber mußte er den Rosen der Frauenliebe entsagen! Begreifen wir nun, wie er mit sich selbst zerfiel, als er sich, ohne es zu ahnen, in süße Ketten verstrickt sah, als er diese zu sprengen nicht mehr den Trieb in sich fühlte, und der Ausweg sich ihm darbot, den Pfad des Ruhmes im profanen Kriege um irdischer Zwecke willen zu suchen, wobei er auch der Geliebten dienen und sich nach genossenen Ehren, wie seine Väter gethan, auf dem Stammsitze das eigene Herdfeuer anzünden durfte, mit Weib und Kindern! Dieser Ausweg eben war es, den er sich selbst als eine Unwürdigkeit vorwarf, um den er sich als einen Abtrünnigen betrachtete. Jetzt hatte er aber — so glaubte er! — die Schwäche überwunden. Gerade

der Ausbruch des verborgenen Vulkans hatte dessen siedenden Feuerstrom nun in kalte feste Lava verwandelt: mochte er auch blühende Reben der Verheißung in Asche verwandelt haben, das war vorüber! Die Geliebte hatte sich tiefverletzt von ihm abgewendet; was sie über seine wahnsinnige Begegnung dachte, mußte er tragen. Zur Mutter zog es ihn jetzt hin: er durfte zwar nicht hoffen, daß sie ohne Widerspruch seinen Entschluß billigen und genehmigen werde, aber er glaubte diesen Widerspruch besiegen zu können, und rechnete dabei auf einen Bundesgenossen, den Großvater. War er es nicht gewesen, der zuerst durch seine Erzählungen aus einem bewegten Leben, das er am Kaiserhofe, auf weiten Reisen und in den Kriegen seiner königlichen Oberlehnsherren zugebracht hatte, ehe er in seiner Heimath mit dem Amte eines Landeshauptmanns sich zur Ruhe setzte, in der Seele des Knaben den Funken entzündet, welcher still und verborgen fortgeglimmt, bis die ganze Seele von der Glut des Verlangens nach einem gleichen oder noch höhern Ziele erfaßt war? Hatte er ihm nicht mit Vorliebe das Bild zweier Helden gezeichnet, welche von Geburt nur Edelleute wie er, sich durch den Glanz ihrer Thaten und eigene Kraft auf den Thron ge-

schwungen hatten? Der Jugend scheint nichts unerreichbar: was Georg von Podiebrad, was Matthias Corvinus geglückt, konnte auch einem andern zu erringen möglich sein, und war es kein Königsthron, so bot sich der erregten Phantasie des Jünglings noch mancher Sitz der Ehren, eines kühnen Strebens werth! Die Einsamkeit, in welcher er mitten in der Familie geistig lebte, hatte diese Richtung seiner verschlossenen Gedanken noch mehr begünstigt; ein einzigesmal war er, begeistert durch eine besonders zündende Schilderung des Großvaters, gegen diesen mit einer blitzartig aufleuchtenden Idee aus seiner innern Traumwelt hervorgetreten, aber der alte Herr hatte ihn tüchtig ausgelacht, daher er sich dessen noch jetzt schämte. Von so hochfliegenden Hoffnungen durfte er nichts mehr verlauten lassen, aber er rechnete auf des Großvaters Beistand zu dem einfachen, praktischen Anliegen, das er seinen Eltern vortragen wollte. Ob nicht auch der Freund des Vaters, der ihm ja selbst schon zugeredet hatte, ohne zu wissen, daß er ihm aus der Seele sprach, ob dieser ihm vielleicht nicht auch von Nutzen sein würde? Vor allem aber mußte er die Mutter sprechen, sie hatte ein heiliges Recht auf sein erstes Wort.

Viertes Kapitel.

Entscheidung.

„Was hast Du, Kind? Was ist Dir? Wie kannst Du mir abläugnen, daß Dir etwas begegnet ist? Du hast geweint und sieh, Bärbel, die Thränen stürzen Dir noch jetzt aus den Augen — darf ich nicht wissen, was Dir geschehen ist?"

„Christine!" mehr vermochte das Mädchen nicht zu sagen, dann sank sie an Christinen's Brust und weinte so heftig, daß sie allem Zuspruch unzugänglich schien. Christine ließ sie gewähren, sie hatte selbst zu viel Leid erfahren, um nicht zu wissen, daß es durch Fragen und unzeitige Trostreden nur gesteigert wird. Aber sie besaß ein theilnehmendes Herz, und wo irgend in ihrer Nähe Gram und Kummer waren, da nahte sie gewiß, um zu helfen nach ihrer Kraft oder doch zu lindern. Was Bärbchen betroffen hatte, schien ihr eine dunkle Ahnung zu sagen, nur verkehrte diese das Verhältniß: es ist dem Herzen so eigen, in fremdem unbekannten Leid immer eine Aehnlichkeit mit dem eigenen Schicksal zu suchen. Hier aber täuschte sie sich — noch! müssen wir hinzusetzen. Und wie erstaunte sie, wie rann es

ihr plötzlich erkältend durch ihr warmes Mitleid, als Bärbchen von ihrer Brust, an der sie sich ausweinen sollte, ihr Antlitz erhob und Christine durch Thränen ihr Auge beseligt strahlen, in ihren Zügen voll lieblicher Scham ein verklärtes Lächeln aufgehen sah?

„Ich kann es Dir nicht sagen, Christine! Heute nicht — morgen vielleicht!“ Und sie schlang die Arme um Christinen's Nacken, küßte sie innig und eilte flüchtig von dannen. Da verschwand der milde Ausdruck, welcher das unschöne Gesicht der frühgealterten Jungfrau so freundlich machte, und ein herber Zug schnitt sich vom Munde zum Kinn eine scharfe Furche. Ruhig im Aeußern, als sei gar nichts geschehen, das sie berühren konnte, ging sie ihren Geschäften nach. Doch wollte die Schloßmagd, welche sie genau kannte, bemerken, daß sie nicht recht achtgab auf manches, und daß sie eine oder die andere Frage, die an sie gethan wurde, gar nicht hörte, sondern sich erst besinnen mußte. Dafür aber war sie gütiger gegen das Gesind als gewöhnlich, da sie sonst nicht das kleinste Versehen ungerügt hingehen ließ.

Der Großvater, der seiner Gewohnheit gemäß bald nach dem Frühstück in das Freie hinausgegangen war, wo er zuweilen weite Gänge, am liebsten längs des Flusses, unternahm, kehrte heute etwas früher

zurück. Er fand in seinem Zimmer, das zu ebener Erde lag, weil ihm das Treppensteigen nicht mehr zusagte, wie gewöhnlich frisch eingesetzte Blumen, aber seinen Liebling, der ihn sonst zu empfangen pflegte, sah er nirgend. Barbara hatte wahrscheinlich in der Wirthschaft helfen müssen, womit er ganz einverstanden war, daher fragte er nicht weiter nach ihr, sondern setzte sich, da die Sonne heiß zu glühen begann, wieder in den Schatten der Linde. Das Alter hat das Recht, zu ruhen. Er streckte behaglich die Glieder aus und gab sich einer wohlthuenden Beschaulichkeit hin, welche eben in sanften Schlummer übergehen wollte, als das Wägelchen seines Sohnes, der dem Freunde die Glanzpunkte seiner Feldwirthschaft gezeigt, wieder in den Hof rollte. Beide kehrten sehr zufrieden zurück, der Grundherr, daß er so treffliches aufzuweisen habe, der Gast, daß die Feldschau vorüberwar. Dieser fiel denn auch gleich den Großvater an, mit welchem sich doch wieder vernünftige Dinge, die nicht zwischen Oder und Bober eingespannt lagen, besprechen ließen; eben trat auch Bernhard, welcher den alten Herrn heute noch gar nicht gesehen hatte, hinzu, um ihm einen guten Morgen zu bieten, und die vier Männer saßen nun längere Zeit im Gespräch unter der Linde, zu

welchem freilich der Herr vom Hause das wenigste beitrug, nicht einmal ein aufmerksamer Zuhörer war, da es von Welthändeln geführt wurde, die ihn niemals beschäftigt hatten. Er dankte Gott, wenn er davon nichts hörte: die Zeit des wilden Hans von Sagan, dessen Fehden ganz Niederschlesien beunruhigt hatten, war ja glücklich überwunden. So dachte er denn, während sein Haugwitz wieder vom gelobten Lande Italien und den Gelüsten der Ligue von Cambrai auf Venedigs Reichthümer schwatzte, an seine heut eingeeggte Erbsensaat, vielleicht auch an gar nichts, bis ihn plötzlich sein Name aufschreckte, den der Freund mit erhobener Stimme rief:

„Ich glaube, der Kerl schläft uns ein!" lachte Haugwitz, als er den sonderbaren Blick bemerkte, mit dem er ganz verwildert angestiert wurde. — „Du sollst Deine Meinung auch sagen, denn Dich geht es ganz besonders an."

„Mich? Gar nichts!" versetzte Linden. „Und wenn sie Venedig in Stücke reißen, ich bekomme davon keins ab."

„Er hat wahrhaftig geschlafen!" rief Haugwitz. „Davon reden wir seit einer Stunde nicht mehr. Gerade Dich geht es an, was wir überlegten, wir wollen kein Komplott hinter Deinem Rücken schmieden."

„Komplott?“ fragte Linden ganz verwundert.

„Per Dio santo! Er weiß nicht, was ein Komplott ist! — Nun, wir wollen Dir Deinen Junker entführen! Ja, ja, Heinrich, sieh mich nur an. Ich bin's und mache mir eine Ehre d'raus, Erdmann von Haugwitz zu heißen. Dein Junge muß hinaus, er ist alt genug, braucht Dir nicht mehr am Rockzipfel und der Mutter an der Schürze zu hängen, muß sich 'was versuchen, sich durchschlagen in der Welt, hier wird nichts Vernünftiges aus ihm, wenn er wie'n Roßkäfer nicht über die nächste Hufe fliegt. Sieh Deinen Herrn Vater und mich an! Dein Herr Vater kann es mit dem stolzesten Granden von Hispanien an Ehr' und Ansehen aufnehmen, und ich habe mir doch wenigstens auch einen andern Wind um die Nase wehen lassen als den aus der polnischen Ecke.“

Linden war von dieser Ansprache, die über ihn herstürzte wie eine stäubende Lawine über das Haupt eines Bergwanderers, ganz betäubt, seine Fassungskraft gleichsam verschüttet. Sie mußten ihm zu Hilfe kommen, ehe er einfach begriff, was man eigentlich von ihm wollte: nämlich seine ausdrückliche Zustimmung, daß Bernhard das Haus verlassen und in die weite Welt gehen könne, wohin? das wußte

ihm Haugwitz nicht einmal zu sagen: wahrscheinlich auf gut Glück, wie der fahrende Schüler, der zuweilen von Breslau kommend, hier einsprach und um ein Nachtlager bat. Wie man seine Genehmigung dazu vernünftigerweise verlangen könne, sah er freilich nicht ein, daher versagte er sie auch ohne sich lange zu besinnen, und richtete sein Wort gleich an Bernhard, von welchem der dumme Gedanke doch wohl ausgegangen sein mußte. Das war aber nicht der Fall, sondern Haugwitz, der ihn schon gestern gegen den jungen Mann ausgesprochen, hatte ihn heute wieder aufgenommen und eifrig verfolgt, als er auch den Landeshauptmann gar nicht abgeneigt fand, ihm beizustimmen. Bernhard nahm demungeachtet, da die Sache einmal diese Wendung gewonnen, den Moment wahr und sagte auf das kurze: „Daraus wird nichts!“ welches ihn abfertigen sollte: „Ich kann nicht läugnen, lieber Vater, daß ich den heißen Wunsch hege, die Welt zu sehen und etwas zu leisten, das unserem Namen Ehre macht.“

„Kannst Du hier auch!“ versetzte der Vater. „Mache ich ihm keine Ehre?“

„Ihr habt des schlesischen Adels höchste Achtung, habt Eure Besitzung, die Ihr verwaltet, Eure Unterthanen, habt vor allem Eure Familie —“

„Kannst Du alles auch haben!“ wiederholte der Vater. „Es liegt nur an Dir, heirathe Dir ein braves Weib, das eine standesmäßige Mitgift hat, baue Dein eigenes Nest, so wird Dir nichts von alle dem fehlen, was ich besitze.“ — Darin hatte er recht und der Sohn konnte ihm nicht widersprechen, aber er sehnte sich eben nach mehr als der Vater besaß, und zu würdigen wußte.

„Dazu ist es noch zu früh, Heinrich,“ kam ihm der Großvater zu Hilfe. „Oder wenn nicht zu früh, denn ich habe auch jung geheirathet, so doch noch immer Zeit, wenn er sich etwas versucht hat und heimkehrt nach zehn Jahren. Die schlesischen Fräuleins sterben nicht aus. Herr von Haugwitz sieht sich jetzt erst unter den Töchtern des Landes um, nachdem er gefunden hat, daß er sich daheim bleibend niederlassen kann.“

„Ob bleibend — das fragt sich!“ erklärte Haugwitz im Widerspruche mit seinen gestrigen Aeußerungen. „Es ist zwar sehr hübsch daheim, aber draußen, wenn man einmal bessere und prachtvolle Gegenden kennen gelernt hat, so zieht es Einen mächtig wieder hinaus. Bei den Töchtern des Landes möchte ich alter Gesell wenig Glück machen, ich

glaube, daß ich am besten thue, den Junker, wenn Du ihn freigibst, wieder zu begleiten."

„Ich gebe ihn aber nicht frei, kann mir nicht helfen," sagte Herr von Linden hartnäckig. „Nicht wahr, damit er auch unsere liebe Schlesing verachten lernt, wie Du soeben gethan hast, Erdmann. Wir, die wir nichts besseres und prachtvolleres kennen gelernt haben, uns gefällt es ganz gut. Und dabei soll mein Junge auch bleiben. Ich möchte wohl wissen, was er draußen will."

Das konnte ihm Bernhard nicht erklären, auch kannte er seinen Vater genugsam, um sich zu sagen, daß, wenn er eine Willensmeinung entschieden ausgesprochen hatte, es fast unmöglich war, ihn zu einem Nachgeben zu bewegen: nur die Mutter wußte das zu guter Stunde durchzusetzen. Bernhard schwieg also und stellte seine Hoffnung eben auf die Mutter, mit welcher er noch nicht gesprochen hatte: schlug diese Hoffnung fehl, dann blieb ihm als letztes Mittel nur noch ein Schritt übrig, vor welchem sein kindlicher Sinn sich sträubte. Er wies ihn auch in Gedanken zurück. Aber der Großvater nahm noch einmal für ihn das Wort und setzte dem Sohne in ruhiger, einfacher Rede auseinander, wie es zu Bernhard's bestem sei, Erfahrungen zu sammeln, die er

daheim nimmer gewinnen könne, die ihm jedoch für alle Lagen des Lebens, in die er bei den immer ungewissen Zeiten kommen möchte, vom größten Nutzen sein würden. Gegen seinen Wunsch werde Bernhard natürlich nicht handeln, sondern sich gehorsam in alles fügen, was über ihn bestimmt sei, doch möge alles erst reiflich zu überlegen sein, ehe ein Entschluß ausgesprochen werde. Linden hörte seinen Vater, wie immer, achtungsvoll an, aber erschüttern konnten seine eindringlichsten Worte die einmal vorgefaßte Meinung nicht, die von seinem Standpunkte aus wohlbegründet war. Langes Ueberlegen kannte er nicht: von Natur mit einem praktischen Blicke begabt, fand er schnell immer das rechte, wenigstens nach seiner Ueberzeugung. Bei der ersten Klarheit, um was es sich hier handle, waren ihm sofort, wie zu einer Heerschau, alle Gegengründe, die für ihn Geltung hatten, in geordneter Reihe vor die Seele gerückt, worunter auch ein sehr trivialer, aber leider im gewöhnlichen Leben nur zu schwer in die Wagschaale fallender, sich fast obenan stellte: die Kosten der Ausrüstung zur Reise, an Waffen, Pferden, mit einem Diener, und dann der Unterhalt in der Fremde. Daß die Vermögensumstände des Herrn von Linden durch die vorzeitige Uebergabe des Erbtheils an seine

Kinder nicht die glänzendsten waren, wußte sein Vater doch auch, er begriff daher nicht, wie dieser ihm zureden konnte und er glaubte ihn am sichersten aus dem Felde zu schlagen, wenn er ihn gerade bei dem schwierigsten Punkte angriff.

„Lieber wäre es mir," antwortete er, als der Großvater seine Rede geendigt hatte, „wenn der Bernhard sich gar nicht erst solche Dinge in den Kopf gesetzt hätte. Ich könnte ihm schon beim besten Willen nicht helfen, denn es sind jetzt schlechte Zeiten und noch mehr in Schulden stecken mag ich mich nicht, mein ganzes Hauswesen ginge dabei zu Grunde. Wenn er sich selbst die ganzen Kosten der Ausrüstung schaffen kann oder sich der Herr Vater oder mein Freund Erdmann dazu entschließt, so möcht' es schon sein."

„Ich nehme Dich beim Worte, Heinrich," sagte der Großvater. „Die Ausrüstung werde ich schaffen!"

„Ihr, Großvater?" rief Linden, halb ungläubig, halb erschrocken, daß es doch Ernst werden könne.

„Ich, mein Sohn!" bestätigte der Landeshauptmann ruhig und winkte Bernhard, der überrascht und freudig aufgesprungen war, sich still wieder zu setzen. „Hast Du mich für einen so schlechten Wirth gehalten, daß ich mir keinen Sparpfennig zurückgelegt hätte?

Den will ich nun auf gute Zinsen legen, denk' ich. Bedanke Dich jetzt bei Deinem Vater, Bernhard. Du hast die Erlaubniß, die Du Dir gewünscht hast und ich hoffe, Deine Mutter, wenn sie auch ihr Söhnchen nicht gern scheiden sieht, wird sich doch darein finden."

„Aber, Großvater," rief Herr von Linden, „hab' ich denn mein Wort ohne Umstände gegeben? Das hab' ich nimmer gemeint. Laßt es uns doch erst überlegen, wie Ihr selber gesagt habt. Ich muß doch auch erst mit meiner Frau sprechen — wollt Ihr, daß ich hinter ihrem Rücken, wie ein Seelenverkäufer, den Sohn hingebe?"

„Nun schäme Dich, Heinrich!" versetzte Haugwitz. „Hat Deine Frau also das Regiment? Fürchtest Dich vor ihr? Ueberlaß mir das, ich werde schon mit der klugen und verständigen Dame die Sache in Ordnung bringen, sie verliert ja den Junker nicht auf ewig, er kommt zum Ritter geschlagen mit Glücksgütern aller Art, die er sich erobert hat, zurück, und die Frau Mutter bleibt ja doch nicht allein und verlassen daheim, sie hat meine Pathe Erdmuthe und die kleine Biondina — seht, da kommt sie gerade aus dem Hofe, soll ich flugs mit ihr reden?"

„Erlaubt Ihr, Vater, daß ich der Mutter vor-

trage, was wir besprochen haben?" fragte Bernhard rasch.

„Meinetwegen thue es, aber ich bitte mir aus, daß Du nicht denkst, mein Wort schon in der Tasche zu haben," erwiederte der Vater, und während Bernhard der Mutter entgegenging, um sie zu einem Gespräche unter vier Augen seitab in den Garten zu führen, wandte sich Linden mit verdrießlichem Gesicht zu seinem Jugendfreunde: „Du hast mir diese Suppe eingerührt mit Deinen Erzählungen und Anpreisungen der Fremde, alsob gar kein Mensch mehr zufrieden daheim leben könnte. Hättest mir keinen größern Gefallen thun können, ich danke Dir's!"

Haugwitz suchte ihn zu beruhigen und sich zu entschuldigen, der Großvater erhob sich langsam und ging, ohne sich weiter um ihre widerstreitenden Meinungen zu kümmern, nach dem Garten, offenbar in der Absicht, seinem Enkel, im Fall er sein bedürfe, auch gegen die Mutter zu Hilfe zu kommen.

Er bedurfte aber des Beistandes nicht. Denn noch ehe der Großvater beide erreichte, die im Gespräch den Hauptgang zwischen den Obstbäumen dahinwandelten, waren sie schon einig. Zu seiner größten Ueberraschung hatte Bernhard die Mutter, als er ihr im Drange des Augenblickes ziemlich ungeschickt seine

Eröffnung gemacht, gar nicht so entschiedene Gegnerin des Planes gefunden, als er befürchtete; sie war wohl im ersten Momente, weil er so gar keinen rechten Eingang gefunden, durch seine Mittheilung betroffen gewesen und hatte ihn mit einem großen, schmerzlichen Blicke, der ihm in der Seele wehthat, gemessen, aber dann war sie gleich zu voller Fassung gekommen und hatte gesagt: „Du magst recht haben, mein Sohn. Es ist gewiß gut, wenn Du eine Zeitlang in andere Verhältnisse kommst. Ich werde mit dem Vater darüber sprechen." Sie hatte sich dann von ihm berichten lassen, daß es nicht ein Einfall von heute, die plötzliche Anwandlung des Augenblickes hervorgerufen, wie der Vater auch gemeint, durch die Erzählungen des Herrn von Haugwitz, sondern ein längstgehegter, nur verschwiegen gehaltener Wunsch sei; fein, wie sie zu fragen verstand, wurde sie auch darüber klar, daß zwischen diesem Wunsche und anderen Befürchtungen, die sie hegte, kein Zusammenhang obzuwalten schien, denn Bernhard versicherte offen, daß er sich schon jahrelang damit getragen, aber freilich blieb ihr noch immer der Gedanke, daß vielleicht irgend ein bestimmter Anlaß die jetzige Enthüllung seiner Wünsche bestimmt habe; war das der Fall und Barbara die Ursache, dann konnte sie viel-

leicht ganz ruhig sein, dann wäre der Grund, der seine Entfernung selbst für die Mutter wünschenswerth machte, vielleicht beseitigt gewesen und er hätte ebensogut hier bleiben können, sicherer indessen war seine Entfernung gewiß, denn wenn er auch gegenwärtig, wie es schien, seine Neigung nicht erwiedert sah, so bürgte das nicht für künftige Tage. Frauensinn ist wandelhaft, gestand sich die Mutter selbst. Sie nahm sich daher vor, wie schmerzlich ihr auch die Trennung von dem letzten Sohne war, der überdieß nicht im Lande wie seine Brüder bei friedlichem Leben blieb, sondern hinaus in Gefahren zog, seinem Wunsche förderlich zu sein und war sich bewußt, ihren Gatten dazu bewegen zu können. So fand der Großvater, als er sich bei der Umkehr zu ihnen gesellte, schon alles in Richtigkeit und fügte nur noch die Erklärung hinzu, daß er selbst alles besorgen werde, was zur Ausrüstung nöthig sei. Frau von Linden ahnte jetzt, auf welche Weise der Vater sich habe fangen lassen und ging mit ihm die Rücksprache zu nehmen, welche er sich, wie der Großvater der Wahrheit gemäß berichtete, ausdrücklich bedungen hatte, ehe er ein bindendes Wort geben könne. Der alte Herr begleitete sie.

Bernhard hatte bis jetzt den eigentlichen Kern

seiner Vorsätze, daß er in den Johanniter-Orden treten wolle, nicht enthüllt, es dünkte ihm aber unredlich, denselben zu verschweigen. In der schwärmerischen Glut seiner Phantasie sah er sich längst als ein Mitglied der heiligen Brüderschaft an, er hatte das Gelübde derselben in seinem Herzen schon geleistet, als ihn einst in einsamer Stunde die Begeisterung für seine Idee der armseligen Wirklichkeit entrückt hatte: das war geschehen, noch ehe Barbara in das Haus gekommen war. Deßhalb sah er es für eine sündhafte Bethörung an, daß er sich habe seinem hehren Berufe so lange entfremden lassen, und was er heute in der Leidenschaft gegen sie ausgesprochen, das galt ihm gar für baaren Eidbruch. Den konnte er nur sühnen durch offenes Bekenntniß, und er wählte zu seinem Beichtiger den Großvater, durch welchen er am besten bei Barbara vertreten werden konnte. Ehe er jedoch dazu kam, mit ihm zu reden, da er sich, wie gesagt, mit der Mutter zur gemeinschaftlichen Berathung begeben hatte, wurde Bernhard festgehalten durch Herrn von Haugwitz, dessen gutmüthiges, braunes Gesicht vor Vergnügen strotzte.

„Seht Ihr, Junker Bernhard, das habt Ihr mir zu danken!“ rief er, sobald er seiner habhaft

wurde. „Ohne mich wäret Ihr hier verbauert, wie — ich wollte sagen, wie man viele Exempel hat, nehmt mir's nicht übel. Nun wollen wir aber dabei nicht stehen bleiben, ich will Euch weiter mit gutem Rath unterstützen, denn ich glaube wohl, daß ich auch mitreden kann, wenn von Gottes schöner Welt gesprochen wird, besser als Einer hier, den Herrn Landeshauptmann ausgenommen. Von der Ausrüstung zuerst. Laßt Euch um Gotteswillen nicht viel Zeug aufschwatzen — je weniger man bei sich hat, desto mehr ist man ein freier Mensch. Geld, ja! Soviel Ihr davon mitbekommen könnt, aber sonst nur die Nothdurft. Wie Ihr mich hier seht, bin ich mit zwei Stück von jeglichem, was der Mensch auf dem Leibe zu tragen hat, sieben Jahre lang durch die Welt geritten, habe alles auf meinem eigenen Pferde geführt — nicht dieser schändlichen Kreatur, mit der mich ein Stradiot in Vincenza betrogen, davon erzähle ich Euch noch, sondern auf einem prächtigen Rappen, den ich leider eingebüßt habe — seht! und keinen Diener bei mir, das ist die Hauptsache! Da ist man erst der wahre freie Herr, man verläßt sich auf keinen andern, der gerade immer fehlt, wo man ihn braucht, oder der vergißt, was man befohlen hat, man kann thun und treiben, was man will, wird

nicht belauscht und mit schändlicher Nachrede beschimpft, hat nicht ewig zu schelten und zu schlagen, kurz, man ist unabhängiger, wie ein König. Versteht man nicht ein Pferd, wie es sich gehört, zu versehen, zu striegeln und zu warten, zu satteln und zu packen, nun, so geht man zu Fuß — hab's auch versucht, Junker Bernhard, gefiel mir gar nicht übel, wo ich keine Eile hatte. Da kommt man überall durch und hat nicht für zwei Magen zu sorgen. Ich dächte überhaupt, junger Freund, Ihr finget klein an, rüstetet Euch aus mit allem, was zum Kriegsdienst bei dem neuen Fußvolk des Kaisers gehört und versuchtet es erst einmal damit. Ihr werdet doch das Schwert führen können, Fechten, wie? Nun, zum Spieß braucht Ihr nur Kraft, die seh' ich Euch an. Der Doppelsold, den Ihr als junger Gesell von Adel, wenn Ihr mit Helm und Bruststück zur Musterung durch die Pforte von Spießen geht, auf alle Fälle bekommt, ist doch auch nicht zu verachten: das gibt acht Gulden monatlich, haltet Ihr Euch wacker, und vertraut man Euch das Fähnlein zu tragen an, bekommt Ihr vierundzwanzig. Wenn Ihr auf Euren eigenen Zaum durch die Welt reitet, wie ich gethan, müßt Ihr von Eurem eigenen Gelde zehren, und wenn Ihr damit fertig seid, wer gibt Euch etwas? Absonderlich

unter fremdem Volke, wo man nicht so leicht einen Landsmann und guten Gesellen trifft, der von seiner Habe mit Euch theilt. Sollte Euch das aber einmal begegnen und Ihr seid nicht weit von Brescia — was lacht Ihr, junger Freund?"

„Weil Brescia Euer drittes Wort ist, Herr von Haugwitz, wenn Ihr von Euren Reisen erzählt," antwortete Bernhard. „Brescia muß Euch in besonders gutem Andenken sein oder Ihr habt dort Eure größten Heldenthaten verrichtet?"

„Wollt Ihr mich foppen, junges Blut? Cospetto! Ich habe zwar keinen Kriegsdienst gethan, weil ich mich nicht binden wollte durch einen Eidschwur, der mir vielleicht drei Tage d'rauf leid würde, aber mit der Klinge bin ich nicht faul gewesen, wo mir Einer zu nahe kam. Raufen und Balgen ist aber nach meinem Dafürhalten keine Ehre, darum erzähle ich nicht davon, sonst könnt' ich manches Geschichtchen auftischen, habe auch, wie Ihr seht, ein Wahrzeichen davon getragen —" er zeigte auf einen schmalen blutrothen Streifen, der schräg über seine Stirn lief — „und noch vier könnt' ich Euch an meinem Leibe aufweisen, wenn sich's lohnte. In Brescia habe ich keine Ursache zum Raufen gehabt, obgleich man den Brescianern darin viel böses nachredet. Ich habe im

Gegentheil dort Liebe und Freundschaft genossen und darum sagt' ich eben, wenn Ihr einmal in Noth gerathet und seid in der Nähe von Brescia, so wendet Euch dort an den Kaufherrn Filippo Diodati, nennt meinen Namen, aber Ihr müßt Ermanno sagen, Signor Ermanno, und fordert ein Darlehn auf meine Bürgschaft, so hoch Ihr wollt: es wird Euch nicht abgeschlagen werden. Aber hütet Euch vor den Feueraugen seiner Tochter, die muß nun herangewachsen sein; sie war als Kind schon von sechs Jahren, wo ich sie zuletzt gesehen, bildschön, und die Leute sagten mir, als ich im vorigen Jahre dort war, daß sie im Kloster, wo sie erzogen worden, ein solches Wunder von Schönheit geworden sei, wie noch kein Auge erblickt. Ich hätt's Euch nicht sagen sollen, denn Ihr seht mir nicht aus, als würdet Ihr einem schönen Mädchen aus dem Wege gehen."

„Doch vielleicht, Herr von Haugwitz," erwiederte Bernhard mit verdüstertem Blick.

Haugwitz lachte laut. „Nun, ich warne Euch auf alle Fälle vor der kleinen Fiorina Diodati, damit ich mein Gewissen salvire. Schreibt Euch den Namen hinter's Ohr, und wenn Ihr ihn zu Brescia hört, so schlagt die Augen nieder, damit Ihr nicht verzaubert werdet, denn ich sag' Euch, ein italie-

nisches Auge kann nasses Holz in Brand setzen.“ In so eigenthümlich prosaischen Ausdrücken sorgte er immer, wenn auch unbewußt, dafür, daß seine Vorliebe für den Süden nicht allzu begeisternd wirke, und Bernhard mußte darüber trotz seiner ernsten Stimmung lächeln. Er lenkte nun das Gespräch wieder auf die praktische Seite und ließ sich von dem erfahrenen Manne, ohne ihm seinen eigentlichen Plan zu entdecken, über manches belehren, was ihm für die nächste Zukunft nützlich sein konnte. Mitten in ihrer Unterhaltung erscholl die Glocke, welche zur Mittagsmahlzeit rief, und bei ihrem Klange fiel es mit einemmale dem Jünglinge schwer auf das Herz, daß er jetzt mit Bärbchen zusammentreffen müsse, noch ehe er wieder gutgemacht, wozu er sich hatte hinreißen lassen. Wiederum lohte die verrätherische Glut, die ihn bei jedem beunruhigenden Gedanken gleich überfiel, in seinem Gesichte auf und setzte selbst den arglosen Erdmann in Verwunderung; wiederum zürnte Bernhard mit sich selbst, daß er, vom Wellenspiel seiner inneren Strömungen getrieben, die Zeit ohne Entschluß und That habe verstreichen lassen — welch' eine Mitgift auf den Pfad durch eine fremde, schonungslose Welt, diese Hingebung an den Moment, dieß Gehenlassen der Dinge ohne mit fester Hand

das Steuerruder zu fassen und dem Schifflein die Richtung zu geben!

Fünftes Kapitel.

Ein fernes Ziel.

Barbara kam nicht zur Tafel, ihr Platz blieb leer. Niemand fragte nach ihr! Es brannte in Bernhard's Seele das Verlangen dazu, aber er hatte den Muth nicht — und gerade das mußte in aller Augen auffällig sein, er fühlte es wohl, und dennoch! Daß vor seinem Erscheinen, welches er verzögert hatte, die Ursache von Bärbchen's Ausbleiben erklärt worden war, sah er ein; daß niemand sie ihm mittheilte, erschien ihm aber so unnatürlich, wie sein eigenes Benehmen, daß er sie gar nicht zu vermissen schien. Oder sollte sie noch kommen? Auch diese Erwartung erfüllte sich nicht, denn die Magd, welche die Speisen auftrug, stellte den leeren Stuhl vor Bärbchen's gewohntem Platze neben dem Großvater still beiseite. Nun blieb ihm nichts übrig, als nach ihr zu fragen, und sein Ton nahm in der Unsicherheit seines Bewußtseins einen hastigen, herrischen

Klang an, über den er selbst erschrocken sein würde, hätte er ihn nur vor dem innern Aufruhr klar hören können. Denn was konnte Bärbchen fern halten als Krankheit? Und war das der Fall, warum sagte man ihm nichts davon? Gab es einen Grund dazu, welcher andere konnte es sein, als daß eine Anklage wider ihn erhoben worden war, wenn nicht durch Barbara, doch durch diejenige Person, welcher sie ihr Herz ausgeschüttet hatte? Soweit war er grübelnd gekommen, sehr weit von aller natürlichen Auffassung, wie gewöhnlich, und als er auf seine fast gereizte Frage von der Mutter die Antwort erhielt: „Weißt Du es nicht? Die Bärbel hat der kranken Pfarrerin Essen hingetragen und wird heute wieder bei ihr bleiben, wie neulich auch schon" — konnte er darin nur eine Absichtlichkeit erkennen, obwohl er sich erinnern mußte, daß bereits gestern davon die Rede gewesen sei. Er beobachtete nun, während die ältern Herren sich unterhielten, und auch die Mutter, wenn irgend ein Gegenstand des Gespräches das Interesse ihres lebhaften Geistes in Anspruch nahm, Fragen oder Bemerkungen that, die Gesichter, ob er seine Vermuthungen darin bestätigt finden könne, und bei der vorgefaßten Meinung gelang ihm das bald. Niemand schien ihn zu beachten; es war als ob er

gar nicht mit an der Tafel säße, als ob selbst der Großvater absichtlich vermeide, ihm einen Blick seines großen, hellen Auges zu schenken. Daß er bei diesem unruhigen Forschen seinerseits von der neben ihm sitzenden Schwester scharf beobachtet wurde, bemerkte er gar nicht. Da faßte er einen großen, trotzigen Entschluß. Durch ein einziges Wort konnte er ja die Anklage, daß er heimlich, gegen den Wunsch und die Ansichten seiner Eltern, die er wohl kannte, Bärbchen's Herz zu gewinnen versucht, und heute geradezu um sie geworben habe, niederschmettern — welches Licht er aber dadurch auf sein heutiges Benehmen warf, das fiel ihm wieder gar nicht ein! Und so erhob er denn, als eine zufällige Pause ihm die willkommene Gelegenheit bot, seine Stimme, die anfangs bebte, bald aber einen festen, zuletzt gar einen emphatischen Klang gewann.

„Wir sind nun eben alle zusammen," sprach er, „die Leute haben uns allein gelassen und ich kann meine Pflicht thun. Euch, Herr Vater und meiner Frau Mutter danke ich wie ein treuer Sohn, daß Ihr meinem Wunsche nicht hinderlich gewesen seid, sondern ihn durch Eure Einwilligung erfüllt habt — ich bitte Euch ferner um Euren Segen. Ihr, mein theurer und verehrter Großvater, seid mir durch

Eure Großmuth behilflich gewesen, daß alles ins Werk gesetzt werden kann, ich danke von ganzem Herzen dafür, wie auch dem Herrn von Haugwitz, daß er mit seinem Rathe mir beistehen will. Es wäre aber wohl ein thörichtes Beginnen, ohne vorbedachten Zweck in die Fremde zu gehen, nur Abenteuer suchend, wie man in alten Sagen liest."

„Gewiß wäre das Thorheit," unterbrach ihn der Großvater, welchem die lange Rede des jungen Menschen nicht recht ziemlich erschien. „Das soll für Dich wohl überlegt werden. Ich habe schon meine Gedanken für Dich."

„Auch ich habe Euch meine Meinung nicht vorenthalten," sagte Haugwitz. „Mir ist noch eingefallen, daß ich eine gute Empfehlung mitgeben kann an den Herrn Grafen Eitel Friedrich von Hohenzollern, des Kaisers Rath, welcher ihm ganz besonders bei der Aufrichtung des neuen Fußvolkes die wichtigsten Dienste geleistet hat."

„Vielleicht, wenn Ihr Herren es erlaubt," nahm die Mutter das Wort, „möchte wohl das nächste und einfachste sein, Bernhard ginge zuerst an den Hof nach Prag. Der gute König Wladislaw kennt meine Familie genau, sein vertrautester Freund, noch ehe er die Krone von Böhmen trug, war mein Vetter

Kasimierz Tarnowski, er hat auch mich in frühern Jahren gekannt, als ich zu Krakow eine Zeitlang bei meiner Tante Zalewska wohnte, gewiß wird er meinen Sohn freundlich aufnehmen und in Ungarn, wohin der König sich bald wieder begibt, kann er sich die goldenen Sporen verdienen, welche ja doch das Ziel seiner Sehnsucht sind."

„Wollt Ihr mir erlauben, meine eigene Absicht auszusprechen?" fragte Bernhard ehrerbietig.

„Dich geht es freilich am nächsten an" — erwiederte der Vater. „Also rede."

„Ich kann wenig Glück, noch weniger Ruhm darin finden, wenn ich an dem Hofe eines Fürsten, ja selbst im Kriegsheere eines Fürsten für eine fremde Sache dienen sollte. Mein Wunsch ist, mich auf immer zu einem Streiter des Glaubens zu weihen. Von den drei Ritterorden der Kreuzzüge sind zwei noch übrig, einer ist diesem heiligen Berufe fremdgeworden, und hat sich einem weltlichen Herrn, dem Könige von Polen, zu Lehn geben müssen, auch ist seine Sendung erfüllt, seit die Lithauer zum Christenthume bekehrt sind, aber der andere hält noch das Kreuz hoch im Morgenlande, das ist der Orden Sanct Johannis von Jerusalem, und ich kenne nichts

höheres, als mich in seinen Bund aufnehmen zu lassen."

Er sprach es mit begeisterter Stimme aus und blickte strahlenden Auges umher; der Eindruck aber, welchen diese überraschende Erklärung machte, war ein sehr verschiedener. Beifall konnte er in keinem Antlitze lesen, der Großvater sah ihn ernst und forschend an, der Vater mit starrem Erstaunen — in den Zügen der Mutter malte sich schmerzliche Bestürzung, ihr Auge blitzte durch Thränen, Christine wußte das ihrige dem Blicke des Bruders zu entziehen, sonst hätte er vielleicht darin gefunden, was ihm das räthselhafte, bitter verächtliche Zucken um ihren Mund erklären konnte. Nur Haugwitz hatte im ersten Moment ein Wort der Entgegnung.

„Johanniter wollt Ihr werden?!" rief er. „Was fällt Euch ein? Vor Alters, ja, da wäre vielleicht in einem solchen Orden etwas zu holen gewesen, aber heutzutage ist es eine Tollheit, nehmt mir's nicht übel! Die Templer sind verfolgt und verbrannt worden, die deutschen Herren, wie Ihr selbst gesagt, haben sich den Polen unterworfen, und mit den Rhodisern oder Johannitern werden die Türken bald ein Ende machen. Wer zu Schiff gehen will, sucht sich doch nicht ein wurmstichiges Fahrzeug aus. Einen

Kreuzzug bringt kein Papst mehr zu Stande und wenn Peter, der Einsiedler, noch einmal vom Himmel käme, das Kreuz zu predigen. Ich wollte mich erbieten, das rothe Tuch dazu umsonst zu liefern, nicht zehn Ellen würde ich zerschneiden. Nein, Junker Bernhard, das ist eine Luftblase, die Euch im Gehirne aufgequirlt ist, laßt sie zerplatzen. Wollt Ihr durchaus den armen Türken zu Leibe, so geht mit König Bene, wie sie unsern guten Herrn nennen, nach Ungarn, da könnt Ihr Euch nach Herzenslust mit ihnen herumsäbeln. Wenn Ihr aber klug seid, so folgt Ihr meinem Rathe und zieht nach dem goldenen Lande Italien: da findet Ihr alles, was ein junger Gesell sich nur wünschen kann."

„Beantworte mir eine Frage," begann der Großvater sehr ernst, und die Mutter, welche schon lebhaft das Wort nehmen wollte, verstummte augenblicklich. „Was hat Dich auf diesen Gedanken gebracht?"

„Ist denn wirklich die Ritterschaft unserer Zeit so erbärmlich in Euren Augen geworden," erwiederte Bernhard, „daß es Euch Wunder nimmt, Einen vom heutigen Adel wieder vom alten Geiste durchdrungen zu sehen? Was mich auf diesen Gedanken gebracht hat, das ist die Scham über den ruhm-

losen Verfall, in welchen ich uns mehr und mehr gerathen sehe, der innere Drang, etwas großes im kurzen Leben zu leisten, mich auszuzeichnen unter dem gemeinen Haufen, und Nachruhm zu erringen, der über meine Spanne Dasein hinaus lebt. Im Fürstendienste kann ich das nicht erringen, was ich suche: dort aber, wo Stufe auf Stufe jedem Ritter, der das weiße Kreuz trägt, erreichbar ist, dort kann ich, so Gott mir Seinen Segen zum Werke gibt, meinen Namen den edelsten Helden der Christenheit zugesellen! Das ist mein Gedanke, mein Ziel!"

Der Mutter Thränen waren versiegt, in ihren dunklen Augen leuchtete der Strahl eines stolzen Gefühls, aber sie sprach mit bewegter Stimme: „Hast Du auch alles bedacht, mein Sohn? Hast Du dem reinsten Erdenglücke, dem Du mit dem Ordensgelübde entsagen mußt, der Trennung von den Deinigen, auf Niewiedersehen vielleicht, keinen Raum in Deiner Erwägung vergönnt?"

„Meine Mutter, ich habe das alles erwogen," versetzte Bernhard sanft. „Jede Trennung, selbst die kürzeste, kann auf Niewiederkehr sein, ich aber hoffe, wenn auch mit dem Ordenskreuze geschmückt, noch oft in Zeiten der Waffenruhe in mein Vaterhaus einzukehren, um mich durch das Wiedersehen meiner

Lieben zum neuen Kampfe zu stärken. Und was jenes Erdenglück betrifft, das Ihr meint, so kann es mich dem Berufe, den ich in meiner Seele als den wahren für mich erkannt, nicht abwendigmachen. Denn wisset, ich habe das Gelübde, wenn auch nicht öffentlich und bindend, dennoch in meinem Herzen schon abgelegt."

„So?!" sprach jetzt endlich der Vater. „Aus all' dem dummen Zeuge versteh' ich nur, daß Du Johanniter-Ritter werden willst, wo Du nicht heirathen darfst. Ich bin überrumpelt worden — ja, Großvater, ich kann nicht helfen! Ueberrumpelt bin ich worden, aber ein schlesischer Edelmann hält sein Wort. Wenn Du einmal fortgehst und mir die ganze Wirthschaft auf dem Halse lässest, magst Du auch Johanniter werden, da bist Du wohlversorgt, wie ich weiß, denn Armuth haben die Ordensherren nicht beschworen. Läßnitz kriegst Du dann aber nicht. Hier soll ein Linden hausen mit Weib und Kind, wie es gewesen ist, solange der Baum draußen gepflanzt worden, und das mögen ein Paar hundert Jahre her sein. Wär's nicht Mannlehn, sollt' es das Mädchen da haben, wenn sie etwa noch einen Vetter heirathete —" Christine machte eine unwillige Bewegung, als sich auch der Blick des fremden Gastes

auf sie richtete. — „Ein Linden müßte es freilich sein,“ fuhr der Vater fort, der sich nicht stören ließ, „denn aus der Familie darf Läßnitz nicht gehen. Du weißt, wie es steht: das Gut bekommst Du nicht, ich sage Dir's hiermit, Du wirst es aber auch nicht brauchen.“

„Dem Herrn Vater steht es zu, darüber zu bestimmen,“ erwiederte Bernhard lebhaft, „ich habe kein Recht darauf und würde auch keinen Anspruch erheben. Obdach und freundliche Aufnahme werde ich ja doch immer auf Läßnitz finden, solange es eins von meinen Geschwistern besitzt.“

Der Großvater hob seinen Becher, der wie immer mit Landwein gefüllt war: andern trank er nicht mehr, selbst wenn einem Gaste, wie heute, zu Ehren feuriger Ungar aufgesetzt wurde. „Laßt uns denn auf einen glücklichen Aus- und Eingang anstoßen! Nun es einmal so weit ist und der Bernhard einen Entschluß gefaßt hat, wollen wir nicht lange mehr zögern.“ Er trank Bernhard zu, und alle, nur Christine nicht, die niemals vom Wein auch nur nippte, thaten dem Spruche Bescheid. Dann wurde die Tafel aufgehoben.

„Du hast kein Wort gesagt —“ wandte sich Bernhard leise zur Schwester, nachdem das Dank-

gebet gesprochen war und die Geschwister beim Auseinandergehen den Eltern den Vortritt ließen.

Christine richtete jetzt auf ihn die volle Kraft ihres schwarzen Auges, was sie nur sehr selten gegen irgend einen Menschen that. In diesem Blicke lag innige Liebe und doch zugleich ein strenger Vorwurf. — „Du hast nicht lauter gehandelt, Bernhard,“ sagte sie ebenso leise als er, aber der kaum vernehmbare Laut traf ihn wie ein erschreckender Zuruf.

„Was meinst Du, Christine?“ fragte er stockend.

„Du weißt es — was fragst Du mich?“ entgegnete sie. „Gut zu machen ist das nimmer. So laß mich schweigen.“

Wohl wußte er, was sie meinte und er fürchtete selbst nur zu sehr, daß sie recht habe und es nimmer gut zu machen sei, das Blut schwoll ihm heiß zum Herzen, er wollte der Schwester jetzt alles sagen, aber der Moment war vorüber. Sie stand ihm nicht weiter Rede und die Mutter, welche sich von den Männern getrennt hatte, rief ihn zu sich. Christine ging mit gesenkten Augen an beiden vorüber.

„Komm mit mir, mein Bernhard,“ sagte Frau Wanda liebevoll zu ihrem Sohne; „die Herren be-

sprechen jetzt alles, was für Dich zu thun und zu besorgen ist. Wir wollen uns in den Garten setzen, wo uns niemand stört. Ich habe soviel mit Dir zu reden — jetzt, wo es bald nicht mehr möglich sein wird, ist mir, als ob ich dazu viel kostbare Momente versäumt hätte. Aber Du bist auch gegen Deine Mutter verschlossen gewesen."

Er küßte mit stummer Abbitte ihre Hand; sie gingen eine Weile schweigend neben einander.

„Sage mir, Bernhard," begann die Mutter, als sie im Garten den Ruheplatz erreicht hatten, wo der ganze umhegte Raum mit seinen geradlinigen Beeten und der breiten Allee von Obstbäumen, welche die Mitte durchschnitt, zu übersehen war; „sage mir, hat dieser Wunsch wirklich schon so lange in Dir gelebt?"

„So lange, meine Mutter, daß ich seines ersten Ursprungs mich gar nicht mehr erinnern kann. Er verliert sich in meine Knabenzeit. Ich habe ein Unrecht begangen, daß ich ihn Euch nicht vor allen entdeckt habe — verzeiht mir! Aber es war mir immer, wenn ich davon sprechen wollte, als wehre mir's eine innere Stimme, ich kann es Euch nicht schildern, mir kam ein Gefühl heißer Scham, als

könnte ich einen Frevel begehen, wie an einem Heiligthume."

„Sei still, ich zürne Dir nicht. Wohl kann ich begreifen, daß der ritterliche Sinn Deiner Ahnen — auch von meiner Seite, Bernhard! — in Dir so lebendig wirkt, daß Du Dich hinaussehnst auf den Pfad der Ehre. Aber Eins sollst Du mir sagen, mein Sohn, wahr und aufrichtig: hat Dich ein besonderer Anlaß gerade jetzt bestimmt, mit Deinem Wunsche endlich hervorzutreten? Sieh mir ins Auge, Bernhard!"

„Ja, Mutter!" erwiederte er und bei dem Blick in ihr Auge wechselte wiederum seine Farbe. „Ich kam zum Bewußtsein, daß ich auf einem Irrwege befangen sei, der mich weitab führte von dem Pfade, den Du mit Recht den Pfad der Ehren genannt hast. Mag dieser Weg auch zu schönen Gefilden führen," setzte er mit einer tiefen Innigkeit hinzu, „für mich sind die Rosen, welche dort blühen, nicht bestimmt! Keine Rose!"

„Und warum nicht, Bernhard?" fragte die Mutter sanft. „Warum willst Du, wenn eine Rose Dir nicht blühen darf, allen Rosen entsagen? Ich hatte andere Hoffnungen auf Dich gesetzt, mein Sohn. Mit Stolz und Freude würde ich Dich hinausziehen

sehen, um Dir den Kranz der Ehren zu gewinnen, wenn Du nicht düstere Cypressen hineingeschlungen hättest — läugne mir's nicht, dieser Entschluß, das Ordenskreuz der Johanniter zu nehmen und dadurch auf ewig dem Glück an der Seite einer liebenden Frau zu entsagen, die Du gefunden hättest, mein Sohn, wenn Dein Herz von den frischen Wellen des Lebens erst wieder gesundet und erstarkt wäre, dieser Entschluß ist nicht mit dem Wunsche nach Thaten in Dir entstanden, sondern erst heute."

„Nein, das glaubt mir! Nicht heute erst, sondern längst schon!" rief Bernhard. „Daß er in mir verdunkelt wurde, daß ich anfing, zweifelhaft zu werden, ob es sich nicht vereinigen lasse, dem höchsten Lorbeer nachzustreben und zugleich — doch, liebe Mutter, es genügt wohl, wenn ich Euch sage, daß ich schon seit zwei Jahren mich selbst dem Orden geweiht habe. Es ist also kein Entschluß von gestern und heute."

Die Mutter ließ den Gegenstand fallen und ging auf einen andern über, der eine gewisse Beziehung zu diesem hatte. Sie fragte ihn, ob er sich schon einen bestimmten Plan entworfen, wie er zur Ausführung seines Vorsatzes gelangen wolle, besonders, welchen Weg er einzuschlagen gedenke und als er, wie sie auch erwartet, Venedig nannte, warf

sie hin, daß er in Italien, wo jetzt nach Haugwitz's Erzählungen eine unabsehbare Kette von Fehden entbrannt sei, vielleicht Gelegenheit finden werde, sich noch vor seinem Eintritte in den Orden Ruhm zu erwerben, was für seine Aufnahme gewiß von großem Vortheil sein müsse, denn, wie sie gehört, sei diese nicht so leicht als er sich wohl denke. Es war ein Funke in Bernhard's leicht entzündliche Seele, der seinen Zweck nicht verfehlte. Er hatte eigentlich noch nicht daran gedacht, daß er in dieser Hinsicht auf Schwierigkeiten stoßen könne, ihm war es gar nicht fraglich erschienen, in den Orden aufgenommen zu werden; jetzt flammte ein Blitz der Erkenntniß in ihm auf und beleuchtete die Klippen, an denen er scheitern konnte. Wie hatte er glauben mögen, daß für Jeden, der es nur wünsche, ohne persönliche Geltung oder Bürgschaft der Orden zugänglich sei? Er schämte sich, der Mutter seine gedankenlose Zuversicht zu gestehen und ging gleich auf ihre Andeutung ein.

„Mir hat freilich der Herr von Haugwitz von den Kämpfen in Italien, an welchen die Blüthe der Ritterschaft aller Länder Theil nimmt, soviel erzählt, daß ich keine bessere Gelegenheit finden könnte, mir die nöthige Empfehlung für den Großmeister zu

Rhodus zu gewinnen. Doch ist es wohl rathsam, darüber erst nach Bewandtniß der Umstände sich zu entscheiden. Ich denke, in Venedig werde ich davon hören."

„Wenn Du aber dort länger verweilst, Bernhard, so wirst Du vielleicht noch eine andere Gelegenheit finden, Deiner Ehre genugzuthun. Erräthst Du nicht, was ich meine?"

Bernhard war zu sehr von dem einen Gedanken erfüllt, als daß er einen andern hätte errathen können. Sie mußte daher offener sprechen. „Ist denn die Ehre immer nur das Kleinod des Kriegers? Gibt es nicht auch eine persönliche Ehre, eine Namensehre, ja —" setzte sie mit heißern Athemzügen hinzu — „eine Frauenehre? Diese zu wahren, ist zwar der Frau möglich, aber wenn sie angegriffen wird, sich zu helfen, vermag sie nicht, wenn sie nicht die Schranken ihres Geschlechtes überschreiten oder gar sündlichem Verbrechen anheimfallen will, wovor uns Gott gnädig bewahren möge! Daher muß es einem ritterlichen treuen Freunde überlassen bleiben und welchen treuern Freund könnte ein weibliches Wesen haben als ihren Bruder?"

Diese rasche Wendung auf das Ziel machte

Bernhard betroffen — „Ihr meint Christine?“ fragte er.

„Du weißt,“ fuhr die Mutter fort, „daß sie den Mann, welchem sie ihr Glück anvertrauen wollte, später seines Wortes entbunden und das ihrige zurückgezogen hat. Du warst nicht zugegen in dieser Zeit, Du warst mit dem Vater auf den andern Gütern, aber Du weißt den Grund, welcher Deine Schwester zu diesem schmerzlichen Entschlusse bewogen und ihr Leben auf immer getrübt hat.“

„Er war ihrer unwürdig, ich weiß es — er hat ihr heiligstes Vertrauen betrogen,“ sagte Bernhard.

„Ihr heiligstes!“ wiederholte Frau Wanda mit aufgeregter Betonung. „Du sprichst wahr! — Hat Dir Christine alles gesagt? Vielleicht in letzter Zeit?“

„Nur das! Ich habe noch mehr gefragt, wie es natürlich war, als ich bei Eurer Heimkehr von Prag das Verlöbniß aufgelöst fand und ihren tiefen Kummer sah, den sie vergebens vor uns zu verbergen suchte, ich habe sie innig gebeten, mir zu sagen, wie alles gekommen und was eigentlich geschehen sei — aber sie hat mir niemals ihr Vertrauen geschenkt. Ihr wißt es, Mutter, auch Euch hab' ich umsonst gebeten.“

„Mag es so bleiben, Bernhard," versetzte sie. „Aber Eins will ich Dir doch sagen, denn eben jetzt oder nie kann wenigstens die Ehre Deiner Schwester, die auf eine grausame Weise, wenn auch nicht öffentlich, angegriffen worden ist, gerechtfertigt werden. Wisse, mein Sohn, daß er ihr, nachdem sie aus guter Ursache mit ihm gebrochen hatte, gleichviel ob ihr eigenes Herz darüber mit brach, daß er ihr eine schwere Beschuldigung, die ihren makellosen Leumund traf, in das Antlitz gesagt —"

„Schlabrendorff?" rief Bernhard zornig auffahrend, und alle seine Züge geriethen in Gährung. „Ja, Mutter, das betrifft auch meine Ehre, die Ehre unseres ganzen Hauses! Ich werde ihn aufsuchen, er soll mir Rede mit dem Schwert, der verläumderische Bube!"

„Halt ein, mein Sohn," unterbrach ihn Frau Wanda. „So war es nicht gemeint! Aufsuchen sollst Du ihn, und ich bitte Dich ausdrücklich darum, seine Spur, die uns ganz verloren war, zu verfolgen, aber das Schwert soll nicht richten zwischen ihm und mir — uns!" verbesserte sie lebhaft. „Das Schwert ist ein parteiischer Richter, meist dem Stärkern, nicht immer dem Rechte geneigt, und sein letzter Spruch wird niemand überzeugen. Was hilft es mir, wenn

Du auch über die Riesenstärke Deines Gegners und seine Waffenkunst siegest, wenn Du ihn niederwirfst und die Erde sein Blut trinkt, wird er sich dadurch die Ueberzeugung nehmen lassen, daß er die Wahrheit gesprochen? Diese Ueberzeugung hat er und wenn er selbst durch Deine Klinge fällt, wird er sterben im guten Glauben daran. Das aber will ich nicht! Ich will, daß er die Wahrheit erfahre, daß er sie erkenne und glaube! Dazu sollst Du mir verhelfen, mein Sohn. Du mußt mir Dein Wort geben, nicht einen Kampf der Rache mit ihm zu suchen, sondern ihm die Ueberzeugung zu geben, daß er sich geirrt und darum Deiner armen Schwester das tiefste Unrecht gethan hat, daß sie aber die vollkommenste Ursache gehabt, sich von ihm loszusagen."

„Und wie soll ich das, Mutter, wenn Ihr mir die Gründe nicht sagt? Ihr bannt mein Schwert in die Scheide und verweigert mir die andern Waffen, durch welche allein der Sieg der Wahrheit zu erringen ist."

„Wie kannst Du das glauben?" rief die Mutter. — „Nur," setzte sie zögernd hinzu, „nicht diesen Augenblick, nicht hier! Alles ist mir zu überraschend gekommen, zuviel ist wieder geweckt worden — —

seit Haugwitz das Wort gesprochen, das wie ein böser Zauber die längstbegrabene Vergangenheit aus der Gruft heraufbeschworen hat. Dein Scheiden sodann — und jetzt dieser Plan für Deine Zukunft, an den sich mein Herz noch nicht gewöhnen kann — zuviel, zuviel auf einmal! O könnt' ich Dich glücklich sehen, mein Sohn, Dir so recht ein inniges Lebensglück bereiten, das höchste Opfer wollt' ich bringen! Daß Ihr, meine beiden Kinder, so das süßeste Glück der Erde — ich denke es mir als dieß! — entbehren sollt!" Sie senkte das Haupt, und ihre Stimme hatte, während sie diese Worte sprach, einen so weichen, schmerzlichen Klang, daß der Sohn sich tief davon ergriffen fühlte. Er nahm ihre Hand, küßte sie zärtlich, und zu bewegt zu lauten Worten flüsterte er ihr die Betheurung zu, daß ihre Liebe sein höchstes Glück sei und er das andere ja aus freier Wahl aufgegeben habe. In seiner Seele bebte aber noch ein anderes Gefühl, das durch die letzten, halb unbewußt gesprochenen Worte der Mutter beunruhigend angeregt war. Welch' ein Sinn leuchtete, wie ein unheimlicher Dämmerschein, aus denselben hervor! Sie dachte sich das süßeste Glück der Erde, sie hatte es also nicht gefunden in dem Bande der Ehe, das sie für ihre beiden Kinder als

verloren beklagte! Was bisher zuweilen wie eine ahnungsvolle Frage durch den still beobachtenden Geist des Jünglings gezittert, ob zwei so ganz verschiedene Naturen, wie seine Eltern, dennoch in ihrer Verbindung glücklich und liebevoll vertraut ihr vollkommenes Glück finden könnten, eine Frage, die ihm der tägliche Augenschein zur wahren Zufriedenheit gelöst hatte, schien jetzt auf einmal eine ganz andere Bedeutung zu gewinnen. Ihn faßte ein glühendes Verlangen, in diesem, vielleicht nie wiederkehrenden Momente das Dämmerlicht seiner Zweifel zur vollen Klarheit aufzuhellen, und wie er sich oft genug hinreißen ließ, brach er auch jetzt mit einer Frage vor, welche ihm auch den schwachen Schein, den er gewonnen hatte, wieder rauben mußte. „Ihr seid nicht glücklich, meine Mutter?“

Groß und strafend sah ihn mit einem raschen Aufblick die Mutter an, daß er vor dem Strahl ihres Auges, in welchem ein heiliger Unwille zu flammen schien, erbebte. — „Mein Glück kann nur getrübt werden durch die Sorge um meine Kinder,“ sprach sie und ihre Stimme klang trotz jener Zeichen so rein und ruhig, als habe sie gar keine Ahnung, was Bernhard gemeint, als liege ihr selbst die Möglichkeit seiner Annahme ganz fern. — „Als

Christine sich grämte, konnte ich mich nicht glücklich fühlen und soll ich es jetzt sein, wo Du Dich von uns trennen willst?“ Er küßte ihr von neuem und beschämt die Hand. Sie streichelte ihm die glühende Wange mit stummer Liebkosung und beide saßen eine Weile schweigend neben einander.

Dann sprach die Mutter: „Höre mir jetzt still zu, und merke Dir wohl, was ich Dir sagen werde. Haugwitz kann Dir gewiß nähern Bescheid geben, wo Du in Italien, wenn er dort noch weilt, den Mann finden kannst, der besser die Schwelle unseres Hauses nie gesehen hätte. Ist es ihm möglich gewesen — diese Stunde zu verwünschen“ — hier bebte die Stimme der Sprecherin und sie mußte einen Moment innehalten — „auch wir haben keine Ursache — sie zu segnen! — — Wenn Du ihn nun gefunden hast,“ fuhr sie gefaßt fort, „dann nenne Deinen Namen und sage ihm herzhaft, Du seiest der Sohn Wanda's von Linden; wundere Dich nicht, wenn es ihn vielleicht bestürzt macht, sondern gib ihm diesen Ring hier,“ — sie zog ihn vom Finger, — „und sage ihm: Den Ring schickt Euch Frau Wanda, meine Mutter, und schwört Euch, so wahr sie vor dem allerbarmenden Gott einst Gnade zu finden hoffe, daß nie eine andere Hand, wessen sie

auch habe sein können, als die ihrige diesen Reif getragen, daß sie ihn niemals, selbst nicht zur Zeit des Schlummers bei Nacht, abgelegt habe. Was er also je darüber gedacht, das sei nicht wahr gewesen — und was er nun, da er die Wahrheit erfahren, darüber denken möge, das könne ich ihm nicht wehren. Rechenschaft sei ich nur Gott und meinem Gatten schuldig und beiden habe ich sie getreulich abgelegt und hoffe auch in Ehren vor ihnen bestanden zu haben. Das sage ihm alles, mein Sohn, wenn Du es behalten kannst und sieh dann zu, was er dazu sagen wird. Will er Dir die ganze Wahrheit erzählen, mag er's thun auf Gefahr seiner eigenen Ehre — denn für ehrlos halte ich den Mann, der selbst unlautern Sinnes das Vertrauen eines arglosen Herzens mißbraucht, wie er gethan hat!" Sie war wieder in mächtige Bewegung gerathen und stand nun schnell auf. — „Leb' wohl, mein Bernhard, mein geliebtes Kind! Es kann sein, daß wir uns nicht mehr allein sprechen, ehe Du scheidest, so nimm meinen Segen auf den Weg."

Bernhard senkte sich tieferschüttert auf seine Kniee, sie legte die Hand segnend auf sein dunkles Haar.

„Bleibe fromm und gut, bete alle Tage, so wird

Gott immerdar mit Dir sein! — Doch bitte ich noch um ein Versprechen, ehe ich Dich scheiden sehe. Steh' auf, mein Sohn. Nein, nein, ich will keine Zusage, ehe Du weißt, was ich sagen will, Du sollst Dich nicht binden. Ich wünsche, daß Du noch einmal, bevor Du den entscheidenden Schritt thust, welcher Dich unauflöslich dem Orden weiht, an mich Botschaft sendest und dann abwartest, bis ich Dir antworte. Glaube nicht, daß ich Dir ein Hinderniß damit bereiten will, ich werde Dich nicht von neuem abmahnen und beunruhigen — nur wissen will ich es, wann der ernste Augenblick kommen wird, damit ich ihn, weit von Dir entfernt, mit Gebet für Dich feiern kann. Sollte Deine Botschaft mich nicht mehr finden, dann wird Christine statt meiner Dir Antwort geben. — Und nun komm, laß uns die andern aufsuchen, sie werden uns längst schon vermißt haben."

Sechstes Kapitel.

Trennung.

Das Gefühl begangenen Unrechtes ließ Bernhard nicht zur Ruhe kommen: ihm bangte vor dem ersten

Wiedersehen und sonst hatte ihm Bärbchen's Erscheinen jedesmal die Brust mit lichter Freude erfüllt. Als er sie gegen Abend mit dem Großvater, der sie aus dem Pfarrhause abgeholt hatte, zurückkommen sah, wich er ihr aus, machte sich noch Geschäfte, wo er sie fand und stellte sich erst wieder ein, nachdem die Familie bereits unter der Linde saß. Aber auf den ersten Blick, sobald er der Gruppe von weitem ansichtig wurde, bemerkte er, daß Bärbchen nicht dort war und daß auch Christine fehlte: der Großvater stand auf und kam ihm langsam entgegen. Wie einem Verbrecher schlug dem Jünglinge das Herz und er hatte seinen guten Grund dazu, denn er sah das Auge des alten Herrn mit einer nie geahnten Strenge auf sich gerichtet.

„Hast ein schlechtes Gewissen, Bursch!“ redete er ihn an. „Sei still, vertheidige Dich nicht, es hilft Dir nichts! Mir konnte die Bärbel nicht verbergen, was geschehen war und ich mußte dem armen Kinde gleich reinen Wein schenken. Du bist ein Bube!“

„Großvater! rief Bernhard außer sich vor dieser Beschimpfung, die ihn wie ein Blitz traf.

„Schweig! Hast im Sinne, ein Ordensherr zu werden und erfrechst Dich, meiner Bärbel von Liebe vorzuschwatzen: was willst Du damit? Sie unglücklich

machen, sie wohl gar verderben? — Rede mir nichts: Du kannst keine Entschuldigung haben! Aber sagen wollt' ich Dir's, daß ich Deine Schlechtigkeit kenne und nun hüte Dich, sie nicht weiter zu verfolgen. Ich habe niemand etwas gesagt, die Bärbel ist krank, weiter wissen sie nichts, sehen mag sie Dich nicht mehr und die Christel sitzt bei ihr, bei der sich ihre Geschichte wiederholt. Such' Dir den Spießgesellen nur in der Fremde auf, Ihr seid ein Paar gute Kumpane. Was ich übrigens gesagt und versprochen hab', das nehme ich nicht zurück, es ist Zeit, daß Du aus dem Hause kommst!"

„Ja, Großvater!" erwiederte Bernhard, durch die unerbittliche Rede des Greises, die ihn empfindlich in jedem Nerven seines Gefühls verletzte, endlich zum Trotze gereizt. „Es ist hohe Zeit, daß ich gehe, um dieser unwürdigen Behandlung zu entrinnen. Legt Ihr mir schändliche Absichten unter, ich kann es nicht ändern und bin zu stolz, mich darauf zu vertheidigen." Er wandte sich von ihm und ging mit festen Schritten nach der Linde, von welcher dieß Gespräch doch weit genug stattgefunden hatte, um nicht verstanden zu werden. Der alte Herr folgte ihm nicht, sondern ging weiter. Es war so ganz gegen seine Gewohnheit, sich des Abends, wenn die Familie

unter der Linde saß, von ihr zu trennen, daß der Sohn, der ihm nachsah, den ankommenden Bernhard fragte: was dem Großvater fehle?

„Ei, seht Ihr das nicht?“ nahm Haugwitz zur großen Erleichterung des Befragten das Wort. „Seht Ihr nicht, daß ihm schon den ganzen Abend sein Blondchen fehlt? Er hat keine Ruhe, er geberdet sich wie ein junger verliebter Mensch! Hab' ich recht, Frau Gevatterin? Meine Pathe Erdmuthe ist nun auch für uns verloren — es wird aber nicht gefährlich sein, die Kleine hat sich bei der Krankenpflege ein Bißchen geschadet, über Nacht gibt es sich, und morgen haben wir wieder den blauen Himmel ihrer Augen.“

Bernhard hatte, während der Gast sprach, schweigend Platz genommen und kämpfte nur, den Ausdruck seiner Züge zu beherrschen, daß sie den prüfenden Blicken seiner Mutter nicht den Aufruhr in seinem Innern verriethen. Von den beiden Männern hatte er nichts zu befürchten. Die Mutter schien aber weniger als sonst, auf ihn zu achten; war auch sie besorgt um Bärbchen, welche sie wie ihr eigenes Kind liebte, oder nahm ein anderes Gefühl ihre Seele ganz in Anspruch? Sie stand bald auf und entfernte sich, welchem Beispiel kurz nachher auch der

Hausherr folgte, gelangweilt von den Erzählungen seines alten Freundes, welcher dieselben ausschließlich an Bernhard richtete, der ihm ein geduldiges Ohr lieh, vielleicht, weil er gar nicht darauf hörte. Als beide aber nun allein gelassen waren, unterbrach ihn Bernhard plötzlich auf eine so hastige Weise, daß er förmlich erschrak. „Herr von Haugwitz, wollt Ihr mir und dem ganzen Hause einen Liebesdienst erweisen?“

„Ihr fahrt ja los wie ein Fanghund, junger Freund. Wie sollt' ich Euch und den werthen Eurigen nicht von Herzen gern einen Gefallen thun? Sagt an, ich werde immer bereit sein.“

„Ihr müßt mir heut Nacht forthelfen!“ sprach Bernhard mit unstetem Blick.

„Forthelfen? Ihr meint — auf den Weg, auf die Reise?“ rief Haugwitz erstaunt. „In der Nacht — heimlich wohl?“

„Heimlich ja — wie ein Dieb! Ich muß heut Nacht fort und zähle auf Euren Beistand, Herr von Haugwitz, den Ihr mir zugesagt habt. Seht, wozu soll das lange Zögern dienen? Die Trennung wird dadurch nur noch schwerer. Wenn das Wort gesprochen ist, muß die That folgen. Die Tage, die zwischen beiden liegen, sind nur eine lange Qual. Ich brauche

nichts als ein Pferd — und Ihr sollt mir das eurige überlassen, stellt den Preis wie Ihr wollt, ich weiß, daß die Meinigen ihn zahlen werden, denn ich selbst bin es freilich jetzt nicht im Stande. Wolltet Ihr mich aber zu Eurem Schuldner nehmen auf mein ehrliches Wort als Edelmann, wär' es mir allerdings am liebsten!"

„Junger Freund, was redet Ihr da für wildes Zeug! Wollt Ihr förmlich bei Nacht und Nebel davonreiten, daß Eure Eltern und der gute Herr Landeshauptmann, der Euch ausstaffiren will, wie es sich für einen jungen Herrn von schlesischem Adel paßt, am Morgen zum Tode erschrecken? Wenn ich Euch auch mein Pferd geben wollte — und mit Freuden würd' ich Euer Gläubiger! — so würdet Ihr dieß heimtückische Thier, das seinen eigenen Kopf hat, nicht reiten können! Ich sag' Euch, ich bin schändlich damit betrogen — ein Stradiot hat es mir verkauft, das sind illyrische Reiter, müßt Ihr wissen, welche die Republik Venedig herübergebracht hat, wahre Christen mögen sie wohl nicht sein, wenigstens an mir hat der Mann, der mir das Pferd verkauft, nicht christlich gehandelt: ich war in Verlegenheit, brauchte ein Pferd, wollte fort, da war ich mit einem ihrer Hauptleute bekannt geworden,

der ließ mir eins vorreiten, ach, das ging so prächtig, jetzt wie ein Lamm so fromm, dann wie ein Falke so schnell, grad' wie ich es wünschte und ich probirte es auch, das Herz im Leibe lachte mir. Der Mensch aber weinte, als er mir das Pferd geben sollte, es sei ihm lieber als Vater und Mutter, sagte mir der sündhafte Gesell, doch das rothe Gold, das ich ihm zeigte, tröstete ihn und so wurden wir Handels einig. D'rauf ritt ich meiner Wege, nun denkt Euch die Bosheit, das Pferd wurde alle Tage eigensinniger, hörte auf keinen Zügel mehr, schlug mir die Sporen ab und that gerade nur soviel Dienste wie es wollte. Es ist gar keine Frage, der Stradiot hat es verhext und ich würde es mir zur Sünde rechnen, Euch ein solches Pferd zu geben, dem Sohne meines besten Freundes, dem Bruder meiner guten Pathe Erdmuthe."

„Gebt es mir nur, ich will es schon reiten!" rief Bernhard ungeduldig. „Sollt' ich mich in Euch getäuscht haben, als ich auf Euren Rath und Beistand rechnete?"

„Aber, mein Junker, was sollen Eure Eltern von mir denken, wenn ich Euch zu heimlicher Flucht verhelfe?"

„Flucht?" wiederholte Bernhard. „Doch Ihr

mögt recht haben, es ist eine Flucht. Meine Eltern, wenn ich erst fort bin, werden Euch loben, daß Ihr ein Ende mit mir gemacht habt, und — auch die andern werden frei aufathmen. Seht, lieber Herr, Ihr habt mich einem Diebe verglichen, — wenn ich nun zur Nacht, wenn alles im Schlafe liegt, in den Stall gegangen wäre, hätte mir Euer Pferd gesattelt, wäre damit unter Euer Fenster geritten, hätte Euch geweckt und Euch zugerufen, daß Ihr den Preis nur stellen solltet, wie hoch es Euch beliebt, ich müsse das Pferd haben und wolltet Ihr nicht, so raubte ich es?"

Ueber diese Idee, abenteuerlich wie nur eine aus Bernhard's Haupte entsprungen war, gerieth Haugwitz in Verwunderung und sagte: „Ihr seid ein verzweifelter Waghals — was soll ich mit Euch anfangen?" Da ließ Bernhard in drängender Weise nicht nach, bis er ihn für sein Vorhaben gewonnen hatte; nachdem Haugwitz aber einmal zugesagt, nahm er sich der Sache auch ernstlich und praktisch an. Er schloß mit ihm zuerst einen förmlichen Handel über das Pferd mit Sattel und Zeug ab, stellte die Summe fest, und den Termin der Zahlung erst, sobald Bernhard sie aus eigenen Mitteln werde leisten können. Dann drang er ihm noch ein baares Darlehn auf, das er

ihm vor Nacht übergeben wollte. „Ihr geht, nehmt mir's nicht übel, auf die Reise, als wär's ein Ritt in den nächsten Kretscham," sagte er, „kommt mir vor wie ein junger Zeisig, der aus dem Neste fliegt und den Sperbern grad' in die Schnäbel. Geld gehört zum Reisen — von mir könnt Ihr's schon nehmen. Ich schenk's Euch ja nicht." Endlich gab er ihm genaue Anweisung, welche Straßen er wählen, wo er in der nächsten Richtung auf sein Ziel Quartier und längere Stationen nehmen sollte und versprach ihm noch viel angesehene Männer, die er im deutschen Reiche und besonders in den großen Städten Italiens kennen gelernt, aufzuschreiben. Seine Belehrungen wurden aber bald durch Christinen unterbrochen, welche zu gewohnter Zeit den Tisch unter der Linde decken ließ und sich wunderte, beide allein zu finden.

„Ja, mein Pathchen," antwortete Haugwitz, „wir sitzen hier wie ein Brautpaar. Haben soeben einen Liebesbund geschlossen!" Er belachte seinen Witz, und da er beim Lachen stets die Augen schloß, bemerkte er nicht, wie Christinen's ernster Blick sich noch mehr verdüsterte. — „Aber sagt, wie geht es unserer lieben kleinen Barbarina? Hat sich bei der kranken Frau zu sehr angegriffen, nicht wahr?"

„Sie wird bald überwunden haben, was sie traf,“ erwiederte Christine, nicht ohne Beziehung.

„Ja, das denk' ich auch, sie ist ja so frisch und gesund an Leib und Seele, da kann so etwas nicht haften. Meint Ihr nicht auch, liebe Erdmuthe?“ Er nannte sie nie anders und die Eltern ließen ihn dabei, aus Gründen, welche Frau Wanda ihrem Gatten vorgestellt hatte. Wenn auch nicht zu fürchten war, daß Christine sich bei ihrer Selbstbeherrschung abermals verrieth, wenn zufällig ihr früherer Verlobter einmal wieder von Haugwitz genannt wurde, so konnte er doch bei ihrem Namen an denjenigen denken, den er von Schlabrendorff vernommen oder vielmehr ausgefunden zu haben glaubte, und eine Erörterung, welche dann von seiner Seite gewiß folgte, war zu vermeiden. Christine selbst ließ es sich gefallen, daß er sie stets bei ihrem zweiten Namen anredete, auf seine letzte Frage wußte sie aber nichts zu erwiedern, als ein kurzes: „Gott gibt Kraft!“

Gleich darauf kamen, einzeln nach einander, die übrigen Mitglieder der Familie hinzu, und wiederum fehlte nur Bärbchen. Niemand sprach, wie Mittag, von ihr: es schnürte Bernhard die Brust zusammen, daß es um seinetwillen geschah. Sie schien ausgestrichen und vergessen: nicht anders konnte es sein, wenn

sie selbst ein Verbrechen begangen hätte, das sie um alle Herzen gebracht. Die Abendmahlzeit wäre leicht die traurigste, einsilbigste geworden, welche die Gegenwärtigen je zusammen genossen hatten, wenn nicht Haugwitz gewesen wäre. Er bemerkte die allgemeine Schweigsamkeit nicht, sie gab ihm vielmehr den erwünschtesten Spielraum, seiner Erzählungswuth freien Lauf zu lassen, und wohl nie sind ihm seine Zuhörer, wenn sie auch nicht sonderlich Theil an dem Inhalte seines Redeschwalls nahmen, doch für diesen selbst dankbarer gewesen. Ein kalter Abendwind, der immer stärker in der uralten Krone der Linde zu brausen begann, gab endlich den willkommenen Anlaß, früher als gewöhnlich auseinander zu gehen. Diesen Moment hatte niemand heißer ersehnt als Bernhard. „Um ein Uhr!“ flüsterte er Haugwitz zu. „Ich wecke Euch!“ Dann bot er dem Großvater, seinen Eltern und Christinen gute Nacht, und nur die Mutter bemerkte, daß es mit einer besondern, beinahe schmerzlichen Innigkeit geschah. Sie glaubte aber den Grund zu kennen und legte nochmals stumm segnend die Hand auf sein Haupt. So trennten sich alle; die Lichter, hier und da in den Fenstern des Schlosses erscheinend, bekundeten noch eine Weile, daß die Bewohner der ein=

zelnen Gemächer noch wachten, dann erloschen sie allmälig, und ehe der Wächter noch die zehnte Stunde mit seiner Knarre verkündigt hatte, ließ sich, wie gewöhnlich, in dem ganzen Herrenhofe kein Zeichen des Lebens mehr wahrnehmen.

Mitternacht war vorüber. Am Himmel brannten die Sterne in heller Klarheit, aber es waltete kein Frieden in der Natur: noch immer brauste der Wind und riß Blätter und Ruthen aus den Bäumen, ängstliche Laute, vom Wilde vielleicht, das aus dem Walde getreten war, oder vom Nachtgevögel, das aufgescheucht seine Kreise mit unhörbarem Flügelschlage zog, ließen sich auf der Flur außerhalb des Schloßbezirkes vernehmen; auf dem Thurme kreischte fort und fort die Wetterfahne. Dem Wächter, der in seinen Schafpelz gehüllt, endlich zum Vorschein kam, war es nicht zu verdenken, daß er seinen Rundgang bei diesem unheimlichen Walten und Weben der Nacht abkürzte; folgte ihm doch sein Hund selbst mit eingezogenem Schweife, hatte das eine Ohr gespitzt und knurrte zuweilen leise und furchtsam. Da schlug der Mann mit dem rostigen Spieß auf der Schulter sein Kreuz und beeilte sich wieder in seine warme Kammer zu kommen, wo er den Pelz über die Ohren zog und die nächste Stunde zu verschlafen hoffte, was

ihm auch, trotzdem sein Hund mehrmals verdächtig laut wurde, vollkommen gelang.

Wenn er aber auch wach gewesen wäre, als Bernhard das Pferd aus dem dunkeln Stalle in das Dämmerlicht des Hofes zog, um es zu satteln, er würde dem jungen Herrn, der am besten wissen mußte, was er that, kein Hinderniß in den Weg gelegt haben. Mit Bernhard kam noch ein Zweiter zum Vorschein, der hilfreich und geschickt zur Hand war, beim Satteln und Aufzäumen zu helfen und dabei manche leise Warnung hören ließ, sich vor dem bösen Gaule, der ihn schon oft beim Anziehen des Gurtes gebissen hatte, in Acht zu nehmen. Wunderbarer Weise schien das Thier heute ganz fromm. Als es vollständig gerüstet war, gab Bernhard dem Helfer die Hand und dankte ihm herzlich für seine Güte.

„O redet mir doch nicht davon!“ entgegnete dieser. „Nehmt Euch nur alles fein zu Herzen, was ich Euch gesagt habe: hütet Euch vor schlechten jungen Heergesellen und sucht lieber die Alten, die Zuverlässigen. Ich habe Euch alle Namen aufgeschrieben von Hauptleuten und Kriegsobristen, die ich draußen in langen Jahren kennen gelernt — Einem oder dem Andern begegnet Ihr doch, denn die Fehden wird der schöne Garten Italiens nicht los, so-

lange noch seine süßen Trauben und Früchte wachsen, und das Leben dort der Himmel auf Erden ist. Ich stehe Euch nicht dafür, daß Ihr eines Tages mein altes Gesicht plötzlich vor Euch seht, denn wenn ich an Italien denke, dann will's mich gar nicht mehr daheim leiden, und ich habe wirklich am Ende zu früh Feierabend gemacht, um mich zur Ruhe zu setzen. Wollt Ihr mich haben, so geb' ich am liebsten gleich mit."

„Herr von Haugwitz!" rief Bernhard, von dieser Aeußerung betroffen.

„Nun erschreckt nur nicht, ich habe ja nicht einmal ein Pferd," erwiederte Haugwitz lachend. „Reitet denn mit Gott, Eure Botschaft an alle werde ich getreulich ausrichten: sie sollen mir herzliche Vergebung für Euch in meine Hand geloben und ich bringe sie Euch mit, wenn ich nachkomme."

„Schreibt mir vorher!" bat Bernhard, den Gedanken, daß er tröstliche Nachricht von seinen Lieben, und vor allen von der schwer gekränkten Barbara erhalten könne, freudig ergreifend.

„Gut. Wohin, nicht wahr?" sagte Haugwitz. „Ich will Euch nach Venedig schreiben. Dort wohnt in der Merceria ein reicher Goldschmied, der Bruder des Herrn Filippo Diodati in Brescia, er heißt

Andrea, jeder Facchino, jeder Gondolier kennt ihn, dort sollt Ihr einen Brief haben, wenn Ihr etwa zur Herbstzeit nachfragt: bis dahin findet sich schon eine Gelegenheit mit den Spezereiwagen, die über die Berge kommen und Fracht zurücknehmen. Ihr könnt aber auch vorher, wenn Ihr auf der Terra ferma seid, bei Herrn Filippo selbst nachfragen — da bekäme ich gleich Nachricht, wie es ihm geht und ob seine schwarzlockige Fiorina wirklich so wunderschön geworden ist, wie die Leute erzählen. Denn sobald Ihr meinen Brief habt, müßt Ihr flugs Antwort geben, die Kaufherren draußen wissen immer die schnellste Gelegenheit zur Bestellung und wenn es bis England wäre oder gar hinauf bis zu den deutschen Herren in Preußen, von denen Ihr gestern spracht. Nun Gott sei mit Euch!" brach er ab, als er sah, daß Bernhard sich mittlerweile in den Sattel geschwungen hatte und das Pferd ungeduldig in den Zügel knirschte.

„Lebt wohl! Grüßt alle! alle!" sagte Bernhard mit überwallendem Gefühl. Dann ließ er dem schlanken Rosse, das aufgebäumt war, Freiheit zu einem Sprunge vorwärts, bändigte es aber sogleich wieder und ritt langsam, daß sein Hufschlag nicht schallen sollte, durch das Gitter, dessen Schlüssel er

besaß, weil er zuweilen in aller Frühe, ehe noch geöffnet war, auf seinem kleinen Klepper zu dem entfernten Fischerdorfe ritt, das seinem Vater auch gehörte. Haugwitz sollte hinter ihm wieder zuschließen und den Schlüssel am Morgen dem Vater, seinem Freunde, zugleich mit des Sohnes Abschiedsgruß und der Bitte um Verzeihung überbringen. Er stand aber lange und sah mit Verwunderung, wie gehorsam sich heute sein widerspenstiges Roß dem fremden Reiter fügte. Sonst kostete es meist einigen Kampf, ehe es sich von einem Nachtquartier, wo es gute Streu und reichliches Futter genossen, trennte, manchmal kehrte es auch um, stets aber ging es nur diejenige Gangart, die ihm selbst beliebte, rannte wie besessen, wenn sein Herr gemächlichen Schritt reiten wollte, war nicht aus einem Schaukelpaß zu bringen, wenn dieser Eile hatte, und biß auf jeden Spornstoß nach seinen Beinen. Heute dagegen galoppirte es draußen so anständig von dannen, daß den Nachschauenden eine heftige Reue überfiel, den Handel, obenein ohne Geld abgeschlossen zu haben. Zu ändern war das aber nicht mehr. Herr von Haugwitz schloß das Gitter wieder zu und kehrte in sein Gemach zurück, wo er bald wieder die Ruhe suchte und fand. Er schlief so fest ein, daß es bereits heller Tag und

ziemlich spät war, als er erwachte. Der Stand der Sonne erschreckte ihn, da er sich vorgenommen hatte, recht früh aufzustehen, um der Erste zu sein, welcher Bernhard's Abreise berichtete und entschuldigte. Er beeilte sich daher mit seinem Anzuge, hatte ihn aber noch nicht vollendet, als an seine Thüre geklopft wurde. „Schläfst Du noch, Erdmann?“ fragte Linden's Stimme.

„Nicht doch — komm nur herein, Heinerle!“ erwiederte Haugwitz, beunruhigt durch den Besuch, welcher gewiß durch die schon verbreitete Kunde veranlaßt worden war. Aber sein Freund trat lachenden Angesichtes ein.

„Hat Dich die liebe Sonne endlich aus dem Bette gejagt?“ fragte er. „Du weißt wohl noch gar nicht, daß Du bestohlen bist? Einer hat sich bei Nacht über die Mauer geschlichen und Dein Pferd gestohlen; wie er es fortgebracht hat, weiß ich nicht, der Rappe muß fliegen können, denn das Gitterthor ist zugeschlossen. — Nun, nun, Erdmann, sieh mich nicht so verdächtig an, als rappele mir's im Kopfe. Ich will Dich nicht foppen, die Sache ist richtig, aber sie hängt ganz natürlich zusammen. Mein Bernhard hat sich den Spaß gemacht. Der reitet manchmal früh Morgens aus, ehe die Knechte geweckt

werden, dann sattelt er sich den Klepper, der im Gaststalle steht, selber und schließt sich das Thor auf. Heute hat er den Klepper stehen lassen und sich Deinen türkischen Hengst genommen, wird wohl gedacht haben, Du nimmst ihm das nicht übel. Komm aber, meine Frau wartet auf uns."

„Noch einen Augenblick," bat Haugwitz und ergriff seines Freundes Hand. „Wirst Du mir böse sein, wenn ich Dir sage, daß Dein Sohn, um Euch allen und sich auch die Qual eines langen Abschiedes zu ersparen, heute Nacht abgereist ist?" — Linden erschrak über diese unerwartete Nachricht.

„Abgereist? Nackt und blos, wie er ist?" rief er. „Ohne ein Wort zu sagen?"

„Höre mich doch nur ruhig an!" entgegnete Haugwitz. „Du wirst selbst einsehen, daß es so besser ist für alle Theile, und Deine Frau wird damit zufrieden sein und die — andern auch!" — — Er erging sich nun in einer langen Darstellung der Gründe, welche Bernhard's Entschluß rechtfertigten, und gab sich selbst als denjenigen an, der ihn darin bestärkt und unterstützt habe. „Was wir über das Pferd und Zeug und sonst mit einander abgemacht," schloß er, „das ist eine Sache für sich, darüber kann der Herr Landeshauptmann, welcher Deinem Junker die

Ausstattung versprochen hatte, ganz ruhig sein. Es ist alles in Ordnung. — Laß uns nun hinunter gehen. Ich werde es meiner Frau Gevatterin schon vorstellen, daß sie kein böses Gesicht dazu macht. — Sind alle schon zusammen? Ich meine — alle? Wie geht es der Kleinen?“

„Sie ist wieder gesund,“ erklärte Linden. „Gesehen hab' ich sie noch nicht. Es ist aber doch von dem Bernhard ein arger Streich, heimlich davonzugehen, ohne Abschied, ohne alles. Was wird die Mutter sagen?“

Frau Wanda wurde allerdings von der Kunde, so vorsichtig Haugwitz sie ihr auch beigebracht zu haben glaubte, tödlich erschreckt, jetzt konnte sie sich die schmerzliche Innigkeit erklären, mit welcher Bernhard ihr gestern zum letzten Male gute Nacht geboten hatte! Doch besaß sie einen elastischen Geist, welcher der Gewalt des Momentes wohl zuerst weichen, aber nie bis zur Vernichtung seiner Kraft erliegen konnte. Bald gewann sie die Ueberzeugung, daß es wirklich so für alle Theile besser sei und war stark genug, dem Freunde für den Beistand, den er ihrem Sohne geleistet habe, zu danken. Der Großvater sagte wenig: er saß mit gerunzelter Stirn und blickte so streng, daß sich Haugwitz einer Scheu, die

er sonst nicht leicht vor irgend einem Menschen fühlte, nicht erwehren konnte. Mitten in den Wechselreden zwischen diesem und Wanda erhob er sich und ging hinaus; Christine, welche eine schweigende Zuhörerin gewesen war, folgte ihm, von niemand vermißt, und holte ihn am Fuße der Treppe ein.

„Wollt Ihr die Bärbel suchen, Großvater? Sie ist noch in ihrer Kammer, ich will sie rufen.“

„Laß nur, mein Kind,“ erwiederte er. „Ich muß selbst mit ihr reden.“

Er fand sie einsam in ihrer Kammer am Fenster stehend, wo der geflochtene Weidenkäfig mit dem kleinen Vogel hing, den ihr Bernhard gefangen hatte. Beim Eintritt des Großvaters wandte sie ihm ein erröthendes Antlitz entgegen und schien einer Entschuldigung ihres längern Ausbleibens zu bedürfen.

„Der Vogel hat zum ersten Male gesungen, Großvater — so schön!“

Es that dem alten Manne wohl, daß sie gefaßter war, als er sie nach den gestrigen Erlebnissen zu finden gefürchtet hatte, und darum, ohne zu prüfen, ob er sich vielleicht vom flüchtigen Scheine habe täuschen lassen, sagte er ihr mit einem kurzen Eingange, der sie vorbereiten sollte, was geschehen war. Da zeigte sich denn, daß er sich über ihre Fassung

verrechnet hatte: sie wurde bleich, ein unendliches Weh zitterte deutlich erkennbar um ihren lieblichen Mund, ihr Auge trübte sich von aufquellenden Thränen, die sie vergebens zurückzuhalten kämpfte und die nun einzeln in schweren heißen Perlen den schnellgesenkten Augenlidern enttropften. Der Greis nahm seinen Liebling, selbst aller Trostworte für sie baar, an sein Herz und gönnte dem Schmerze sein Recht. Erst nach einer längern Weile konnte er zu ihr sprechen und sie lauschte ihm wie ein hilfloses Kind, gläubig, vertrauensvoll. Noch waren beide vereinigt, als sich leise und schüchtern ein neuer Besuch anmeldete und nach erhaltener Erlaubniß eintrat: Herr von Haugwitz. Die Gruppe, die sich ihm bot, machte auf ihn einen so ergreifenden Eindruck, daß er einen Moment sprachlos auf der Schwelle stehen blieb. Sie hatten nicht ihn, sondern eher Christinen erwartet: die Mutter würde nicht erst angeklopft haben, was Christine stets that, weil sie selbst nicht liebte, in einsamen Stunden unvorbereitet von fremden Augen überrascht zu werden. So war Bärbchen, an des Großvaters Brust gelehnt, sitzen geblieben, und hatte nur den Kopf erhoben, nach der Thüre zu schauen: der wehmüthige Ausdruck ihrer Züge, die wunderbare Aehnlichkeit der beiden, welche doch fast

um zwei Menschenalter getrennt waren, die rührende Liebe zu einander, die sich in ihrer ganzen Haltung aussprach, griffen dem treuherzigen Haugwitz wahrhaft in die Seele und machten ihn, da er wohl wußte, was sie zusammengeführt hatte, um eine Anrede peinlich verlegen. Der Großvater kam ihm aber, während Barbara aufstand, zu Hilfe. — „Ihr bringt noch eine Botschaft, nicht wahr?“

„Die bringe ich, Herr Landeshauptmann, und wenn mir das Fräulein gestattet, sie in Eurem Beisein vorzutragen, so werde ich mich ihrer wörtlich, wie mir bestellt worden, entledigen.“

Barbara hatte ihre Farbe wieder gefunden, aber in ihrer tiefen Verwirrung wußte sie nicht, was sie antworten sollte; der schwache Versuch dazu blieb unverständlich.— „Sprecht!“ sagte der Großvater. „Mein Kind hat vor mir kein Geheimniß. Hab' ich recht, Bärbel?“ Sie bestätigte es lebhaft.

Haugwitz verbeugte sich vor dem jungen Mädchen und sagte: „Verzeihung sollt Ihr gewähren, Glauben schenken, daß keine Falschheit im Herzen gelebt und in Eurem Gebete dessen gedenken, der Euch Lebewohl sagen muß, vielleicht auf ewig!“ — Als er diese Worte mit theilnehmender und zugleich bittender Stimme ausgesprochen hatte, brach der Rest von

Bärbchen's Standhaftigkeit, sie war noch zu jung, bisher zu glücklich gewesen, um schon die Kraft zu besitzen, ihr Aeußeres zu hüten und zu beherrschen, daß es nicht die Bewegungen des Herzens verrathe. Noch aber hielt sie sich leidlich und konnte eine Antwort geben, deren Sinn Haugwitz verstand, wenn ihm auch die nur geflüsterten Worte nicht recht deutlich wurden. So nahm denn der Großvater zu rechter Zeit den Arm des Gastes, dessen Eindringen in die Kammer seiner Enkelin ihm überhaupt ebenso rücksichtslos als unschicklich erschien, und ging mit ihm, als wolle er seine Stütze haben, hinweg, wobei er ihm kaum Zeit ließ, noch eine gutgemeinte, aber unbeholfene Entschuldigung an Bärbchen zu richten.

„Ich mußte, Herr Landeshauptmann!“ betheuerte Haugwitz draußen, da er wohl an dem Benehmen des alten Herrn, welcher seinen Arm gleich hinter der Thüre losließ, bemerkte, wie er über seine Dreistigkeit dachte. „Junker Bernhard hat mir mein Wort abgenommen, sobald als möglich dem Fräulein seine Bitten zu bestellen und wenn ich sie sonst nicht träfe, sie aufzusuchen. Da ich nun gehört, daß Ihr hinaufgestiegen, so dacht' ich, ohne Ceremonie als ein alter Freund des Hauses—“

„Gewiß!“ unterbrach ihn der Großvater. „Es ist nun auch gut so.“

„Weiß aber nicht, wie's kommt — in fremden Landen, absonderlich in Italien, geht es mir leichter, Damen Cortesia zu beweisen, hier seh ich selbst, daß ich so steif und unmanierlich bin wie ein Ziegenbock. Sagt, Herr Landeshauptmann, ich habe wohl das arme liebe Kind beleidigt?“— Der Greis beruhigte ihn darüber, wäre aber selbst gern umgekehrt, um zu sehen, ob sie ihrer Betrübniß nicht erliege.

Sie saß in stiller Trauer, hatte die Hände gefaltet und weinte. Gewiß betete sie für Bernhard, wie er von ihr scheidend gewünscht hatte. In ihrem Herzen war kein bitteres Gefühl gegen ihn, sie hatte ihm schon verziehen, noch ehe er sie darum bitten lassen. Begriff sie auch nicht, wie er so hatte handeln können, so war sie in ihrer Engelsmilde weit entfernt, ihm Falschheit und grausames Spiel vorzuwerfen, wie sie aus des Großvaters Reden nur zu schmerzlich herausgehört. Die Stille im Gemache, die um die Einsame waltete, wurde jetzt durch das leise wieder beginnende, allmälig immer lauter anschwellende Lied des gefangenen Vogels unterbrochen, das in wechselnden Modulationen einem traulichen Geplauder glich, so süß klingend, als wolle es die

Trauernde trösten und auf andere Gedanken bringen. Das schien auch zu glücken, denn Bärbchen stand plötzlich auf. Ein wehmüthiges Lächeln schwebte um ihre noch vom Harme bebenden Lippen, ein schwärmerisches Leuchten verklärte ihr tiefblaues Auge — hätte Bernhard sie jetzt gesehen, viel schöner im Schmerze, als sie je in ausgelassener Mädchenfröhlichkeit gewesen, er hätte den falschen Trugbildern seiner selbstgeschaffenen Pönitenz abgeschworen, hätte selbst dem Willen der Eltern getrotzt und mit der ganzen Welt gebrochen, um die Geliebte sein zu nennen. Was aber sann sie jetzt, daß sie das Lächeln wieder fand und ihr Blick sich erhellte? Sie trat an den Käfig, wo das Vöglein bei ihrem Nahen verstummte und das schwarzgefleckte Köpfchen von einer Seite zur anderen drehte, um zu erspähen, was sie ihm bringe. Ihre kleine Hand war leer, aber sie brachte dem gefangenen Sänger ein anderes, viel köstlicheres Geschenk als Futter — mit ihren schlanken, rosigen Fingern öffnete sie das geflochtene Thürchen des Käfigs und trat zurück. Der Vogel sah alsbald, daß ihm der Weg in die Freiheit offenstand, aber er traute sich noch nicht ihn zu benutzen, sprang flatternd von einem Stänglein zum andern und verwandte doch kein Auge von der lockenden Thüre — endlich faßte er Muth, flog auf seine

Schwelle, sah sich noch einmal um und spannte dann mit einem jubelnden Schrei die kleinen Schwingen auf, die ihn durch das offene Fenster in die blaue Luft des ungemessenen Raumes hinaustrugen.

„Zu tausend, tausend Malen!“ hauchte es voll inniger Sehnsucht von des Mädchens Lippen. Waren es Grüße, die sie dem gefiederten Boten mitgab und hatte sie ihn befreit, daß er sie hintragen sollte, wo ihr Herz es wünschte: ihre volle Verzeihung, ihre fromme Fürbitte und aller Erdenschranken nicht achtend, ihre ewige, über Trennung und Grab hinausreichende Liebe?

Siebentes Kapitel.

Die Schleier der Vergangenheit.

Frisch denn hinaus! Mit jedem Tage, der seine zurückgelegte Strecke Weges mehr zu dem Raume fügte, welcher schon zwischen Bernhard und der verlassenen Heimath lag, stärkte sich sein Selbstvertrauen, das Bewußtsein der eigenen Kraft, sich die Bahn, die er sich vorgezeichnet hatte, zu brechen. Die Gedanken an seine Lieben daheim, an das Unrecht, dessen er

sich zeihen mußte, waren anfangs wohl geeignet gewesen, ihn unsicher zu machen; vor all' dem neuen aber, das ihn bald zerstreute und seine Aufmerksamkeit anzog, verloren sie nach und nach ihre Gewalt über ihn, bis sich allmälig in seinem Innern gleichsam ein verhüllter Tempel, ein Allerheiligstes gestaltete, das nicht täglich und stündlich, sondern nur in geweihten Momenten stiller Einkehr betreten werden durfte. Solche Momente kamen ihm wohl, wenn er einsam in tiefer Waldung ritt, wie sie damals noch manche Strecke des gesegneten Niederschlesiens und der obern Lausitz bedeckte, welche heut in strotzendem Fruchtsegen mit Weizen prangt, oder wenn die Ruhe der Nacht, ehe er den Schlummer fand, seinen Blick zu den Sternen lenkte, aber sie wurden seltener und wirkten schwächer auf ihn, je mehr die Fülle neugewonnener Anschauungen wuchs, die ihn auch in einsamer Stunde beschäftigte. Viel merkwürdiges und schönes hatte er nun schon unterwegs gesehen, wohl geeignet, ihn längere Zeit festzuhalten; die alten wendischen Sechsstädte, der Elbstrom mit seinen reizenden Ufern, das freundliche, gastfreie Sachsenvolk, wo er oft von Fremden, die ihm unterwegs begegneten, gar herzlich in ihr Heimwesen eingeladen wurde, und wenn er es annahm, wie er, ohne zu

kränken, nicht anders konnte, sich so wohl befand, daß es ihm schwer fiel, sich wieder von so lieben Menschen zu trennen. Aber er hatte sich fest vorgesetzt, auf seiner Reise nicht ohne Noth zu verweilen, und so hielt er sich nirgend länger auf als er und sein Pferd, dem er zuweilen doch Tage der Rast gönnen mußte, es bedurften, genoß all' das neue und sehenswerthe gleichsam im Fluge und hütete sich mit einer wahrhaft ängstlichen Scheu, viel nähere Bekanntschaften zu machen, die ihn fesseln konnten zu längerem Aufenthalt.

Ein werthvolles Geschenk des Himmels ist es, wenn auf die Lebensreise ein schönes oder auch nur ein angenehmes Aeußere verliehen worden ist; weit leichter wird es ihm, sich alle Wege zu bahnen und die Freundlichkeit der Menschen kommt ihm entgegen, während sie von minder begünstigten Persönlichkeiten, oft bei mehr innerem Werthe, erst durch Kampf mit der natürlichen Abneigung von dem Häßlichen errungen werden muß. Bernhard von Linden, wir wissen es, war von der Natur in dieser Hinsicht reich begabt, und seine jugendliche Schönheit, die schon über seine Jahre etwas männlich edles hatte, gewann ihm alle Herzen. Um so höher im Werthe stand die Beachtung, die er überall fand, als er sie nicht

einem vornehmen, von Pracht und Reichthum umgebenen Auftreten verdankte, sondern nur seiner eigenen Person. Denn er war keineswegs ausgestattet, daß er Aufsehen erregen konnte. Ein dunkles Wamms, ohne alle Verzierungen, von festem, keineswegs feinem Tuch umgab seinen schlanken Leib; zu einer Zeit, wo Luxus und Kleiderpracht vom Auslande her auch unter den deutschen Adel schon Eingang gefunden hatten, reiche Goldstickereien, Perlen und Edelsteine zur Sitte geworden waren, ließ eine so schmucklose Tracht keinen Edelgebornen vermuthen. Das glänzende Wellenhaar deckte ein ebenso einfaches Barett, eiserne Sporen, nicht allzu blank, klirrten an den umgeschlagenen Reiterstiefeln; kein Wehrgehenk mit Bändern und Devisen, sondern eine starke Lederkoppel, trug das breite Schwert, das mit seiner mäßigen Länge und dem kunstlosen Griff nicht eben einer Ritterwaffe glich, sondern eher der kurzen Wehr eines Landsknechts. Aber wenn auch dieser Aufzug nicht geeignet war, die Blicke anzuziehen, desto mehr Beifall fand der Mann, der ihn trug. Etwas besonderes mußte doch mit ihm sein, das verrieth schon sein Pferd, welches in Bau und Gangart so ganz verschieden von allen war, die man hier zu Lande zu Gesicht bekam. Eher klein als groß, schlank gestreckt,

mit einem gebogenen, etwas starken Schwanenhalse, der Kopf sehr gefällig, nur durch seine scharfen Nüstern und einen bösen Blick des Auges Wildheit verrathend, kohlschwarz das ganze Thier, ohne ein einzig weißes Haar, der hochgetragene Schweif wie eine Fahne aus wallenden Seidenfäden und dann die Beine, wie von Stahl, und ihr elastisches Schweben, wenn es trabte! Freilich einen Mann, von Kopf zu Fuß geharnischt, wie es des heiligen römischen Reiches Reiterordnung vorschrieb, hätte es nimmer getragen; aber zum Reisen, wie dieser fremde junge Gesell that, war es wie geschaffen, eine Lust mußte das sein, man konnte ja nimmer müde werden. Das war auch der Fall: Bernhard zog mit dem frühen Tage aus, machte nur zweimal Rast, um zu füttern, und kehrte oft erst spät in der Nacht ein, wenn er auf den unbekannten Straßen früher keine Herberge fand, und fühlte sich niemals ermattet. Oder war es die Lust am Reisen, die ihn stärkte, wie es die Bergluft im Steigen selbst einem schwachen Wanderer thut?

Er hatte den Weg durch Meißen gewählt, obgleich er über Prag durch das Böhmerland zum Donaustrom vielleicht kürzer und besser gefahren wäre. Aber er besorgte, zu Prag Bekannten aus seiner Nach-

barschaft zu begegnen, die in gemeinsamer Angelegenheit der Ritterschaft des Fürstenthums die wahrscheinlich nur kurze Anwesenheit des Königs benutzen wollten, um einige Gerechtsame, die ihnen von seinem Bruder, ihrem Herrn, Sigismund Jagiello, angefochten wurden, neu bestätigen zu lassen. Auch hatte er noch einen andern Grund, der ihn gerade nach Sachsen zog. Dem Auftrage seiner Mutter getreu, der auch mit seinen eigenen Absichten übereinstimmte, hatte er sich bei Haugwitz genauer nach Schlabrendorff erkundigt: der Vorwand, daß dieser ihm vielleicht mit seiner Erfahrung und auch sonst, wenn er sich an ihn wende, nützlich werden könne, hatte bei Haugwitz vollen Glauben gefunden und alles, was er über den schönen und starken Sachsen wußte, von ihm entlockt. Da war denn auch seine Heimath genannt worden, ein Schloß an der Elbe, nicht weit von der Bergveste Königstein, und Bernhard hatte den Entschluß gefaßt, dort einmal Nachfrage zu halten, ob man etwas von ihm und seinem Aufenthalte wisse, da es nach allem, was Haugwitz über das Kriegsleben erzählt hatte, doch zweifelhaft war, ob er ihn auch noch bei den deutschen Fahnen im französischen Solde finden werde. Es hieß auch, wie er unterwegs von Kaufleuten vernommen, die

Augsburg kamen, Kaiser Max habe Frieden gemacht oder werde sich gar gegen die Franzosen mit dem Papste verbinden, welcher, als ein gar gewaltiger und kriegerischer Herr, große Zwecke verfolge, über denen aber noch ein tiefes Dunkel schwebe. War dieser Fall eines Bruches mit Frankreich schon eingetreten, dann konnten doch unmöglich Deutsche noch unter französischen Fahnen gegen ihren Herrn und Kaiser kämpfen und Schlabrendorff mußte wo anders zu suchen sein. Bernhard wurde aber in seinen Hoffnungen, über ihn in dessen Heimath etwas näheres zu erfahren, getäuscht. Wohl fand er das Schloß, von dem er stammte, es lag noch immer auf seiner felsigen Höhe an der Elbe, aber den Schlabrendorffs gehörte es längst nicht mehr, sondern war Kammergut geworden, vom Herzoge Georg zu Sachsen, albertinischer Linie, welche damals noch nicht die Kur trug, vor längern Jahren schon gekauft. Das erzählte dem jungen Reisenden der Fährmann, welcher ihn und sein Roß über die Elbe setzte, auf deren linkem Ufer das Schloß lag; er gab zugleich an, daß er den letzten hiesigen Schlabrendorff, ehe er fortgezogen, sehr gut gekannt habe und reizte dadurch Bernhard zu weitern Fragen, denen vielleicht durch den alten Schiffer, der keinerlei Rücksicht zu nehmen brauche,

besserer Bescheid werden konnte, als durch einen Verwandten des Hauses. Dieser letzte Besitzer, von dem der Mann sprach, war jedoch nicht der Gesuchte, die ersten Auslassungen über ihn ließen das erkennen, Bernhard mußte viel über ihn und seine Schicksale hören, die ihn nicht interessirten, der Fährmann war dem Ritter zu vielem Danke verpflichtet, wie er überhaupt ein sehr braver, großmüthiger Herr gegen die Armen gewesen, „nur —" setzte der Alte hinzu — „hätte er seinen Sohn kürzer halten sollen. Der ging denn auch zu Grunde."

Aufhorchend in neuer Hoffnung wurde Bernhard abermals getäuscht, auch dieser Sohn des letzten Schloßherrn aus dem edlen Geschlecht war nicht Fabian von Schlabrendorff, sondern ein ganz anderer, der nach einer stürmisch verlebten Jugend, die seinen Vater viel Geld gekostet, am Hofe zu Landshut von einem bairischen Edelmanne im Zweikampfe erschlagen worden. Als es endlich gelang, dieß neue Thema des gesprächigen Schiffers zu unterbrechen, — die Fähre war schon dem andern Ufer nahe — fragte Bernhard geradezu. — „Fabian? Den Schönen meint Ihr, junges Herrchen?" erwiederte der Schiffer. „Ei Herr Je, woher kennt Ihr denn den? Ihr seid ja ein so junges Blut!"

Bernhard gab ihm, erfreut und gespannt, schnell einen Grund seiner Frage an, den ersten besten. „Ja, wo der jetzt ist, das kann ich Euch alleine nicht sagen. Todt ist er nicht, denn es ist gestern erst was 'neingeschickt worden" — er zeigte mit dem Ruder nach dem kleinen Städtchen, das mit gedrängten Häusern am Ufer lag — „wo im Wirthshaus Einer gewesen, der's für ihn mitnehmen sollte. Es lag für ihn schon zehn Jahr oben auf dem Schlosse und der herzogliche Verwalter hatte es in Verwahrung. Von weit her war einmal ein Bote gekommen, der hatte es für ihn abgegeben, wenn er etwan wieder heimkehren werde: das thut der aber nimmermehr nicht mehr! Der hatte eine grausame Geschichte gehabt — wo's gewesen ist, weiß ich nicht, sein Knecht war ein Stockfisch, der nicht reden mochte, wir haben ihm nur so einzelne Brocken abgedrückt — mit einer verheiratheten Frau soll er's gehalten haben, und wieder eine andere gefreit, da hat es denn irgend ein Unglück gegeben: wenn ich recht berichtet bin, hat er eine von den beiden ums Leben gebracht in der Eifersucht, denn ich habe niemals einen jähzornigern Herrn gesehen. Aber schön war er, daß alle Weibsleute gleich für ihn brannten — ich fuhr ihn einmal bei dunklem Abend über die Elbe

und hab's mit meinen Augen gesehen, wie die Nixen unter dem Wasser heraufflauschten und ein Paar weiße nackte Arme immer nach dem Kahne griffen, um ihn umzureißen. Haha! An mir hatten die Wasserjungfern nicht viel gehabt. Ich schlug aber mein Kreuz mit dem Ruder und schaffte uns damit den Spuk vom Halse."

„Du weißt über jenes traurige Verhältniß nichts näheres?" fragte Bernhard, durch die verwirrte Darstellung, die ihm jedoch einen schwachen Kern der Wahrheit zu enthalten schien, in Unruhe gesetzt. „Keinen Namen."

„Namen! Wenn ich auch welche gehört hätte, wie sollt' ihn Unsereins behalten? Die Frau soll viel schöner gewesen sein als die Braut — soviel weiß ich noch — und am Ende hat er auch noch den Mann umbringen wollen, um sie zu kriegen. Denn, wenn der sich was in den Kopf gesetzt hatte! Zwar, das muß ich ehrlich sagen, hier war er, solange er auch manchmal oben bei seinem Oheim blieb, ein ehrbarer Junker — die Weibsleute brannten für ihn, sag' ich Euch, er aber sah Keine an, ich hatte vier Töchter, mein gutes Herrchen, die alle sauber und hübsch waren, und ohne Sorgen hätt' ich ihn mit jeder allein nach Rathen 'nüberfahren lassen. — Nehmt

Euch in Acht — es wird gleich anstoßen!" Mit dieser Warnung schloß er seine Erzählung und gleich darauf lief auch die Fähre an das Ufer; Bernhard hatte zu thun, um sein scheuendes Pferd zu beruhigen und aus dem Fahrzeug zu führen, dann bezahlte er den Schiffer und warf noch die Frage hin, ob man ihm vielleicht im Schlosse über den Aufenthalt Fabian's von Schlabrendorff Auskunft geben werde, da erst gestern an ihn eine Sendung abgegangen sei. Der Fährmann wußte das nicht, rieth ihm aber hinaufzureiten und lief, nachdem er sein Fahrzeug angebunden hatte, noch eine Strecke mit, um ihm einen bequemen Reitweg zu zeigen, welcher durch das Gebüsch, mit welchem der ganze Hügel bis zur Hälfte seiner Höhe, wo der Felskern zu Tage trat, bedeckt war, nach dem Schlosse hinaufführte.

Als er, oben angekommen, am Thore nach dem Kastellan fragte, erschien ein freundlicher dicker Mann, der ihn einlud, vorerst abzusteigen und mit einem Gericht Fische vorliebzunehmen, dann könnten sie ja von Geschäften sprechen. Bernhard, wenn er zu seinem Zweck gelangen wollte, der nicht durch ein Paar Fragen vom Sattel zu erreichen war, mußte die gastfreie Einladung annehmen und wurde sogleich in den Kreis einer zahlreichen Familie geführt,

die ihn ohne viel Neugier, weil fremder Besuch hier nicht selten war, empfing; er erhielt den Ehrenplatz zwischen dem Kastellan und seiner Hausfrau und hatte, während diese die Speise vorlegte, Zeit, sich zu überlegen, ob er gleich mit seinen Erkundigungen beginnen solle. Es erschien ihm am natürlichsten, denn wenn er damit zauderte, bis er mit dem Kastellan allein sprechen könne, gab er seinem Anliegen eine geheimnißvolle Wichtigkeit, die zwar für ihn selbst wirklich vorhanden war, die er aber doch Fremden nicht offenbaren wollte. Auch hoffte er vielleicht, da die Frauen immer mittheilsamer sind, gerade bei der Tischgesellschaft mehr zu erfahren, wenn sie irgend etwas wußten. Er hielt es für gut, der Wahrheit treu zu bleiben, und so fragte er denn, nachdem die Kastellanin alle versorgt und sich wieder gesetzt hatte, seinen Nachbar, wo er Herrn Fabian von Schlabrendorff wohl antreffen könne, er habe an ihn eine Botschaft auszurichten und etwas zu übergeben und man habe ihn berichtet, daß erst gestern von hier aus eine Sendung an Herrn Fabian abgegangen sei, daher er sich die Freiheit genommen habe, anzufragen. Bei Nennung des Namens hatten sich mehrere Augen verwundert auf ihn gerichtet; der Kastellan, an welchen die Frage ging, erwiederte, daß

er leider keine Auskunft darüber geben könne, vielleicht sei aber der Mann, der von Herrn Fabian hereingekommen, um mancherlei zu Hause zu besorgen, noch nicht fort: er wolle gleich hinunterschicken nach der Stadt, und fragen lassen. Dienstfertig sprang einer der Söhne des Kastellans auf, erhielt von seinem Vater den Auftrag, den ‚Gottlieb,' wenn er unten sei, festzuhalten, bis der fremde Herr mit ihm geredet haben werde oder, wenn er schon fort wäre, sich zu erkundigen, wohin er ‚gemacht,' und eilte, mit einem Stück Brod auf den Weg, trotz der Bitten Bernhard's, doch erst zu essen, hinaus.

„Schade, daß Ihr nicht gestern gekommen seid," sagte die Kastellanin. „Der Gottlieb, seht Ihr, ist der Knecht des Herrn Fabian, den hat er von haußen 'neingeschickt, mit dem hättet Ihr die weite Fahrt zusammen machen können. Ich glaube nicht, daß er noch unten ist. Der hält sich nicht auf — ich kenne ihn von Alters her."

„Ihr kennt also auch Herrn von Schlabrendorff?" fragte Bernhard.

„Das will ich meinen, ich kenne sie alle, denn ich bin hier geboren," erwiederte sie. „Den Junker Fabian aber kenne ich noch besser, bei seiner Frau Mutter bin ich lange in Dienst gewesen, und er

hat's immer gut mit mir gemeint, der arme Herr! Ich möchte immer weinen, wenn ich an ihn denke!"

„So wißt Ihr um sein Schicksal?" fragte Bernhard.

„Ach, lieber Herr!" sagte sie. „Wenn Einer schon seine Heimath meiden muß, ist es traurig genug."

Da sie nicht weiter einging, so konnte auch der Gast nicht mehr forschen. Er wandte sich daher wieder an den Kastellan und fragte ihn, ob Herr Fabian gewußt, daß hier etwas für ihn seit so langen Jahren liege und vielleicht deßwegen aus Italien hereingeschickt habe? Der Kastellan sah den Fremden völlig eingeweiht und kam jetzt auf den natürlichen Gedanken, daß sein Erscheinen mit jener ersten Sendung im Zusammenhang stehe und er eine neue Botschaft aus derselben Quelle bringe.

„Unsere Schuld war es nicht," antwortete er darauf, „daß Herr Fabian nichts davon erfahren hat. Als der Bote, Ihr wißt ja woher, ankam und nach ihm fragte, war er längst über alle Berge. Nur zwei Tage hat er noch hier bei seinem Herrn Oheim zugebracht —"

„Drei!" warf die Frau ein. „Er kam am dritten

noch einmal wieder: hatte gebeichtet und Absolution genommen.

„Hast recht!“ gab der Kastellan zu. „Dann ritt er fort und unter dem Thorwege, wo ich ihn traf, gab er mir noch die Hand vom Pferde, und sagte mir, daß er deutschen Boden wohl nicht wieder betreten werde.“

„Und war so gewiß unschuldig!“ rief die Frau.

Der Kastellan sah den Gast an, der nach seiner Meinung in alles eingeweiht war und sagte: „Ich wenigstens glaube, daß er schlecht behandelt worden ist — Euer besseres Wissen in Ehren, lieber Herr!“

„Ich —? Ihr irrt, wenn Ihr mich für einen Vertrauten des Herrn von Schlabrendorff haltet! Was ihm auch zur Last gelegt wird, ich habe darüber kein freies Urtheil.“

Ein Wink der Kastellanin hatte schon beim Beginn des Gesprächs die übrigen Tischgenossen entfernt, so daß sie, nur in Gegenwart ihres Mannes, etwas freier sprechen konnte. Auch sie nahm an, daß der Fremde, wenn er auch viel jünger als Herr Fabian war, um dessen Schicksal wußte, und da ihr selbst die rechte Einsicht in die Ursachen seiner freiwilligen Verbannung fehlte, so hoffte sie bestimmt,

jetzt von dem jungen Manne, der ihr ganz zutraulich erschien, etwas genaueres zu erfahren.

„Viel Schlechtigkeit gibt's in der Welt und der Herr Pfarrer sagt, es wird immer schlimmer," begann sie. „Junker Fabian hat das erfahren. Sie reden ihm Dinge nach, die ich nicht wieder erzählen will, aber wenn er etwas böses gethan hat, so mag es auf die Seele derjenigen fallen, die ihn dazu gebracht hat. Das ist meine Meinung, Ihr denkt vielleicht anders."

„Auf wen wollt Ihr denn die Schuld werfen?" fragte Bernhard mit unterdrückter Bewegung.

„Auf wen anders, als auf die Frau, die ihre eigene Tochter unglücklich gemacht hat, wenn alles wahr ist, was sich die Leute darüber erzählt haben," erwiederte die Kastellanin, ohne das bedeutsam abmahnende Kopfschütteln ihres Mannes zu beachten. „Ist es nicht wahr, so wär's besser, wenn die Sache lieber haarklein, wie sie sich zugetragen hat, erzählt würde, dann könnten wenigstens keine bösen Gerüchte umlaufen, die keinem Menschen Vortheil bringen."

„Wollt Ihr mir sagen, was diese Gerüchte erzählen?" sagte Bernhard, welcher in den Worten der Frau eine furchtbare Anklage zu erkennen glaubte, vor der die Farbe aus seinen Wangen entwich und

der Athem in seiner Brust stockte. Ein schwarzer Abgrund schien sich vor seiner allzu regen Phantasie aufzuthun und glühende Flammenzungen leckten daraus empor, sein Heiligstes bedrohend.

„Lieber Herr," lenkte der Kastellan entschlossen ein, um dem unvorsichtigen Reden seiner Frau ein Ende zu machen, „in der Welt wird viel gesprochen, und wer nicht dabei gewesen ist, erzählt immer am meisten. Was geschehen ist, läßt sich nicht ändern, aber es wird viel schlimmer, wenn sich Menschen, die es nichts angeht, darum bekümmern, denn Jeder setzt etwas zu und am Ende kommt eine Geschichte zu Stande, daß Einem die Haare zu Berge stehen. Ich dächte, wir ließen die alte Zeit ruhen und Ihr tränkt noch ein Glas Wein auf gute Verrichtung mit Herrn Fabian!"

Bernhard that nicht Bescheid, sondern wandte sich von neuem an die Kastellanin, die mit sichtlicher Ungeduld sich des Wortes wieder bemächtigen wollte: „Eher bin ich Euer Meinung, Frau Wirthin. Besser alles klar besprochen, dann bleibt keine giftige Lüge zurück. Sagt mir daher, welche Gerüchte über frühere Verhältnisse des Herrn von Schlabrendorff umlaufen."

„Das will ich, dann könnt Ihr mir sagen, ob

es Lügen sind!“ rief sie eifrig. „Er soll eine Braut gehabt haben, ein sehr schönes und tugendhaftes Mädchen, in Polen, glaub' ich, aber die Mutter von der Braut, die noch viel schöner gewesen ist als ihre Tochter, und die einen steinalten Mann gehabt hat—“

„Frau!“ unterbrach sie der Kastellan mit starker Stimme. „Willst Du Dir etwas an den Hals reden?“ Er war zornig geworden und in solcher Laune wagte sie keinen Widerspruch. — „Hört nicht auf das dumme Geschwätz, lieber Herr,“ sagte er dann zu Bernhard, in dessen Auge sich das natürliche Blau zum drohendsten Schwarz verdunkelt hatte. „Was sie sagen will, kann kein ehrlicher Mensch beschwören, denn niemand weiß, was draußen Herrn Fabian geschehen ist, als sein Knecht und der hätte sich lieber sollen die Zunge ausreißen lassen, als nur ein Wort davon auszuklatschen. Schweige, Frau, ich rathe Dir's! Geh' in Deine Wirthschaft. Ihr, lieber Herr, wollt vielleicht sehen, ob mein Junge schon wieder kommt.“

Bernhard stand rasch auf, sein Gesicht glühte jetzt auch vor Zorn, wie das des Kastellans, aber bei ihm gesellte sich noch das Gefühl einer brennenden Schmach dazu, und er fand kaum die schicklichen Worte beides zu verhehlen und dem Kastellan für

die gute Aufnahme zu danken, da sich die Frau, beschämt und gedrückt durch die Abfertigung ihres Mannes, zurückgezogen hatte. Die Männer gingen nun vor das Thor, wo der Fußpfad hinab in das Städtchen lief und bald erblickten sie auch den leichtfüßigen Burschen, der von unten eilig emporstieg, aber von weitem schon mit der Hand in der Luft schüttelte, zum Zeichen der Verneinung.

„Er ist nicht mehr da," sagte der Kastellan. „Ich konnte es mir denken."

So war es auch. Der Knecht des Herrn von Schlabrendorff hatte sich nicht länger aufgehalten als nothwendig war und den Weg nach Dresden eingeschlagen, wie es hieß. Dorthin wollte ihm aber Bernhard nicht folgen. Ihm graute überhaupt, nachdem sich die hochgehenden Wogen in seiner Brust etwas geebnet hatten, vor diesem allmäligen Lüften des Schleiers, der ihm erst seit kurzem bemerklich geworden war und Geheimnisse todbringenden Anblicks zu bergen schien. Was er bisher über die Beziehungen des unseligen Mannes, den er verfolgte, zu seiner Familie gewußt, hatte ein so klares, wenn auch trauriges Ansehen gehabt. Seine Schwester, die ihn wahrhaft geliebt hatte, war von ihm hintergangen worden, seine Unwürdigkeit, die Gewißheit, daß

er sie nicht liebe, hatten sie bestimmt, ihre Verlobung mit ihm aufzulösen; er hatte sich dann aus Schlesien entfernt und auch seine sächsische Heimath verlassen, um in der Fremde sich ein anderes Glück zu suchen. Das war alles einfach und klar. Nie hatte er sich bemüht, die näheren Umstände zu erfahren: gleichviel, um wen er seiner Schwester abhold geworden, oder ob er sie nie geliebt, die Thatsache genügte. Jetzt aber! — Mit Gewalt riß er sich von den Fieberbildern los, die sein entzündetes Blut ihn bestürmen ließ, und um sich die Möglichkeit zu rauben, das halb ausgesprochene Wort, dessen Sinn er zu errathen vermeint, noch ergänzen zu lassen, betrieb er seinen schleunigen Aufbruch, bei welchem er durch sein Benehmen den guten Kastellan für seine Freundlichkeit noch kränkte: er übersah ganz, daß er ihm die Hand zum Abschiede bot und grüßte kaum, als er abritt. Hier widersetzte sich ihm der türkische Hengst zum erstenmale, durch einen heftigen Sporenstich gereizt, aber Bernhard stachelte ihn zum Laufe bergab, daß die nachschauende Kastellanin am Fenster vor Schreck erblaßte.

„Mit dem ist es nicht richtig,“ brummte ihr Mann vor sich hin. „Alte Geschichten soll man schlafen lassen.“

Achtes Kapitel.

Deutsche Krieger.

Wo jetzt herrliche Kunststraßen selbst über die höchsten Pässe des Alpengebirges in die gesegnete Gartenebene Italiens führen, war der Reisende in früherer Zeit an die wenigen Wege gebunden, auf denen die Kaufgüter aus dem Süden, namentlich aus Venedig, zu den deutschen Städten im Reiche gelangten, die noch den ganzen Handel mit dem Orient besaßen, ehe der Seeweg nach Ostindien, der zwar kürzlich gefunden war, aber noch keinen Einfluß übte, diesem Verkehr neue Bahnen anwies. Selbst auf diesen vielbefahrenen Handelsstraßen hatte der Wanderer nicht blos mit dem Schrecken des Hochgebirges, sondern auch mit der Unwegsamkeit zu kämpfen, die jeder Gewittersturm in den Trümmerfeldern, über welche an mancher Stelle der Pfad ging, erhöhte, und es war ihm dann eine Freude, wenn aus der öden Felsenwelt überraschend dem Blicke sich endlich ein freies, grünes Gefild eröffnete. So das weite, fruchtbare Thal, in welchem der alte Bischoffitz Brixen liegt, eine Stunde abwärts der Paßenge, welche neuerdings durch die beiden,

trefflich gebauten Forts der Franzensveste beherrscht ist. Im Jahre 1809, dem glorreichen für Tirol, wurde hier von den Landesvertheidigern, die nur dem Erzhause Oesterreich unterthan sein wollten, das Regiment der Herzoge von Sachsen, das für fremde Interessen im Dienste Napoleons kämpfen mußte, nachdem es von den Franzosen zur Deckung ihres Rückzugs aufgestellt und verlassen worden, fast ganz vernichtet. In zwei Tagen hatten diese Truppen kein Brod und während des ganzen Gefechtes von Früh bis Abend kein Wasser gehabt, dennoch kämpften sie tapfer gegen die Uebermacht der Tiroler und erst, nachdem tausend Mann, worunter sechsunddreißig Offiziere gefallen waren, legte der schwache Rest die Waffen nieder. Der derbe Volkswitz hat den Ort seitdem die Sachsenklemm genannt. — Durch diesen Paß ritt an einem heißen Sommerabende über dreihundert Jahre früher ein einzelner Reiter und das Herz ging ihm auf, als er nun vor sich das heitere, lichtgrüne Gelände erblickte, in welchem der Dom von Brixen den edlen Bau seiner Doppelthürme über die gedrängte, mit Mauerzinnen umhegte Stadt erhob. Aber zugleich fiel sein Blick von der Höhe auch auf eine zweite, luftiger und leichter gebaute Stadt: auf die Zeltreihen eines Feldlagers. Es war zum erstenmale,

daß er sich in der Nähe eines solchen befand und das lebendige Treiben, das sich schon von weitem bemerklich machte, zog ihn wunderbar an. Da es von dem Wege wohl einen halben Karthaunenschuß seitwärts lag, hätte er nicht nöthig gehabt, dasselbe zu berühren, aber er wandte sein Pferd, sobald er das flachere Gelände erreicht hatte, nach den Zelten und der Hengst gerieth offenbar in Aufregung, als ob er die ihm vertraute Soldatenwirthschaft flugs wiedererkenne. Er hob den Kopf, witterte mit aufgerissenen Nüstern dorthin und ließ ein freudiges Wiehern hören, wie hellklingendes Trompetengeschmetter.

Unter einer mächtigen Platane, die am Wege stand, weit vor den Zelten lag ein Häuflein Krieger an die Erde gestreckt: einzelne Posten, je zwei und zwei Mann zusammen, standen, soviel sich übersehen ließ, noch weiter vom Lager als jene Wache, in abgemessenen Zwischenräumen. Auf einen dieser Posten ritt der von der Höhe von Oberau herabkommende Reiter zu. Sie hatten ihn längst bemerkt und da es noch heller Tag und er nur allein war, machte sich der eine von ihnen, der mit einer Hakenbüchse bewaffnet war, zwar schußfertig, der andere kam ihm jedoch, den Spieß auf der Schulter langsam entgegen und rief ihn an, zu halten und Auskunft zu

geben, wer er sei und was er wolle. Statt der Antwort that der Reiter, ohne anzuhalten, die Gegenfrage, was für Kriegsvolk dieß sei und wer es führe? Sein Benehmen war so zuversichtlich, daß der Landsknecht annahm, er habe ein Recht zu dieser Frage.

„Deutsche Knechte sind wir und ziehen unter Herrn Jakob von Embs," gab er Bescheid. „Bringt Ihr eine Botschaft, so mag sie der Läufer" — er zeigte nach seinem Kumpan, „bestellen."

„Wohl möchte ich, ehe ich Herberg' in der Stadt nehme, Euren Hauptmann sprechen," sagte der Fremde.

Der andere Knecht, der sich unterdessen auch genähert hatte, erklärte, daß niemand ohne Erlaubniß des Wachthabenden in das Lager gelassen werde und fragte nach seinem Namen, damit er ihn melden könne. Bernhard von Linden nannte sich der Reiter, welcher Mühe hatte, sein Pferd zu bändigen, das durchaus vorwärts wollte. Der Läufer — so hießen zur Zeit die aus den Hakenschützen gewählten oder auch freiwillig sich meldenden Leute, welche zu Streifpartien und Wachen gebraucht wurden — der Läufer ging darauf nach der ein Paar hundert Schritt entfernten riesigen Platane, unter welcher der Trupp lag.

Ehe er wiederkam, wollte Bernhard ein Gespräch mit dem andern Knecht anknüpfen; der aber stand ihm nicht Rede, fertigte jede Frage mit einem kurzen: „Weiß nit!“ ab und bedeutete ihn endlich ungeduldig, daß es nicht Kriegsgebrauch sei, hier zu schwatzen, worauf Bernhard schwieg. Er sah deutlich, daß der Knecht jede Bewegung, die er that, argwöhnisch bewachte, und die Zeit wurde ihm sehr lang, bis der Läufer mit dem Wachthabenden, der ein ergrauter Krieger war, zurückkam, noch mehr aber verdroß es ihn, als der letztere weitläufig nach seinem Herkommen, seinem Vaterlande und seinen Absichten, die ihn hieher geführt, fragte und gar nicht zu hören schien, daß er nicht länger aufgehalten sein wolle. Endlich, da seine Ungeduld noch durch die kaum zu zügelnde des Pferdes gesteigert wurde, fragte er seinerseits heftig: ob er nun fertig sei? und als der Rottmeister mit einem sträflichen Blicke erklärte, daß er zu warten habe, bis er ihn nach dem Lager führen lasse, gab Bernhard seinem Hengste nur Zügelfreiheit und mit zwei Sätzen trug dieser ihn an den drei Kriegsgesellen vorüber, in geradem Laufe nach dem Lager.

„Schieß!“ sagte der Rottmeister zu dem Hakenschützen. Das war aber zu jener Zeit, wo die

neue Feuerwaffe noch in der Kindheit stand, nicht so leicht und schnell gethan, denn das Gewehr wurde mit einer Lunte abgebrannt, was, dem eigenen Backen so nah, mit großer Vorsicht geschehen mußte. Der Schütz kam zwar mit dem Anschlage zu Stande, schoß auch, selbst erbost über die Frechheit des fremden Eindringlings, aber er fehlte und Bernhard erreichte unaufgehalten die nächste Zeltgasse, wo ihn ein lautes Halloh! der zusammenlaufenden Knechte empfing, welche lachend und schreiend sein Pferd scheu zu machen suchten, denn sie glaubten, es gehe mit seinem Reiter durch. Er verhielt es jedoch, sobald er die Gasse erreicht hatte, und fragte, etwas athemlos, nach Herrn Jakob von Embs. Da sahen sie verwundert zu ihm auf, er mußte Hochwichtiges bringen, was große Eile hatte, daß er so wild in das Lager gejagt kam, und einer der Hauptleute, der zufällig in der Nähe stand, unternahm es mit ihm zu dem Feldobersten zu gehen, dessen Zelt hinter der Brandgasse des Lagers aufgeschlagen war. Ein leichtfüßiger Trabant vom ‚Staate' des Obersten, der alles mit angehört hatte, lief aber voraus, Herrn Jakob von der Ankunft eines Eilboten zu benachrichtigen, so daß Bernhard schon vor dem Zelte von ihm empfangen wurde. Eine stattliche, auf den

ersten Blick gewinnende Erscheinung, dieser gereifte Kriegsheld mit seinem braunen, ehrlichen Gesicht und den treuen, deutschen Augen, wie er in würdiger Haltung dem Reiter, der ihm eine wichtige Botschaft zu bringen schien, entgegentrat! Bernhard sprang vom Pferde und jetzt erst, da er sich den Zutritt ertrotzt hatte, dachte er daran, was er denn eigentlich dem Befehlshaber dieser starken Kriegerschaar zu sagen habe. Ganz seinem Wesen entsprechend, das wohl noch mancher Prüfung bedurfte, ehe es in der baaren Wirklichkeit die gährenden Elemente unklaren Denkens und Handelns ausstieß! Doch warf er sich ohne viel Besinnen in die nächste Strömung, die sich ihm bot und stellte sich dem Obersten unter seinem Namen vor als ein Aspirant des Johanniter-Ordens, welcher, auf einer Reise nach dem Morgenlande begriffen, in Italien einige Kenntniß von den schwebenden Welthändeln, auch vom Kriegshandwerk, wie es eben getrieben werde, sich verschaffen wolle und daher die Gelegenheit nicht versäumt habe, einem Kriegsmanne, von welchem er schon soviel gehört, seine Reverenz zu machen.

Herr von Embs lachte über die Ehre, die man ihm angethan, ohne daß er sie groß verdient, wie er sich ausdrückte, wollte von der Reverenz gar nichts

wissen, nahm aber den jungen Mann, den auch hier seine Persönlichkeit empfahl, freundlich auf, besonders, da ihn der Ausdruck Aspirant, den sich Bernhard beigelegt, glauben ließ, er habe es mit einem schon eingetretenen Jünger des Ordens zu thun, und lud ihn ein, als sein Gast beim Zuge zu bleiben, solange es ihm gefiele. Daß der Fremde ohne Begleitung auch nur eines einzigen Dieners kam, wunderte ihn zwar, doch ging ihn das weiter nichts an, und er gab sogleich Befehl, daß es ihm an Bedienung nicht fehlen sollte, ließ ihm auch in dem Zelte, welches für den morgen zu erwartenden Musterherrn aufgeschlagen war, einstweilen eine Lagerstätte bereiten. Während er wie ein Vater für ihn sorgte, kam die Meldung von der äußern Lagerwache, die dem Eingedrungenen auf dem Fuße gefolgt war; der Oberst nahm sie mit dem gebührenden Ernst auf und belobte den Wachthabenden sowie den Posten, welcher auf Bernhard geschossen, daß sie ihre Schuldigkeit gethan, gegen den Letztern aber lachte er über den kecken Muth, mit dem er selbst einer Kugel getrotzt und warnte ihn nur vor ähnlichen Verletzungen der Kriegsgesetze, die ihm leicht Schaden bringen könnten. „Ich denke,“ setzte er hinzu, „in Eurem Orden herrscht darin strenge Zucht? Laßt sie nicht

locker werden um Gotteswillen, sonst geht ihr zu Grunde, wie es leider auch bei den deutschen Herren in Preußen jetzt geschehen soll. Meine Vettern, die draußen gewesen sind, haben mir davon erzählt."

Der Abend war wunderschön. In diesem gesegneten Thale, das durch die Bergmassen überall geschützt ist, wehen schon die milden Lüfte des Südens, und Bernhard fühlte sich, seit er den rauhen Paß des Brenner überstiegen hatte, zum erstenmale von der Wahrheit, mit welcher ihm Haugwitz den südlichen Abend geschildert hatte, überrascht. Während unter freiem Himmel eine lange Tafel gerüstet wurde, an welcher mit dem Obersten die vornehmsten seines Kriegshaufens, welchen er die sogenannten ‚hohen Aemter' übertragen hatte, speisen sollten, bat der Gast um Erlaubniß, einen Gang durch das Lager zu unternehmen, wo es immer lauter und lustiger wurde. Embs gewährte sie ihm gern, und hätte ihn auch selbst begleitet, wenn er nicht noch einige Anordnungen für die morgende Musterung zu treffen gehabt; er gab ihm aber einen jungen Menschen aus seinem eigenen Geleit mit, der sich freiwillig, ohne Handgeld zu nehmen, zu dem Zuge gesellt hatte und dem Gaste jede Auskunft geben konnte.

Eine wilde Romantik war es, welche Bernhard

aus den vielfach wechselnden Szenen, die sich ihm auf seinem Gange darstellten, aufging, ganz geeignet, seine erregbare Phantasie wieder zu neuen Flügen zu beschwingen. Schon das bunte Gemisch von Trachten, das ihm unter den Landsknechten zuerst auffiel, schien einen Zusammenfluß von Söhnen aller Länder Europa's zu bekunden und doch waren es, mit wenigen Ausnahmen nur Deutsche, welche sich hier geschaart hatten, um einem fremden Könige zu dienen, wie sie zu jener Zeit in allen Kriegen Europa's vom fernen Westen, wo der Tejo seine Wellen in den atlantischen Ozean strömt, bis in die russischen Ebenen zu finden waren. Nur Deutsche, aber sie trugen die fremdartigsten, oft die abenteuerlichsten Trachten, nach eines Jeden Geschmack oder Besitzthum. Waffen und Kleidung mußte der Krieger zum Werbeplatze mitbringen, für die erstern war wenigstens vorgeschrieben, daß es ein Spieß und ein Schwert, gleichviel von welcher Form, sein mußte, in der Kleidung herrschte die vollkommenste Willkür. Selbst die vornehmste Pracht, wie sie sonst nur die Fürsten und der Adel entfalteten, war dem Landsknecht von niederem Herkommen unverwehrt, und der edle Kaiser Max, den man den letzten Ritter genannt hat, war damit einverstanden. ‚Laßt doch

den armen Gesellen, die ein hartes, elendes Leben führen und nicht wissen, ob sie morgen todt sind, diese Freude!“ hatte er gesagt, als ihm einmal Vorstellungen gemacht wurden, den gemeinen Knechten adelige Tracht, welche ihnen nicht zukomme, zu verbieten. Der junge Begleiter Bernhard's, der selbst von gutem niederösterreichischen Adel war, erzählte ihm dieß Geschichtlein, da er sich über den reichen Aufputz manches Kriegers verwunderte. Denn er sah neben dem armseligsten Gesellen, dessen Lederwamms an vielen Stellen durchgerieben war und von Unsauberkeit und Fett starrte, oft einen andern im Waffenrocke von feinem farbigen Tuche oder leuchtendem Sammet, kunstreich gestickt mit Seiden- und Silberfäden, zuweilen gar mit Gold; während die meisten die zottige spitze Fellkappe mit großem Vorderschirm trugen, hatten manche einen kleinen spanischen Hut oder ein zierlich gebauschtes Barett mit wallenden Federn und um den sonnenverbrannten Hals die gefältelte Spitzenkrause, welche aber freilich kaum noch ahnen ließ, daß sie einst schneeweiß gewesen war. Und so verschiedenartige Gestalten saßen und lagen hier um eine der ungeheuren Trommeln, deren dumpfer Klang fort und fort durch die klappernden Würfel geweckt wurde, mit denen sich

die lärmenden Gesellen das Geld abnahmen; dort waren andere Gruppen mit schmutzigen Karten beschäftigt oder zechten vom rothen Tiroler Wein; nicht alle jedoch hatten so wüsten Zeitvertreib vor, viele auch putzten ehrbar ihre Waffen und sangen dabei im rohen Chor manches Soldatenlied, an denen die Zeit der Meistersänger so reich war. Bernhard's Begleiter stimmte hier und da mit ein, nickte auch wohl gelegentlich einem Bekannten zu und nannte im Weitergehen dem Fremden manchen Namen von altadeligem Klang, was diesen jedoch in der Erinnerung dessen, was ihm Herr von Haugwitz daheim von der neuen Kriegsweise erzählt hatte, wenig verwunderte. Aber dennoch konnte er sich in seiner romantischen Denkart, die mit den Bildern alter Zeit erfüllt war, eines wehmüthigen Gefühls nicht erwehren, daß auf solche Weise die Herrlichkeiten des Ritterthums in der Masse aller Heergesellen aufgeben und mancher Sproß eines erlauchten Hauses, dessen Ahnen Fürstenkronen getragen oder das Grab des Erlösers befreit hatten, hier ohne Unterschied neben dem Abkömmling leibeigener Bauern stritt. Noch einmal wünschte er nur, die Ritterschaft in ihrem vollen Glanze zu sehen, wie alte Sagen sie ihm geschildert — und dieser Wunsch sollte ihm erfüllt

werden, ehe er Italiens Fluren wieder verließ, wenn auch nicht unter deutschen Bannern.

Hatte manches im Lager sein Gefühl verletzt, das von der Heimath her an Zucht und Sitte hielt, so war dieß noch im höhern Grade der Fall, als er durch die Brandgasse hinter die letzte Zeltreihe gelangt war und hier das weite Feld überschaute, auf welchem der Troß, der stets in wachsender Masse den Kriegerzügen folgte, sich gelagert hatte. Dort war auch der Markt aufgeschlagen, der überall, wo ein Heerhaufen Rast machte, in der Umgegend verkündet und aufgeschlagen wurde, damit das Landvolk Lebensmittel zuführe, welche ihm bezahlt werden mußten: dafür sorgte der Profoß, welcher zugleich Marktrichter war, vergleichbar den alten Ephoren der Spartaner in ihrer ursprünglichen Bestimmung. Bernhard sah verwundert seinen jungen Begleiter an, welcher diesen gelehrten Vergleich machte: dieser erklärte ihm darauf lachend, daß er erst zum geistlichen Stande bestimmt gewesen sei und klassische Studien habe treiben müssen, welche ihn noch zuweilen, seit er das bessere Theil, den Spieß, erwählt, in Gedanken heimsuchten. Sie kehrten darauf um, weil es zu dämmern begann. Längst waren schon mächtige Feuer aufgelodert, nicht zur Erwärmung, deren

bedurfte die laue südliche Nacht keineswegs, sondern zum Braten und Kochen, denn der Herr Bischof von Brixen, Christoph von Schroffenstein, wie ihn der junge Krieger zu Bernhard nannte, hatte gewaltige Vorräthe und Schlachtvieh an die neugeworbenen Truppen liefern lassen, welche hier dem Bundesgenossen des Kaisers, König Ludwig XII. von Frankreich, gegen die neue Liga, welche sich feindlich gebildet hatte, zugeführt werden sollten. So war denn auch die Tafel reich beschickt, wo der Oberst, dessen Name ihm in Oberdeutschland leicht die erwünschte Zahl von Landsknechten in freier Werbung verschafft hatte, mit allen Hauptleuten, die er bestellt, und den übrigen Beamteten zur Nacht speisen sollten. Der junge Mensch nannte Bernhard in aller Eile noch ihre Namen, adelige und bürgerliche, denn es kam nicht auf die Geburt an, zur Führung eines Fähnleins von vierhundert Knechten oder auch eines Regiments von zehn bis sechszehn Fähnlein berufen zu werden. „Einer fehlt Herrn Jakob noch," schloß der Redselige, „den hätte er gern gehabt, denn er ist der stärkste und stattlichste Mann im ganzen deutschen Reiche, ja, mir hat ein vornehmer französischer Herr gesagt, Seinesgleichen habe die Welt noch nicht gesehen."

Eine Welle rasch aufhüpfenden Blutes schwoll Bernhard zum Herzen, er schalt sich thöricht, der Ahnung zu glauben, die sich ihm aufdrängte, und zur eigenen Beruhigung fragte er nach dem Namen dieses neuen Simson, wie er ihn mit einem gewissen Hohne, der seinem aufgeregten Zweifel entsprang, nannte.

„Seht da, Herr!“ versetzte der junge Mann lachend. „Ihr rückt biblisch gegen meine klassischen Ephoren zu Felde. O ja, ein Simson ist er und die Delila hat ihm auch nicht gefehlt, wie ich Euch erzählen könnte, denn die Zeltwände sind dünn und ich verstopfte mir die Ohren nicht, als ich einmal an der andern Wand lag, während er Herrn Jakob von Embs, der ihn wie einen Sohn liebt, sein Herz ausschüttete. Aber Ihr werdet ungeduldig und wollt den Namen wissen — da kommt uns auch Herr Jakob schon entgegen — Fabian heißt er, Fabian von Schlabrendorff.“

Bernhard biß sich in die Lippe, sein Inneres verkrampfte sich. Die Ahnung hatte ihn also doch nicht betrogen! Ueberall, auch ungesucht, drängte sich ihm dieser Feind seines Seelenfriedens auf — er hatte schon geglaubt, auf immerdar mit der Vergangenheit gebrochen zu haben: in den Abgrund,

der sich ihm bei seiner frevelhaften Beschwörung des Grabes alter Tage eröffnet, hatte er sein Heiligstes versinken sehen, er hatte ihm nachgesendet, was ihn noch an seine Heimath knüpfte und sich vor jedem Gedanken, der ihn zurückführen könnte, gehütet. Auf nächstem Wege war er darum, als er von der eingetretenen Waffenruhe zwischen den Kaiserlichen und den Venetianern gehört, über die Berge gegangen, um Venedig zu erreichen und mit dem ersten Schiff, das nach der Levante die Anker lichte, unter Segel gen Rhodus zu gehen. Mußte er noch einmal den verhaßten Namen hören?

Der Oberst, von mehrern andern Kriegern begleitet, kam heran und enthob ihn des weitern Gesprächs mit seinem Führer, welcher sich nun bescheiden zurückzog, da er noch nicht in diese Gesellschaft gehörte. Freundlich lud Embs den Gast ein, ihm zur Tafel zu folgen, die mit Lichtern besetzt und mit Sesseln, wie sie sich aus allerlei Material im Felde bilden lassen, umstellt war. Der Oberst ehrte den Fremden, der ihn besuchte, indem er ihm den Platz an seiner Seite gab und ihn vor allen bedienen ließ. Daß er so schweigsam war, erschien ihm als löbliche Bescheidenheit — er hatte keine Ahnung davon, welche steigende Bewegung in der Brust seines Nachbars sich

auch gegen ihn richtete, weil dieser erfahren hatte, daß er seinen Todfeind — anders nannte er ihn nicht mehr — wie einen Sohn liebe und im Besitz seiner Geheimnisse war. Bernhard konnte von diesem Gedanken nicht loskommen und wurde dadurch für die herzliche Weise, mit welcher ihn der berühmte Führer behandelte, fast unempfänglich. Namen mußte der Mann, der ihm sein Herz ausgeschüttet, nicht genannt haben, sonst wäre ihm wohl aufgefallen, daß Bernhard aus demselben Geschlecht war; denn Bernhard hatte sich ihm ja mit seinem vollen Namen vorgestellt, aber vielleicht dachte er auch nur in diesem Augenblick nicht daran und kam später darauf. Es war also jedenfalls das beste, mit dem frühsten Morgen das Lager, in welches er durch ein bloßes Ungefähr gekommen, wieder zu verlassen und seinen Weg nach Venedig fortzusetzen. Als er diesen Entschluß gefaßt hatte, wurde er etwas ruhiger und konnte seine Aufmerksamkeit dem allgemeinen Gespräch widmen, das in frischer Abwechselung von dem Ernst der Weltbegebenheiten, die sich immer drohender verwickelten, zu dem heitersten Soldatenscherze um die Tafel kreiste. Dem letztern war Bernhard in seiner Stimmung nicht zugänglich, aber den Bemerkungen über die Lage der Dinge in Ita-

lien lauschte er mit immer mehr Antheil und suchte sich, da ihm alles undeutlich und neu, namentlich aber die Zerwürfniß zwischen den beiden Häuptern der Christenheit befremdend war, durch Fragen Aufklärung zu verschaffen. Jakob von Embs gab sie ihm willfährig und wies die leise Warnung seines Nachbars, des Schultheißen, eines alten erfahrenen Kriegsmannes, dem es bedenklich schien, so offen mit einem Novizen der Rhodiser zu sprechen, ruhig ab. War auch zu besorgen, daß der Orden den Venetianern, weil sie jetzt Verbündete des Papstes waren, Beistand leisten werde, wie denn bereits einer der berühmten Ritter des heiligen Johannes von Jerusalem, Leonardo da Prato, die leichte Reiterei der Venetianer geführt hatte, bis er kürzlich gefangen worden war, so kannte doch der tapfere Embs keine ängstlichen Rücksichten und dachte im Sinne des alten deutschen Wahlspruchs: Je mehr Feinde, desto mehr Ehre! Bernhard erfuhr denn ehrlich alles, was er zu wissen begehrte.

Der Papst hatte mit dem Könige von Frankreich gebrochen, dem er früher gegen Venedig verbunden gewesen, auch Spanien war von dem allgemeinen Bündniß gegen die reiche Meereskönigin zurückgetreten und stand nun mit ihr und dem

heiligen Vater in einer neuen Liga, deren eigentlichen Grundgedanken, welcher in der Feuerseele Julius II. entsprungen war, der ehrliche deutsche Kriegsmann, welcher davon im Lager vor Brixen erzählte, freilich nicht kannte, auch nicht zu würdigen verstand. Ihm lag die Sache einfach so: Kaiser Max war mit Ludwig XII. verbündet und konnte ihn nicht im Stich lassen, auch waren die Städte, welche ihm früher zu Cambray von dem venetianischen Besitzthum zugesprochen worden, altes deutsches Reichslehn, das Venedig nur mit List und Gewalt vor Jahren an sich gerissen hatte: dieß mußte wieder gewonnen werden; über Mailand, das auch ein Reichslehn, aber jetzt vom Könige von Frankreich eingenommen war, konnte man sich später einigen, wo nicht, so blieb nach ausgetragenem Bundeskriege immer noch übrig, auch um Mailand einen ehrlichen Waffengang zu versuchen. Dann freilich waren dem Franzosen trotz des freigebigen Soldes in blanken Sonnenkronen, mit denen er zahlte, die deutschen Landsknechte verloren. — Als das Jakob von Embs aussprach, sahen sich einige der Hauptleute lächelnd an und tranken einander schweigend zu.

„Was lacht Ihr, Gotthard?“ fragte der Oberst ernsthaft den nächsten von ihnen.

„Nun, ich denke an das gute Lied, das unsere Gemeinde gestern als Trommelreim gesungen hat," erwiederte der Gefragte: „das klang nicht so, als wollten sie gern den Dienst des Königs von Frankreich verlassen."

„Wenn uns aber der Kaiser abruft?" sagte Jakob von Embs. „Welcher fromme Kriegsmann deutscher Nation wird bleiben wollen oder gar gegen seine Brüder streiten?"

„Freie Kriegsleute müssen sich ihre Fahne wählen können," erwiederte der Hauptmann.

„Sagt Ihr das, Gotthard von Ende, als Sachse — wir Schwaben denken anders!" versetzte Embs etwas warm.

Der Sachse wollte auffahren, andere aber sprachen gütlich dazwischen und beschwichtigten den Streit, der eben auszubrechen drohte. — „Bleibt bei Eurem Wort, Herr Jakob," sagte der Schultheiß ernsthaft zu dem Obersten, welcher nun dem Herrn von Ende über den Tisch die Hand reichte.

„Ich denke, wir stehen und fallen zusammen, Gotthard!" rief er.

„So sei es!" erwiederte der Sachse und es trat eine kurze, feierliche Pause ein.

Dann aber nahm auf den Ernst, der damit be-

endigt schien, die Heiterkeit ihr ungeschmälertes Recht in Anspruch und steigerte sich durch maßlosen Genuß des Weines in einem Grade, welcher Bernhard mehr und mehr abstieß. Er war in seiner Heimath auch der Gelage gewohnt, an denen er wenigstens als Augenzeuge Theil genommen hatte: der schlesische Landadel gab dem polnischen, seinem Nachbar, im Trinken nichts nach, aber was Bernhard hier sah, das überstieg alle seine bisherigen Vorstellungen. Er sollte fort und fort Bescheid thun und konnte sich zuletzt nur durch eine Lüge retten: ein Versprechen gab er vor, daß er nicht über ein gewisses Maß hinausgehen wolle.

„Wem habt Ihr das gegeben?" schrieen die Tafelgenossen. „Der Frau Mutter oder der Liebsten?"

Er wollte gereizt antworten, da nahm sich Jakob von Embs seiner an. „Gastrecht, lieben Brüder!" rief er. „Schmeckt ihm, der vielleicht bessern Wein von Cypern und Candia gewohnt ist, der Tiroler aus der bischöflichen Kellerei nicht, so dürfen wir ihn nicht zwingen, und wenn er gar ein Versprechen gegeben hat, sein Wort muß der Mann halten, mag's dem Kaiser sein oder einem feinen Mägdlein. Denkt doch an Euren Landsmann, Gotthard, der nicht einen Tropfen Wein mehr anrührt!"

„Ja wohl!“ sagten lachend ein Paar andere. „Und keine Frau, die schönste! nicht mehr ansieht — was ihm doch freisteht, dem Ritter von Rhodus hier aber verboten ist.“

„Ihr habt recht!“ sagte Gotthard von Ende. „Verzeiht, lieber Herr, daß wir Euch zugesetzt haben. Wir aber, Brüder, wollen einen Becher auf das Wohl meines Landsmannes leeren, wo er auch gegenwärtig sein mag.“ Sie riefen ihm Beifall zu und leerten die großen Humpen in hastigen Zügen. Herr Jakob von Embs wurde darauf still, und schien in Gedanken zu sitzen, bis ihn sein Nachbar, der Schultheiß, fragte: „Ihr wißt also gar nicht, wo er ist?“

„Nein,“ antwortete Embs. „Ich habe schon zum Frundsberg geschickt, ob er sich dort vielleicht eingefunden hat, aber er ist nirgend gesehen worden und ganz verschwunden.“

„Der kann sich nimmer vor den Menschen verbergen, der Riese!“ bemerkte Gotthard. „Wird schon kommen zu rechter Zeit, und zu keinem andern als zu Euch, Herr Jakob. Ihr habt ihm ja auch ein Fähnlein aufgehoben.“

„Das hab' ich,“ sagte Jakob von Embs.

„Warum ist er denn fortgegangen?“ fragte ein anderer. „Wo ist das gewesen?“ ein dritter.

„Bei Brixen," erwiederte der Oberst, und da mehrere fragend nach der Gegend zeigten, wo die Stadt unfern des Lagers in das Dunkel der Nacht verhüllt stand, setzte er hinzu: „Nicht hier, sondern bei Wälsch-Brixen, das sie Brescia nennen. Warum er fortgegangen ist, Ihr lieben Herren, das kann ich Euch nicht erzählen. Er hat mir aber versprochen, wieder zu kommen und dann fragt ihn selbst."

Von wem hier die Rede war? Sein Name, allen bekannt, wurde nicht ein einzigmal ausgesprochen, aber Bernhard's ungestüm pochendes Herz sagte ihm, wer dieser riesige Landsmann des Sachsen von Ende, der sich zu keinem andern Truppenführer als zu Jakob von Embs gesellen wolle, dem dieser noch die Hauptmannschaft über ein Fähnlein Landsknechte aufgehoben, nur sein könne. Sein aufgeregtes Blut, durch den ungewohnt viel genossenen Wein noch mehr entzündet, ließ ihn mit Sicherheit erwarten, der Mann, von welchem soviel gesprochen werde, müsse plötzlich aus der Nacht an den erleuchteten Tisch zu seinen alten treuen Genossen treten und sagen: „Hier bin ich!" und horch! dort nahte ein Hufschlag, kam gerade durch die Gasse auf die Versammlung zu, die ihn auch vernahm und erwartungsvoll verstummte. Es war aber nur ein Reisiger, ge-

sendet vom Marschall de la Palice, wie er meldete und Bernhard fühlte sich fast schmerzlich enttäuscht. Seltsam! Er hatte gegen den Wunsch seiner Mutter, gegen das Versprechen, das er ihr gegeben hatte, jedes Zusammentreffen mit ihm vermeiden wollen und jetzt, da es durch Zufall möglich gewesen wäre, hätte er es freudig begrüßt! So von streitenden Wellen ohne den Kompaß, der allein die Lebensfahrt lenken kann, stets in andere Richtung verschlagen, mühte er sich, den Leuchtthurm, den ihm die hochsprühende Brandung verhüllte, wieder zu finden. Konnte er dabei die Klippen und Riffe vermeiden?

„Keine Musterung, Ihr Herren!“ sagte Jakob von Embs, nachdem er das Schreiben, das ihm der Reisige gebracht, beim Scheine einiger zusammengestellter Lichter mühsam bis zu Ende gelesen hatte. „Der Marschall de la Palice gibt mir Befehl im Namen des königlichen Statthalters, Prinzen Gaston de Foix, ohne Verzug über Botzen und Trient zu ihm zu stoßen, da er mit seiner Macht dem Kaiser zuziehen solle, um noch in diesem Jahre etwas entscheidendes gegen Padua oder im Thale der Brenta zu unternehmen. Vielleicht, daß es jetzt besser glücke, als vor zwei Jahren. Eine Musterung über das

neugeworbene Volk werde dießmal nicht abgehalten werden: er verlasse sich auf deutsche Treue."

Die Hauptleute riefen freudig ihre Zustimmung aus und besprachen lärmend und streitend die Unternehmungen, welche etwa noch im Sommer gelingen könnten, als die Tafel schon aufgehoben war. Bernhard aber verabschiedete sich, und sprach seinen Entschluß aus, am nächsten Morgen wieder aufzubrechen. Jakob von Embs gab ihm, ohne nach dem nächsten Ziel seiner Reise zu fragen, noch einige gute Rathschläge, wo er etwa die weitere Einsicht in die Kriegshändel, die er zu erlangen gewünscht, finden könne, wenn er es nicht für gerathen finde, sich als Freiwilliger einem Heerhaufen anzuschließen, was freilich das beste sei, nur müsse er sich einen solchen wählen, der zu großen Unternehmungen bestimmt würde. Bernhard ließ sich darauf weiter nicht ein, dankte dem Obersten für seine herzliche Aufnahme, und zog sich, nachdem er auch von den Hauptleuten Abschied genommen hatte, in das ihm angewiesene Zelt zurück, wo er den zu seiner Bedienung bestellten jungen Menschen traf, aber so fest schlafend, daß er ihn nicht wecken mochte, sondern sich alsbald auf die bereitete Lagerstätte warf, um den Schlummer zu suchen. Er fand ihn erst spät, als der Osten nach der

kurzen Sommernacht sich bereits wieder zu lichten begann.

Neuntes Kapitel.

Am Altare.

Der Befehl zum Aufbruch für die Fahnen deutscher Landsknechte, welche Jakob von Embs zur Verstärkung der französischen Truppen in der Lombardei geworben hatte, war erst am Morgen bekannt gemacht worden, da in der Nacht nichts vorbereitet werden konnte. Es war damals nicht so leicht als heutzutage, wo die innere Ordnung und Administration mehr geregelt ist, eine Kriegsschaar in Bewegung zu setzen. Vorzüglich machte das Heergeräth und Heergefolge aller Art große Anstalten nöthig, denn die freien Kriegsleute, welche die Gemeinde bildeten, richteten sich auch im Felde möglichst häuslich ein, schleppten Weiber, ehrlich angetraute wie zugelaufene, und Buben mit und vermehrten das Gepäck überall auch durch die Beutestücke, die nicht gleich in Geld zu verwerthen waren. So kam es, daß auch an dem Morgen, als die deutschen Knechte aus dem Lager vor Brixen aufbrechen sollten, mehrere Stunden vergingen, ehe sie den Marsch auf

Botzen antreten konnten, und es war kaum zu erwarten, daß ihr schwerfälliger Zug, der sich langsam im engen Thale des Eisack hinabwälzte, viel über Schloß Grießbruck hinauskommen werde. Für Bernhard von Linden, welcher dieselbe Straße nehmen mußte, wäre es eigentlich gerathen gewesen, mit dem Haufen zu ziehen, da er nun in den Bereich streifender Parteien gerieht, die einem einzelnen Reisenden leicht gefährlich werden konnten. Es trieb ihn aber rastlos vorwärts und sobald er konnte, freilich erst nach zwei Tagen, verließ er die große Straße und wandte sich links in die Val Sugana; auch dieser Weg genügte ihm noch nicht, sondern er schlug, bald von Landleuten bestimmt, denen er sich deutlich zu machen verstand, die Richtung über den Monte Malaro durch das Gebiet der ‚sieben Gemeinden' ein, jener deutschen Niederlassung angeblich aus uralter Zeit, von versprengten Cimbern nach der Schlacht bei Verona, also hundert Jahre vor Christo gegründet. Hier wurde Bernhard, welcher von dem Dasein dieser deutschen Gemeinden im fremden Lande keine Ahnung hatte, durch die Sprache seiner Heimath angenehm überrascht, fand auch deutsche Sitten wieder und fühlte sich unter dem biedern Landvolk, das ihn gastlich aufnahm, so wohl, daß er einige

Tage in dieser glücklichen Abgeschiedenheit verweilte. Aber länger durfte er nicht bleiben, wenn er noch von dem neuausbrechenden Kampfe die Gegenden, in welche sich derselbe, wie er aus den Gesprächen der Hauptleute vernommen, wohl spielen werde, unaufgehalten hinter sich bringen wollte. Ein Führer, welcher schon oft in den schönen Städten der Ebene, Vicenza, Padua, Treviso gewesen war, brachte ihn auf anmuthigen Pfaden über die Berge und erzählte ihm viel von dem großen Heereszuge, der unter persönlicher Anführung des Kaisers vor zwei Jahren an Padua's Mauern gescheitert war: der Mann hatte sich damals selbst im Lager befunden als Dolmetsch, wozu er sich auch Bernhard anbot, wenn er ihn mitnehmen wolle Aber dieser lehnte das Anerbieten ab und ließ sich nur noch die Warnungen gefallen, die ihm der Abkömmling der alten Germanen auf den Weg gab. Vor wälscher Hinterlist und wälschem Betruge soll er sich hüten, den Frauen, die leicht ein Herz zu schmucken Fremden faßten, aus dem Wege gehen — Mädchen könne er schon eher trauen, die seien dort auch fromm und sittig, aber die verheiratheten Weiber nicht, — unterwegs solle er aber Aug' und Ohr offenhalten, daß er nicht

den türkischen Reitern, welche die Signoria über das Meer gebracht, in die Hände falle.

„Türkische Reiter?“ wiederholte Bernhard verwundert. „Du meinst die Illyrier, welche Stradioten genannt werden.“ Er mußte an Haugwitz denken: war doch der Hengst, den er ritt, auch von einem Stradioten erkauft.

„Die Stradioten kenne ich wohl,“ erwiederte der Landmann. „Das sind auch fremde Reiter von jenseit des adriatischen Meeres, aber Christen doch immer, wenn sie auch wie Heiden aussehen und die Menschen so behandeln. Ich meine aber wirkliche ungläubige Türken, welche unsere Signoria zu Venedig in Sold genommen hat. Sie haben im vorigen Herbst bis an unsere Berge gestreift und im Lande, davon sie bezahlt werden, schlimmer gehaust als die Franzosen. Besser wäre es schon, der Kaiser schlüge alle heraus, die nicht hergehören und wir kämen wieder, wie in alten Zeiten, zum Reiche. Das wäre besser für uns.“ Mit diesem Wunsche, der vor der Hand noch nicht in Erfüllung gehen sollte, trennte er sich von dem jungen Landsmann, dem er alles Glück auf den Weg wünschte. Da regte sich auf einmal in Bernhard der Gedanke, daß es doch seltsam von ihm sei, die Gelegenheit vorübergehen zu lassen, dem

ritterlichen Kaiser Max, von dessen Ruhm alle Landen voll waren, ins Angesicht zu schauen, da er doch noch im Felde stand, und wie es im Lager des Embs geheißen, wohl gegen Padua wieder vorrücken werde. Zögernd ritt er daher seine Straße, die ihn nun mitten in das Herz des feindlichen Gebietes führte, und er wäre vielleicht seitwärts zur rechten Hand wieder abgebogen, wenn er nicht zugleich zum Bewußtsein dieser stets erneuten Unschlüssigkeit gekommen wäre und sich deren, zum erstenmale! geschämt hätte. So zog er denn die Zügel seines Pferdes straff an, setzte sich fest in den Sattel und blickte hinaus in die Ferne, wo sich ihm die fruchtbare Ebene mit ihren Wasseradern, und den vielen Städten und Flecken wie ein Paradies — Haugwitz hatte ganz recht! — eröffnete. Hinter ihm, wie er seine Reise unangefochten fortsetzte, traten allmälig die Vorhügel zusammen, welche die Riesenhäupter der Alpen verdeckten, dann kleideten sich auch diese in den zauberischen Duft der Ferne, und er schaute nicht mehr zurück, wie er noch in den ersten Tagen oft genug gethan hatte. Selbst der Gedanke, der wie ein Wurm an seinem Herzen genagt hatte, der Gedanke, daß er nicht mehr zweifellos achten und verehren könne, die ihm als Urbild aller Frauentugend erschienen war,

schien wie durch einen wohlthätigen Spruch gestillt zu sein, und wenn er ihn zuweilen noch heimsuchte, weckte er nicht den brennenden Schmerz in ihm, sondern nur eine Wehmuth, die seine Hände nicht im Grimm verkrampfte, sondern sich falten ließ zum Gebet. Dieß Versprechen, das er auch seiner Mutter gegeben hatte, konnte er wenigstens halten — noch hatte er keinen Anlaß gefunden, das Gebet zu scheuen.

Die fremden Erscheinungen des italienischen Lebens nahmen sein lebhaftes Interesse in Anspruch; er war mit einem günstigen Vorurtheil, das die Erzählungen des Herrn von Haugwitz in ihm geweckt hatten, nach Italien gekommen, und was er bisher erfahren hatte, konnte dasselbe nicht entkräften. Er fand die Warnungen vor wälscher Hinterlist nirgend bestätigt — überall, obgleich er der Sprache nicht mächtig war und nur allmälig einige Worte erlernte, kam man ihm freundlich entgegen und auch die Habgier, die ihm geschildert worden, hatte er noch nirgend bemerkt, im Gegentheil war an manchem Orte, wo er einkehrte, die Bezahlung auf eine feine und anmuthige Weise, halb scherzend, abgelehnt worden. Allerdings trugen auch hier seine Schönheit, der Adel unentweihter Jünglingskraft, der ihn schmückte, viel dazu bei, ihm das Wohlgefallen des leicht zu Lieb'

und Haß zu entzündenden Volkes zu gewinnen. Auch sah ihn bei seinem glänzenden schwarzen Haar und dem kühngezeichneten Profil seines schönen Gesichts, das, wie wir wissen, dem seiner Mutter glich, niemand für einen Deutschen an, und da man auch keinen Franzosen in ihm erkannte, noch minder einen jener hagern, olivenfarbigen Spanier, welche von Neapel heraufgezogen waren, um das Gebiet der durchlauchtigen Republik Venedig zu verwüsten, so gab seine Erscheinung viel zu denken, besonders, weil er trotz seines vornehmen Wesens und seiner fürstlichen Freigebigkeit so ganz allein, ohne alles Gefolge, reiste. Was die Freigebigkeit betraf, müssen wir freilich, der Wahrheit zuliebe, sagen, daß sie weniger Vorsatz als Unkenntniß war. Er befand sich aber wohl dabei.

In Padua hielt er sich wieder mehrere Tage auf, dießmal seines Pferdes wegen, das sich eine leichte Verletzung am Hufe zugezogen hatte und deßhalb geschont werden mußte, bis die Entzündung vorüberwar. Die prächtige Stadt mit ihren Arkaden, welche in allen Straßen das Erdgeschoß der Häuser bilden, machte auf ihn einen gewaltigen Eindruck; es dünkte ihn fast lächerlich, daß er dabei an die Bauart mancher alten deutschen Stadt

denken mußte, wo diese Bogengänge sich im bescheidenen Maßstabe auch finden und Lauben genannt werden. Damals war Padua noch stark bevölkert und das Selbstgefühl der Bürger, die bei der Vertheidigung mitgeholfen, bedeutend gesteigert worden, daß ein Kaiser mit starker Heeresmacht, wobei die Blüthe auch des französischen Adels, von ihren Mauern hatte abziehen müssen. Bernhard's Hauswirth, der mehrmals in Deutschland gewesen war, wo er Handelsverbindungen in Augsburg und Nürnberg hatte, sprach soviel deutsch, daß er ihm die Geschichte dieser Belagerung erzählen konnte; er spottete darüber, daß der Sturm unterblieben sei, weil die französischen Ritter, denen der Kaiser ihn angesonnen, nicht mit gemeinen Landsknechten in einem Haufen, sondern nur mit den deutschen Rittern hätten stürmen wollen, diese aber vorgeschützt, daß sie nur zum Kriegsdienst zu Roß verpflichtet seien. Bernhard verdroß der Spott des Italieners, er gerieth darüber mit ihm in Streit und trennte sich ganz erhitzt von ihm, um in der Abendfrische sein Blut abzukühlen, das in zornige Wallung gerathen war. Langsam schritt er über den grünen, vom Wasser umspülten Prato della valle, der von lustwandelndem Volke belebt war, alle Stände, jedes Alter hatten sich hier gemischt, und die lauteste

ungezwungenste Fröhlichkeit herrschte; nur gegen die große, schöne Kirche mit acht Kuppeln hin, welche den Platz auf der einen Seite schließt, wurde es stiller. Auch in Bernhard war es stiller geworden und es zog ihn in das Heiligthum, dessen Pforten, wie immer, den Gläubigen offenstanden, um hier zu jeder Stunde ihre Sorgen auf den Herrn werfen zu können. Kerzen flimmerten in dem geweihten Raume, ein Priester hielt stille Messe an einem der Seitenaltäre — galt es der Seele eines Abgeschiedenen? Leise trat Bernhard an das heilige Gefäß am Eingange, um Weihwasser zu nehmen — da bot es ihm eine schlanke, verschleierte Gestalt nach der schönen Sitte des Südens, seine Hand berührte die ihrige und zeichnete sich, allen irdischen Nebengedanken entfremdet, über Stirn und Brust mit dem heiligen Zeichen des Kreuzes. Sie ging voran über den marmornen Fußboden und es war ihm, als müsse er ihren schwebenden Schritten folgen, die ihn nur zu seinem Heile führen konnten. An einem Altare, wo eine Lampe in silberner Ampel brannte, wahrscheinlich zum ewigen Gedächtniß von einem frommen Christen aus der Gemeinde der heiligen Justina gestiftet, blieb die Verhüllte stehen und ließ sich auf ihre Kniee nieder: Bernhard kniete, von seinem Andachtsgefühle hinge-

rissen, neben ihr, sie bemerkte es, aber es verwunderte sie nicht, noch schien es sie zu verletzen — mit leichter Hand schlug sie den weißen Schleier von ihrem Antlitze zurück und Bernhard's Auge, unwiderstehlich angezogen, erblickte eine so wunderbare Schönheit, daß es ihn durchzuckte wie ein elektrischer Strahl, im ersten Momente schreckhaft zu nennen, ehe dem Eindruck, der bei ihm, wie alle Gefühle sich seltsam gestalteten, einer Anwandlung von Furcht glich, eine süße Wonne folgte. Da senkte er, wie die holde Erscheinung neben ihm, sein Haupt zum stillen Gebete, und als sie aufstand, erhob er sich auch, folgte ihr wieder, verneigte sich gleich ihr, vom Eingange zurückgewendet, noch einmal gegen den Hochaltar, wo das Bild des Erlösers, ein plastisches Meisterwerk, prangte, und trat dann dicht hinter ihr in das Freie. Hier stand sie, gleichsam überrascht, still und sah sich mehrmals nach verschiedenen Seiten um — gewiß suchte sie jemand. Es waltete über dem weiten Prato das Dämmerlicht des Spätabends; in den Baumgängen, welche ihn einschließen, wirrte und wogte noch immer das Gewühl der Menge, welche die Frische genoß; jenseits schimmerten die Lichter aus den dunklen Häusermassen und auch von dort schwirrte das Stimmengetöse, durch welches sich oft

ein gellender Laut oder ein schallendes Gelächter Bahn brach. Die Dame, welche noch unschlüssig auf der letzten Marmorstufe stand, schien offenbar Anstoß zu nehmen, sich allein in die Menschenwogen zu begeben; gewiß hatte sie jemand erwartet, der sie auf der Heimkehr begleite und sah sich nun durch dessen Ausbleiben in Verlegenheit. Einen halben Blick warf sie auf den Fremden, der wenige Schritt hinter ihr auch stehen geblieben war — ob sie von ihm Beistand hoffte? Bernhard wagte es nur noch nicht, ihr seine Begleitung anzubieten: nach seinen deutschen Begriffen einer strenger als jetzt, über die Sitte denkenden Zeit wäre es eine Verletzung derselben gewesen, und als er endlich, da sie noch zögerte und sich abermals nach ihm umsah, sein weniges Italienisch zusammenraffte, um ein Wort, eine Frage an sie zu richten, zog sie plötzlich den Schleier, den sie beim Heraustreten aus der Kirche wieder herabgeschlagen hatte, in dichtere Falten und schritt herzhaft von den Stufen mitten in den Strom der Vorüberwandelnden hinein. Da schnitt es Bernhard wie ein Vorwurf, daß er die Ritterpflicht versäume, durch die Seele und er machte sich auf, ihr in gemessener Entfernung, doch so zu folgen, daß er ihren weißen Schleier im Zwielicht nicht aus den

Augen verlieren und zu ihrem Schutze stets bereit sein konnte. Sie nahm den Weg an der Kirche des heiligen Antonius vorüber, des Schutzpatrons der Stadt, in welcher auch viel Menschen aus und eingingen, dann bog sie über den Platz zu dem riesenhaften Gebäude, das dem Fremden sein Hauswirth erst diesen Morgen gezeigt, dem Salun', wie die Paduaner kurzweg ihren Justizpalast nach dem ungeheuren Saale nennen, der das ganze obere Stockwerk einnimmt: die Stätte, wo ein furchtbares, unerbittlich strenges Recht gesprochen wurde. Bernhard's Blicke richteten sich aber nicht auf den Steinkoloß, sondern hielten immer den weißen Schleier fest, der gewandt durch die vielen wandelnden Gruppen schlüpfte nach dem Fruchtmarkt, wo noch jetzt saftige Pfirsiche, süße Trauben ausgeboten und in den von bunten Lampen erhellten Buden Melonen schreiend zerlegt wurden. An der Kirchenecke, wo der Trojaner begraben liegen soll, den die Sage den Stifter von Padua nennt, stand die Dame wieder still, als werde sie unsicher, dann aber trat sie entschlossen unter die nächste Arkade und ging nun rascher, denn die Bogengänge waren ziemlich leer. Auf einmal stürzte aus einer Querstraße eine eilende Schaar von mehr als zehn dunklen Gestalten und füllte, wenige Schritte vor der

Dame, doch ohne sie zu beachten, den ganzen Portikus des nächsten Hauses. Sogleich erscholl von fern ein donnernder Ruf, welchen jeder Paduaner, der in der Nähe war, verstand und als Mahnung zur eiligsten Entfernung ansah: es war der gegenseitige Anruf der Studenten, der in der Regel zu blutigen Raufereien führte. Die Musensöhne der ehrwürdigen Universität del Bò zu Padua waren deßhalb in ganz Italien berüchtigt und von ihrem wilden Rufe: Chi va li? Wer da? mit welchem sie im Abenddunkel rottenweise durch die Arkaden stürmten, hießen sie allgemein Chivalisti. Davon hatte Bernhard natürlich keine Ahnung, aber auch die verschleierte Dame, welcher er ohne ihr Vorwissen Ritterpflicht gelobt hatte, schien keine Paduanerin zu sein, sonst wäre sie wohl wie alle, welche in der Nähe waren, eiligst geflüchtet; sie stand nur erschrocken still, als sie den Ruf hörte, dem die Partei dicht vor ihr ebenso wilde Antwort gab, und erst das gegenseitige Anstürmen, das gleich darauf erfolgte, mochte ihr Aufklärung geben, daß hier ein Kampf entbrennen werde. Aber nun erst schien sie an ihre Stelle gefesselt — sie lauschte, vorwärts geneigt, soviel Bernhard, der ihr näher getreten war, erkennen konnte, ein wenig fuhr sie zusammen, als wirklich Schwertgeklirr, neue

tobende Stimmen und sprühende Stahlfunken den Ausbruch des Gefechtes verkündigten, aber sie wich nicht vom Platze. Lag ihr Weg vielleicht in jener Richtung, oder wußte sie einen Bekannten, einen Geliebten vielleicht in jenem rasenden Nachtgefechte? Da plötzlich verstummte es wie abgeschnitten: ein dunkler Knäul von Fliehenden wälzte sich im schnellsten Lauf von dort zurück — jetzt erst erkannte die Dame ihre Gefahr, wollte fliehen, zu spät! Schon stürzte die Menschenwoge über sie und brach sich an ihr, sie begrabend, aber nicht fortgerissen wurde sie von ihr, obgleich sie, von weiblicher Furcht übermannt, die Geistesgegenwart, selbst die Besinnung verloren hatte. Als diese ihr zurückkehrte, fand sie sich an der Brust eines fremden Mannes, der sie mit starkem Arme schirmend umfangen hielt; sie wußte nicht, daß sie unwillkürlich bei ihm Rettung gesucht hatte, sonst würde sie sich noch rascher aus seinem Arm gerafft haben.

„Dank, Signor!“ sagte sie, kaum hörbar, mit bebender Stimme.

Er war in diesem Momente keiner italienischen Silbe mächtig. Sie sah sich zweifelnd um, es war als müsse sie sich erst besinnen, wo sie sei, aber mit einemmale sich stolz aufrichtend, sprach sie nun mit

fester Stimme: „Dank, Signor! Es ist vorüber!“ und setzte ihren Weg rasch fort. Da überkam ihn ein Gefühl, als drohe ihm ein unersetzlicher Verlust und er fand doch ein Paar gebrochene italienische Worte, die ihr seine fernere Begleitung anboten.

Ein Fremder war es also, der neben ihr in der Kirche Santa Giustina gebetet hatte! Sie reichte ihm ohne alle Ziererei den Arm. — „Ich bin keine Paduanerin,“ sagte sie, als sie vertrauensvoll mit ihm durch die Arkaden weiter ging. „Mein Vater ist mit mir in Venedig gewesen, wo wir Verwandte haben, wir sind nur diese Nacht in Padua — mein Vater war mit mir auf dem Prato und wollte mich an der Kirche abholen, aber ich weiß, daß er noch Geschäfte hatte, er ist ein Kaufmann, Signor. So ging ich allein nach unserm Hause zurück, denn ich fürchte mich nicht — aber sagt mir, was bedeutete dieser entsetzliche Kampf in einer friedlichen Stadt? Ich glaubte schon, die grimmen Deutschen seien heimlich eingebrochen und mordeten, wie es ihre Art ist.“

„Da sprecht Ihr nicht gut, Signora!“ erwiederte Bernhard, seinen Sprachschatz nach Kräften musternd und ausgebend. „Haßt Ihr die Deutschen?“

„Sicuro!“ sagte sie gelassen mit dem allzeit

fertigen Schlagwort der Italiener. „Gewiß! Ich hasse sie, ja! Ihr seid kein Deutscher, Signor."

„Doch bin ich ein Deutscher" — gab er zur Antwort; eine weitere Erklärung über seine Heimath, Schlesien, ein deutsches Land, obgleich es nicht zum deutschen Reiche gehörte, konnte er in fremder Zunge nicht zu Stande bringen.

Sie lachte. „Dann hasse ich auch Euch!" rief sie heiter. „Eine Ausnahme kann ich nicht machen. Dem Ritter, der mich sicher durch die Gefahren leitet, meinen Dank von Herzen, dem Deutschen meinen Haß, auch von Herzen. Scheidet das. — Dort seh' ich schon die Thüre unsers Hauses. Dank, so vielen! noch einmal, und wollt Ihr mir Euren Namen sagen, damit ich ihn behalte, wenn er nicht zu barbarisch klingt?"

Bernhard hatte ihr mit Anstrengung gelauscht, und sie bei dem klaren Organe und der sichtlichen Bemühung, dem Fremden deutlich zu sprechen, auch dem Sinne nach ziemlich verstanden. Er nannte seinen vollen Namen: Bernhard von Linden. Sie schüttelte den Kopf: „Bernardo, das ist mir genug," sagte sie. „Das andere kann ich mir nicht merken." — Eine kleine Pause machte sie, als erwarte sie noch etwas von ihm — er brannte vor Begier, auch

ihren Namen zu hören, aber zu fragen wagte er sie nach seinen deutschen Ansichten nicht, und da er in seiner Unbeholfenheit der Sprache sich vergebens mühte, noch irgend ein passendes Wort für sie zu finden, brach sie kurz und schnell auf, ihm nur noch ein frostiges: „Addio, Signore!“ hinwerfend.

Er stammelte etwas, das sie nicht mehr verstand, denn sie war schon in dem gewölbten Thorwege, vor welchem sie stehen geblieben, verschwunden und gleich darauf hörte er auch im Innern des Hauses laute, fröhliche Stimmen, welche sie wahrscheinlich begrüßten und nach allem fragten. Vergebens horchte er, um noch einmal aus den übrigen den klaren, etwas tiefen, aber seltenen Wohlklang ihrer Stimme herauszuhören, sie entfernten sich und verhallten. Langsam entfernte auch er sich, aber er nahm das Bild der schönen Beterin, das Gefühl, wie sie sich unbewußt Hilfe suchend an seine Brust geworfen und ihr angstbewegtes Herz stürmisch an dem seinigen gepocht hatte, unvergeßlich mit. Einige Mühe kostete es ihn, sich wieder zurechtzufinden; am Eingange seines Albergo stand der Padrone, der ihm trotz des gehabten Streites die Hand bot und nach seinen Befehlen fragte, im Fall er wirklich morgen schon, wie er geäußert, aufbrechen wolle. Bernhard war

aber andern Sinnes geworden: dem Impulse des Augenblicks folgend, gab er die Abreise, die er schon beschlossen hatte, auf. Ihn trieb ja nichts, die Herrlichkeiten der Dogenstadt, die ihn erwarteten, blieben ihm unverloren, in Padua aber hatte er soviel schönes und merkwürdiges noch nicht gesehen!

Das Leben auf den Straßen war allmälig stiller geworden, während es sich auf dem Prato und außerhalb der Mauern, wo jetzt wieder volle Sicherheit herrschte, in vollstem Schwunge noch bis zur Mitternacht regte. Bernhard hatte noch eine geraume Weile mit dem Wirth und einigen andern im Gastzimmer gesessen und sich das nächtliche Ereigniß, den kurzen Kampf unbekannter Gegner unter den Arkaden erklären lassen. Wahrscheinlich war Einer dabei gefallen, dann pflegten die Raufbolde in der Regel das Gefecht schnell abzubrechen und sich durch die Flucht dem strafenden Arme der Gerechtigkeit zu entziehen, nur den nächsten Freunden des Gefallenen die Sorge um ihn überlassend. Der Padrone hatte seinen Gast dringend eingeladen, mit ihm morgen das Universitätsgebäude zu besuchen, wo er die Herren Studenten sehen und sich überzeugen könne, daß sie gar streitbar seien, auch werde ihm die Menge der Wappen, mit denen im Treppenhause und in den

Vorhallen alle Mauern bedeckt seien, wohl sagen, daß hier nicht allein der Adel Italiens vertreten sei, vielleicht könne er auch manches bekannte deutsche Wappen finden. — Gern hätte sich Bernhard mehr Auskunft über einen andern Gegenstand verschafft, aber er wußte nicht einmal das Haus zu bezeichnen, in welchem die Dame, deren Bild ihn nicht verließ, wohnte, und sie war keine Paduanerin. Von Venedig gekommen, mit ihrem Vater nur auf eine Nacht in Padua eingekehrt, morgen weiter reisend — wohin? — Er beschäftigte sich noch mit ihr, als er auf seinem Zimmer im offenen Fenster lag und Mandolinenklänge, mit dem Gesange einer volltönenden Mannesstimme abwechselnd, aus einer Seitenstraße zu ihm herüberschwebten. Gab es denn kein Mittel, sich Gewißheit zu verschaffen?

Zehntes Kapitel.

Eine Italienerin.

Er hatte Rath gefunden. Den Zweifel, was er damit bezwecke, ob es ein lauterer Antrieb sei, welchem er folgte, beschwichtigte er durch Schein-

gründe für die Berechtigung seines Thuns. Sie haßte die Deutschen, er wollte ihr wenigstens eine günstige Meinung von deutscher Ritterlichkeit geben. Ihn leitete ja keine freche oder tadelnswerthe Absicht; was konnte er dabei hoffen und wünschen? Sie reiste ab in entgegengesetzter Richtung, als die er morgen oder übermorgen einzuschlagen gedachte, er ging nach Venedig, woher sie kam, und vielleicht in einer Woche schon trug ihn die bemannte Galeere hinaus in die blaue adriatische See, um Italien so wenig als seine deutsche Heimath, wiederzusehen. Was konnte ihn also dazu bewegen, sich der Fremden, deren Namen er nie erfuhr, noch einmal zu nahen, als jener Gedanke zu Ehren deutscher Nation?

Noch in der Nacht hatte er dem Padrone, ehe er sich zu Bett legte, seinen Wunsch, am frühsten Morgen, bald nach Sonnenaufgang, einen Spazierritt in die Umgebungen der alten Stadt zu machen, mitgetheilt, damit er dem Stalldiener befehle, seinen Hengst bereitzuhalten. Mißtrauisch hatte der Wirth ihn angesehen und etwas von Bezahlung fallen lassen, da es doch denkbar sei, daß ihn irgend ein Umstand an der Rückkehr hindere, worauf der deutsche Edelmann aufbrausend vor der Gemeinheit, die ihm zutraue, er könne ohne zu bezahlen das weite suchen,

den Italiener damit beschämt zu haben glaubte, daß er ihm ungezählt die Geldkatze, die er um den Leib trug, mit all' den Nöthigkeiten, welche sie außer baarer Münze noch enthielt, in Verwahrung gab. Der Hengst stand demnach, sobald die Sonne mit ihren ersten Strahlen die Firsten der Dächer vergoldete, wohlgefüttert und geputzt unter dem Sattel, und der Padrone hatte sich den süßesten Morgenschlaf abgebrochen, um den seltenen Gast ausreiten zu sehen. Er hielt ihm selbst den Steigbügel, als er aufsaß, bedauerte, daß er seine Begleitung abgelehnt habe, da er auf seinem trefflichen Maulthier gewiß kein schlechter Kumpan gewesen wäre und ihm die schönsten Punkte der Gegend hätte zeigen können, und wünschte ihm laut viel Vergnügen, in Gedanken aber, daß ihm ein „Zufall' begegnen möge, mit welchem accidente diese Nationalverwünschung immer einen Unfall meint. Dann wäre der Padrone zum goldenen Stern sein natürlicher Erbe gewesen.

„Weit wird er nicht reiten," äußerte der Stalliere, als er ihm nachsah. „Der Hengst geht ein klein wenig lahm."

Das bemerkte Bernhard auch, aber es verlor sich nach einigen Schritten und bald trat das Roß wieder mit festem, klingendem Huf auf die Stein-

platten des Pflasters, welches damals nur in den reichsten Städten zu finden war. Eine wunderbar erhöhte Stimmung hatte sich des Reiters bemächtigt: er war nun seiner Sache gewiß, entgehen konnte ihm der Augenblick nicht mehr, den er sich ersehnt und ausgemalt hatte. Vor Tagesbruch reiste in Italien, wo das Leben so spät erwacht, wohl niemand ab, er mußte sie also noch sehen, wenn er in der Nähe ihres Hauses hielt, das er sich nach der Kirchenecke, an welcher das Grab Antenor's gezeigt wird, wohlgemerkt hatte. Zu so früher Stunde, wo noch alle Fensterläden geschlossen waren, Aufsehen zu erregen, durfte er nicht fürchten. War er in dieser Beziehung sicher, daß er die Unbekannte wiedersehen werde, so stärkte es seine Haltung, daß er sich klar bewußt war, was er ihr eigentlich sagen wolle, ihr und ihrem Vater, der natürlich ihr Begleiter auf der Reise war.

Dort ragte die Kirche, und mitten auf der Straße hielt ein Knecht mit drei Maulthieren — Bernhard hatte die richtige Stunde wahrgenommen, und wie er freudig sein Auge zu den Fenstern des Hauses erhob, sieh! da blickte er gerade in das Antlitz, dessen Schönheit ihn gestern vor dem Altare Gottes wunderbar erschreckt und zugleich bezaubert hatte. Sie

hatte das Fenster geöffnet, um nach dem Himmel und der Sonne zu schauen, und ihr Blick streifte nun auch den Reiter, der an der Kirche halten geblieben war, als er die Dame im offenen Fenster gesehen hatte. Da machte sie eine überraschte Bewegung und verschwand augenblicklich. Schon fürchtete er, da sie ihn erkannt zu haben schien, daß er sie durch sein absichtliches Aufsuchen verletzt habe — bei einer deutschen Jungfrau wäre das vielleicht auch der Fall gewesen, wenn es so offen geschah, als hier: die Italienerin denkt aber nicht so streng, und er wurde auch bald von seiner Befürchtung befreit. Unter dem Portikus, den er von seinem Haltplatz nicht recht einsehen konnte, erschienen jetzt mehrere Personen: er sah, man umarmte sich, er hörte lautes Reden, offenbar gab es einen Abschied. Dann trat, wie eine Königin mit ihrem Gefolge, seine Dame hervor, neben ihr ein alter Mann im dunklen Kleide, das mußte ihr Vater sein, und mit beiden noch zwei oder drei Männer, welche ihnen das Ehrengeleit bis zum Abreiten gaben; in den Fenstern aber zeigten sich noch ein Paar Frauen, die einen letzten Scheidegruß hinabriefen und mit verkehrter Hand winkten. Das alles aber kümmerte Bernhard nicht, denn er hatte klar erkannt, daß die

Dame auf sein Herankommen wartete, ja durch ihren Blick, der ungescheut auf ihn gerichtet war, ihn dazu aufforderte, und so sprengte er denn in seinem Entzücken darüber so wild heran, daß die frommen Maulthiere scheu zurückfuhren und den Knecht, welcher eben seinem alten Herrn das seinige vorführen wollte, beinahe umgerissen hätten. Dicht vor ihnen hielt er nun und grüßte.

„Vater," sagte das Mädchen, indem sie die Verneigung des Reiters mit Anmuth erwiederte, „dieß ist Signor Bernardo, der Ritter, der mich gestern Abend beschützt hat."

Lebhaft wandte sich der alte Herr zu ihm, was er ihm aber sagte, war zu rasch und etwas dumpf, wie der echtlombardische Dialekt klingt, gesprochen, so daß Bernhard nichts davon verstand; daß es eine Art von Anerkennung seines zufälligen Ritterdienstes war, konnte er sich denken, und in diesem Sinne brachte er auch eine Art ablehnender Antwort zu Stande. Dann wollte er, wie er sich wohlüberlegt und in italienischen Worten memorirt hatte, seine cortesia — und das klang echt! — auch als Deutscher beweisen, aber sie unterbrach ihn beim Anfange gleich: „Ich dachte es mir. Wir reisen zusammen — seid uns gegrüßt, Signor." Schon hatte sie

sich mit Leichtigkeit auf ihr Maulthier geschwungen und ein strahlender Blick ihres Auges, der ihn traf, blendete ihn wie der Glanz der Sonne. Den Zurückbleibenden noch viele freundliche Grüße, dann setzte sich der kleine Zug in Bewegung und der Vater nahm vorerst wieder Bernhard in Anspruch. Mehr gesammelt verstand ihn dieser auch besser und konnte gelegentlich ein Wort erwiedern. Von dem gestrigen Vorfall war natürlich die Rede, der alte Herr erklärte in ähnlicher Weise, wie Bernhard bereits von dem Padrone seines Gasthauses vernommen, das tolle Treiben der Studenten, das jedoch an ihm einen strengern Richter fand als an dem Wirth zum goldenen Stern, welcher von der Ausgelassenheit reicher Signorini manchen Vortheil zog. „In Brescia wäre dergleichen nicht möglich," sagte der Alte, „wir dulden keinerlei Uebermuth, am wenigsten von bartlosen Nobili." Er schob dabei die Unterlippe herrisch über die obere und hatte nun ganz das Ansehen eines der hartnäckigen Bürger des lombardischen Städtebundes, an welchem einst selbst die Kraft der hohenstaufischen Kaiser sich erschöpft hatte. Bernhard war er vom ersten Anblick an wie das Bild eines solchen erschienen. — „Ihr seid ein Deutscher, wie mir meine Tochter gesagt hat," fuhr er dann freund-

licher fort. „In friedlichen Geschäften müßt Ihr reisen, sonst würdet Ihr wohl nicht über Verona hinausgegangen sein, da der Kaiser mit unserer Signoria noch im Kriege steht. Seid Ihr ein Kaufmann?“

Bernhard verneinte das, den Zweck seiner Reise, das Vorhaben, in einen geistlichen Ritterorden zu treten, erklärte er jedoch nicht, er fühlte eine unverstandene Abneigung, sich auszusprechen — aus welchem Grunde? Rechenschaft konnte er sich darüber nicht geben. — Als er nichts weiter sagte, aber doch nach Worten zu suchen schien, lächelte das junge Mädchen, das an seiner rechten Seite ritt und bisher schweigend zugehört hatte, und sagte schalkhaft: „Laßt mich Euren Beichtiger sein. Ihr habt eine Sünde begangen und wollt in unserm gesegneten Lande Absolution finden, nicht wahr? Für Eure gute That von gestern sollt Ihr sie haben. Nehmt an, mein Vater, daß ich um die Geheimnisse Signor Bernardo's weiß und verschont ihn mit weitern Fragen, bis er mehr Italienisch gelernt hat. Wir wollen recht viel unterwegs plaudern, das wird Euch dazu verhelfen, Herr Ritter. Im Hause meiner Mutter sollt Ihr dann auch den guten Padre Lorenzo kennen lernen,

von dem könnt Ihr echtes Toskanisch hören und er spricht auch deutsch."

Sie nahm also an, er werde sie bis in ihre Heimath begleiten, welche nach des Vaters Aeußerung Brescia war. Wiederum Brescia — mußte er nicht glauben, daß diese Stadt eine verhängnißvolle Bedeutung für ihn habe, da er schon zu Hause, und wie oft unterwegs, immer wieder von ihr gehört! Da ging es ihm wie eine Quelle, die plötzlich durch Gestein bricht und in silberhellem Guße fröhlich dahinrauscht, im Geiste auf, nicht umsonst habe der ehrliche Herr von Haugwitz ihn angewiesen, nach Brescia zu gehen, wenn er einmal in Noth sei, nicht umsonst habe er ihm einen Namen genannt — und das Schicksal, das seine Aufmerksamkeit immer wieder nach jener Stadt gelenkt, sogar des unbekannten bittern Feindes Gedächtniß dazu benutzt habe, sei nun erfüllt und Frevel würde es sein, sich ihm zu widersetzen. Als könne es gar nicht anders sein, redete er seine schöne Gefährtin in diesem Gedanken an, und die Sprache floß ihm besser.

„Ihr wollt mir erlauben, Euch weiter als nur eine kurze Strecke, um Euch meinen Ritterdienst zu beweisen, das Geleit zu geben — aber ich bin ein

Deutscher und Ihr haßt die Deutschen, Signora Fiorina."

Sie sah ihn befremdet an „Warum nennt Ihr mich Fiorina?" fragte sie ihn, ernst werdend, mit ihrer schönen Altstimme.

„Ich weiß es, Ihr seid Fiorina Diodati und dieß ist Euer Herr Vater Filippo — Ihr seid in Venedig zum Besuch gewesen, Herr, bei Eurem Bruder Andrea, der in der Merceria wohnt —"

Mit großem Erstaunen hatten sich beide, welche neben ihm ritten, nach ihm gewendet und ihn angehört, dann wechselten Vater und Tochter einen Blick, als wollten sie gegenseitig Erklärung suchen— „Wer hat Euch das gesagt?" fragte der Brescianer, und Bernhard lächelte beglückt bei dieser Bestätigung seiner Annahme.

„Kennt Ihr einen deutschen Edelmann, der viel in Brescia gelebt hat und dort Signor Ermanno genannt wurde?" entgegnete er.

„Denn kenne ich allerdings," sagte der Brescianer. „Ich habe ihn wenigstens gesehen. Was ist mit ihm?"

„Nun, von dem weiß ich, daß Ihr Herr Filippo Diodati seid und diese Signora, Eure Tochter

Fiorina, in einem Kloster erzogen — Ihr seht, ich bin gut unterrichtet."

Der alte Herr griff sich, verwundert über diese Zuversicht, in den grauen Bart; seine Tochter aber nahm noch ernster als bisher, das Wort: „Signor Bernardo, Ihr irrt. Wenn der deutsche Cavaliere Euch gesagt, daß ich Fiorina, und mein Vater hier Filippo Diodati sei, so kennt er beide nicht. Fiorina Diodati ist todt und ihr Vater hat Brescia verlassen— an meinem Namen schien Euch wenig gelegen zu sein, wie ich Ursache habe zu glauben; da Ihr mir aber einen falschen gegeben habt, wisset, ich heiße Francesca, und mein Vater Marco Marani. Nun aber sagt mir, wo man Euch so falsch berichtet hat? Ist Euer Freund hier gewesen, hat er uns gesehen, und wie kann er Euch dann diese traurigen Namen gesagt haben?"

Auf diese natürlichen Fragen wußte Bernhard in seiner Verlegenheit nicht zu antworten, er gab nur zu verstehen, daß er sich, weil sie von Venedig gekommen, wo Herr Filippo Diodati auch Verwandte habe, gedacht, sie müßten die Personen sein, von welchen sein Freund soviel gesprochen habe— dann faßte er das Wort: „traurig" auf, das ihm nicht verloren gegangen war, und fragte warum?

Ein Blick auf den Vater ließ Francesca die Antwort, die sie schon bereit hatte, ändern: „Wenn ich Euch sagte," erwiederte sie, „daß Fiorina, meine Kusine, gestorben, ist das nicht traurig?"

Bernhard verneigte sich theilnehmend. „Sie war sehr schön, wie mein Freund mir erzählte!"

„Sehr schön?" entgegnete Francesca. „Eine unbedeutende farblose Blume, ihren Namen trug sie mit wenig Recht. Dennoch —" hier unterbrach sie ihre Rede, welche weiter gehen wollte, als ihr Vater guthieß.

„Und Herr Diodati hat Brescia verlassen?" wandte sich Bernhard an den alten Herrn.

„Nur für eine Zeitlang, hoffen alle guten Brescianer," erwiederte Marani, ohne sich näher auszusprechen.

Das Gespräch verstummte eine Weile und Bernhard, da sie nun in das Freie gekommen waren und einen Weg in ausweichender Richtung von der großen Straße eingeschlagen hatten, fühlte peinlich, daß es wohl an der Zeit sei, sich loszureißen. Das schweigsame, eher finstere als freundliche Benehmen des Vaters war auch keineswegs geeignet, ihn zu längerer Begleitung aufzumuntern. Er suchte noch nach schicklichen Worten, um Abschied zu nehmen, als Marani mit einem scharfen Blicke zu ihm sprach:

„Wann habt Ihr das Heerlager Eures Kaisers verlassen?“

„Des Kaisers?“ wiederholte Bernhard verwundert. „Ich habe es nie gesehen, komme von Trient herüber, habe wohl bei Brixen in Tirol ein Lager neuer Soldaten getroffen, aber die waren für französischen Sold.“

„Ha!“ rief Marani kurz und runzelte die Stirn. „Und wenn Ihr ein Deutscher seid, verzeiht mir die Frage, was sucht Ihr im Gebiete von Venedig? Glaubt Ihr nicht, daß man Euch für einen Späher halten könne?“

„Mich?!“ entgegnete Bernhard stolz und verächtlich; da erheiterte sich Marani's Blick ein wenig, denn er sah zu scharf und besaß zuviel Menschenkenntniß, um nicht den echten Goldklang der Wahrheit von falschem Metall zu unterscheiden.

„Aber von Trient nach Padua und nun wieder nach Brescia, Signor?“ sagte er. „Verzeiht meine lästige Neugier, aber da Ihr meiner Tochter einen so großen Dienst geleistet habt, möchte ich Euch gern meine Dankbarkeit beweisen und es beunruhigt mich, Euch auf gefahrvollen Wegen zu wissen.“

„Ich will nicht nach Brescia,“ sprach Bernhard,

dem der ängstlich gesuchte Anlaß zur Erklärung auf einmal wurde. „Nicht nach Brescia, sondern nach Venedig.“

Francesca blickte überrascht auf und ihr Auge, welchem Bernhard wie durch magnetischen Zauber angezogen, begegnete, sprach eine vorwurfsvolle Frage mit einem so räthselhaften Blicke aus, daß es ihn bis ins Herz traf und tief erbeben ließ in süßen Schauern.

„Nach Venedig!“ wiederholte Marani mit bedächtigem Tone. „Dorthin, wenn Ihr nicht mächtige Gönner habt, zu gehen, laßt Euch warnen. Es kann sein, daß vielleicht in kurzem sich wieder freundlichere Beziehungen gestalten — ja, ich glaube beinahe, daß — — gleichviel! Vor der Hand rathe ich Euch, nicht nach Venedig zu gehen, doch müßt Ihr freilich am besten wissen, ob Ihr eine scharfe Wachsamkeit zu fürchten habt.“

„Was soll ich zu fürchten haben?“ entgegnete Bernhard. „Ich will auch in Venedig nicht bleiben — mein Weg führt weiter, über's Meer —“ Auch jetzt konnte er das Ziel seiner Reise, Rhodus, nicht aussprechen.

„Ueber's Meer?“ fragte Francesca sanft und weich. „So wollt Ihr das schöne Italien schnell

wieder verlassen? Gefällt es Euch gar nicht? Oder müßt Ihr, zieht Euch eine Pflicht so gewaltsam hinaus in die Ferne?"

„Ich möchte ewig weilen im schönen Italien!" rief Bernhard.

„Ihr seid also gar nicht in unsern jetzigen bösen Händeln betheiligt?" unterbrach ihn vorsichtig der Alte. „Habt gar keine Partei ergriffen, seid kein Kriegsmann, sondern nur ein friedlicher Reisender?"

„Mich geht der Krieg nichts an," erwiederte der junge Deutsche ehrlich. „Auch ist mein Vaterland nicht Reichslehn und ich bin dem Kaiser nicht zum Dienst verpflichtet. Gar für fremdes Geld zu dienen, wäre mir keine Freude."

„Edle, hochherzige Gesinnung!" rief der Bresciander. „Dächten doch alle so, wahrlich der König von Frankreich würde nicht lange mehr einen Fuß in unserm Lande haben, denn wer schlägt ihm seine Schlachten, wer gewinnt ihm die herrlichsten Städte Italiens, als Eure Landsleute, die starken Deutschen und leider auch treulose Ghibellinen, welche ihr Vaterland um der Partei willen verrathen?"

„Wenn Ihr nicht an des Kaisers Dienst gebunden seid, bleibt bei uns!" sagte Francesca mit leuchtenden Augen. „Ihr wählt eine edle Sache

Sagt, was Ihr wollt, ein Krieger seid Ihr doch, mich werdet Ihr nicht täuschen, und hat Euer Arm mich schon einmal beschirmt, so weiht nun Euer Schwert einer Tochter Italiens, die Euch den Helm zur ersten Schlacht mit Rosen schmücken will, mit einem Kranze der schönsten Rosen!"

„Francesca!" sprach der Vater verweisend, und zu Bernhard gewendet, noch ehe dieser, hoch erglüht, den rechten Ausdruck fand, für welchen seine mangelhafte Sprachkenntniß zu arm war, sagte er: „Entschuldigt meine Tochter, welche in ihrer leidenschaftlichen Vaterlandsliebe übersieht, daß die Sache, für welche sie Euch gewinnen will, Euch eine fremde ist, und daß Ihr mit Recht verschmäht, um Lohn zu dienen. Bleibt dabei und laßt Euch durch keine Verheißung irremachen, auch wenn sie," setzte er mit feinem Lächeln hinzu, „glänzender wäre als ein Rosenkranz von Mädchenhand. — Reiset Ihr denn nach Venedig und habt, wie ich nun wohl glauben mag, nichts von der Staatsinquisition zu fürchten, so könnt Ihr Euch selbst überzeugen, daß ich Filippo Diodati nicht bin, wenn Ihr seinen Bruder Andrea, den Goldschmied, der allerdings in der Merceria wohnt, besuchen wollt: dort könnt Ihr meinen Vetter Filippo selbst finden. Er hat Brescia, seine Vaterstadt, nach

dem Tode seiner Tochter verlassen und sich verbannt, weil er an dem Heile unserer Sache ganz verzweifelt. Dächten alle so, möchte sie freilich verloren sein. Aber es gibt, dem Himmel sei Dank, noch Männer, die mit frischer That sie zu retten hoffen. — Da Ihr unbetheiligt seid, könnt Ihr kein Interesse haben, mehr darüber zu vernehmen."

Durch seine längere Rede hatte er Bernhard von seiner Tochter abgezogen, welche von Zeit zu Zeit ungeduldig herübersah, und dann wieder mit dem Zügel ihres Maulthieres spielte, diesem so empfindlich, daß es den Kopf mehrmals zurückwarf und die bunten Quasten des Reitzeugs schüttelte. Bernhard, nachdem der erste Impuls, der ihn vielleicht zu einem unbedachten Schritte hingerissen hätte, mit Hilfe des Vaters abgelenkt war, fühlte sich in einem peinlichen Zwiespalt mit sich selbst, antworten mußte er aber beiden, und so sprach er zuerst zu Francesca: „Euch mein Schwert zu weihen, Madonna, wenn Ihr je seiner bedürfet, wird mich stets glücklich machen. — In diesem Kampfe, Signor," richtete er dann sein Wort an den Vater, „welcher um Venedig geführt wird, wenn ich es recht verstehe, bin ich allerdings unbetheiligt und werde Euren Rath

stets befolgen. Ich danke Euch und Signora Francesca tausendmal für Eure Güte.“

Ein verächtliches Lächeln spielte um Francesca's schönen Mund, sie hatte keinen Blick mehr für ihn. Der Vater aber wurde um so freundlicher gegen den Jüngling, ließ sich von ihm erzählen, wie er seine Reise gemacht, forschte ihn scheinbar ganz absichtslos über die Stärke und den Zustand der deutschen Truppen aus, die er vor Brixen gesehen hatte, hörte mit ungläubiger Miene, was ihm von der Bestimmung derselben nach dem zur Nacht eingegangenen Schreiben des Marschalls de la Palice ohne Arg mitgetheilt wurde, und lud dann, als er nichts mehr von ihm zu erfahren wußte, Bernhard freundlich ein, mit ihm und seiner Tochter bis Monselice zu reiten, wo sie Mittag und Siesta halten wollten, um erst zu Abend im ‚sereno‘ ihren Weg fortzusetzen. Er würde ihn dann noch um eine Gefälligkeit bitten. Bernhard sagte im voraus letztere zu.

„Ihr macht aber einen weiten unnützen Weg, Signor Tedesco,“ bemerkte Francesca, das letzte Wort merklich betonend. „Es thut mir leid, daß Ihr Euch um Fremde so sehr bemüht.“

Er richtete einen Blick auf sie, wie etwa ein wehrloser Pilger zu einem Begleiter aufschaut, der ihn

plötzlich mit scharfen Waffen, denen er nichts entgegenzusetzen hat, anfällt. Sie erröthete und schwieg, ließ auch während des ganzen Rittes, der noch manche Miglie zurückzulegen hatte, nur selten ein Wort von sich hören. Desto gesprächiger war ihr Vater. Er schien volles Vertrauen zu dem jungen Fremden gefaßt zu haben, machte kein Geheimniß daraus, daß er die gerade Straße über Vincenza und Verona gemieden, weil die letztere Stadt von den Kaiserlichen besetzt sei und ließ sogar manche Aeußerung fallen, welche für Bernhard, wenn er nur besser die Feinheiten der italienischen Sprache verstanden hätte, hinreichend gewesen wären, um zu durchschauen, daß er nicht in Handelsangelegenheiten, sondern in wichtiger Sendung Venedig besucht habe. Es leuchtete durch seine Worte zuweilen eine unverkennbare Freudigkeit, als habe er etwas großes vollbracht. „Ihr wundert Euch vielleicht, daß ich in dieser gefahrvollen Zeit meine Tochter mit auf die Reise genommen," sprach er, als sie eben über die Brücke bei Battaglia ritten, und Francesca den Namen des Fleckens bedeutungsvoll verkündigt hatte. „Aber Ihr könnt selbst urtheilen, ob sie einen kriegerischen Sinn hat oder nicht. Zurücklassen konnte ich sie nicht, wo unsere Stadt unter französischem Joche schmachtet und vor Ueber-

muth und Gewaltthat der Seigneurs kein Mensch sicher ist." Er sprach das Wort Seigneurs mit echt französischem Akzent aus. „Und in Venedig zu bleiben bei den Diodati, unter dem Schutz des geflügelten Löwen, war sie auf keine Weise zu bewegen."

„Nein, Vater! Ich will —" aber der Vater winkte ihr strafend mit den Augen und sie verstummte wieder.

Monselice war endlich erreicht. Die Sonne stand schon hoch und die Hitze auf dem staubigen, schattenlosen Wege, der sich zwischen den mit Baumreihen und Weinreben von Stamm zu Stamm eingehegten Kulturen hinschlängelte, war drückend. Kein Mensch ließ sich mehr auf den Feldern sehen, auch die Häuser des Städtchens lagen wie ausgestorben, als sich die Reisenden näherten. Marani hielt sein Maulthier an und sah sich nach dem Diener um, welcher flugs vorgeritten kam. „Man muß vorsichtig sein," äußerte der Alte gegen Bernhard und gab dann seinem Knecht im Volksdialekte, welcher dem Fremden ganz unverständlich blieb, Befehle, worauf derselbe absaß, sein Thier an die nächste Ulme band und zu Fuß in die offene Gasse des Städtchens ging.

„Traurig und schmachvoll!" rief Francesca. „Im eigenen Vaterlande den Feind zu suchen!"

„War es anders in Italien, seit Guelfen und

Ghibellinen sich bekämpft haben?" entgegnete der Vater. „Lauerte da der Verrath nicht in jedem Hause, brannte die Zwietracht der Parteien nicht in jeder Stadt? Heil Venedig, daß sie dem Grauen ein Ende gemacht hat wenigstens auf ihrer Terra ferma! Möge sie auch die äußeren Feinde wieder über Var und Rhône jagen! O Freund, wenn der Kaiser wollte! Wenn er Frieden schlösse mit uns, dem unnatürlichen Bunde mit Frankreich entsagte, abriefe sein Kriegsvolk, das um französisches Geld unter den goldenen Lilien dient! Schon sind auch die Schweizer zu Feinden Frankreichs geworden, der Untergang des Königs wäre gewiß und wie in alter Zeit möchte dann jenseit des Mincio der Adler des römischen Reiches wieder gebieten!" — Er hatte sich auch hinreißen lassen, der alte schlaue Bürger von Brescia, ritt aber nun seinem Diener entgegen, der mit der beruhigenden Meldung zurrückkam, daß in Monselice alles sicher sei und die Renner der Kaiserlichen, welche sonst wohl von Vicenza und Verona bis hieher gestreift, sich nicht mehr so weit wagten, seit sich die Stradioten dazwischengeworfen. Mit diesen leichten Reitern konnten sich keine andern messen. Die Reisegesellschaft zog also in die kleine Stadt ein, um ihre Mittagsrast zu halten.

Eilftes Kapitel.

Fiorina.

Im steinernen, vor dem Licht wie vor der Wärme verdunkelten Hause litt es Bernhard nicht; er verließ das nach dem Flur offene stehende Gemach, wo er nach der Mahlzeit allein geblieben war und suchte freie Luft. Francesca hatte sich in die Kammer der Wirthin zurückgezogen, um sich vom langen Ritte auf dem Lager von Reisstroh auszuruhen. Ihr Vater, der es ausdrücklich verlangt hatte, saß bei dem Wirthe in der Nebenstube und schrieb.

Draußen fand Bernhard eine Thüre, die auf eine Freitreppe führte: ein kleiner Garten lag unter ihm, kaum dreißig Schritt im Geviert und ziemlich verwildert. Aber es gab doch unter den beiden schwarzen Cypressen, welche ihre spitzen Pyramiden hoch über das Dach des Hauses erhoben, üppiges Gras, und weiter hin wucherten rothe, prächtige Blumen, die der Fremde nicht kannte — so stieg er hernieder, legte sich auf den Rasen, wo ihn die Cypressen beschatteten und sah träumerisch zu den Wipfeln empor, die von einem leichten Winde bewegt, sich neigten und wieder aufrichteten; kein Schlaf kam in sein

Auge, dazu war seine Seele zu voll, aber er schloß wohl die Lider für einen Moment und es war kein Wunder, daß er im tiefen Schlummer geglaubt wurde.

Ein lindes Wehen auf seinem Antlitz — er schlug die Augen rasch auf und blickte in zwei fremde Augensterne, die sich über ihn geneigt hatten, ihn zu betrachten. Einen Moment nur tief in einander versenkt — dann schnell zum Bewußtsein gekommen, beide! „Ich setze mich zu Euch, Bernardo," sprach die klangvolle Stimme, die ihn stets entzückte — er hatte sich schnell aufgerichtet, aber er wähnte zu träumen.

„Francesca!" sagte er innig. „Ihr haßt mich nicht?"

„Seid still. Ich habe Euch nur ein Paar Worte zu sagen. Mit einer Lüge mag ich nicht von Euch scheiden — ja, ich bin Florina Diodati, von welcher Euer Freund zu Euch gesprochen hat, ich weiß nicht, weßhalb. Mein Vater ist in Venedig bei seinem Bruder und hat mich meinem Oheim anvertraut, Marco Marani, den Ihr bei mir seht, das ist Wahrheit. Zu Hause liegt meine Mutter krank — da konnt' ich nicht fern bleiben."

„Todt sagtet Ihr Euch, Florina!" rief Bernhard,

von ihrem Vertrauen selig und tief ergriffen. Warum dieß schreckliche Wort?"

„Todt mußt' ich sein — o fragt mich nicht! Das kann ich Euch nicht sagen — einmal bin ich gerettet worden, sonst wäre ich eher dem Tode verfallen, als daß ich gelebt hätte, ein Fluch meines Volkes!" Ihr schwarzes Auge blitzte, ihr Antlitz wurde streng und bitter, aber gleich ebneten sich wieder die zürnenden Wellen ihrer Stirn und mit einem Blicke strahlender Milde sah sie Bernhard in das Auge, das nicht einen Moment von ihr ließ.

„Ich will aber nicht von mir sprechen, sondern von Euch. Mein Oheim hat uns zu trennen geglaubt, damit ich nicht reden sollte, was ihm gefährlich scheint. Ihr aber könnt kein Verräther sein, nicht wahr, Bernardo?" Sie reichte ihm die Hand, deren Berührung ihn durchzuckte. — „Mein Oheim schreibt Briefe, die er Euch mitgeben wird, da Ihr nach Venedig geht, einen an meinen Vater und den andern an den Feldherrn Andrea Gritti, der uns mit einer schnellen Schaar heimlich, ehe es der Feind ahnt, zu Hilfe kommen soll, um Brescia zu befreien. Das hat mein Oheim mit den Herren im Palazzo ducale verabredet, deßhalb ist er nach Venedig gekommen auf Gefahr seines Lebens, wenn ihn die

Franzosen aufspürten — seht, ich vertraue Euch alles, Bernardo, Ihr werdet Fiorina nicht verrathen. Nun hört weiter. Ihr habt erzählt von deutschen Kriegern, die aus Tirol kommen, von neuen Anschlägen — das schreibt mein Oheim dem Gritti, damit er Fleiß und Eile verwende, und Ihr sollt den Brief überbringen. Ein gefährlicher Auftrag jetzt, wo Ihr leicht mit streifenden Feinden zusammentreffen könnt — darum, Bernardo, lehnt ihn ab. Wenn Ihr in Feindes Hand fallet, und sie finden die Briefe bei Euch, seid Ihr verloren und auch unser Geheimniß ist verrathen; ich habe vergebens meinem Oheim Vorstellungen gemacht, er spottet meiner Frauenfurcht und will nichts hören. So nehmt Ihr denn meine Warnung an, verweigert den Dienst!"

„Ich habe ein Versprechen gegeben, und breche das nie," erwiederte Bernhard. „Euer Geheimniß soll aber auch sicher sein, ich habe gute Augen, die Gefahr von weitem zu erkennen, und mein Pferd ist schnell wie ein Vogel. Würde ich aber auch gefangen, so vernichte ich die Briefe, ehe ich sie mir nehmen lasse."

„Glaubt Ihr, daß ich nur das Geheimniß, nicht auch Euch bedenke?" sagte Fiorina wieder mit dem

Blicke, der all' seine Pulse branden ließ. „Nehmt die Briefe nicht an!"

„Ich kann mein Wort nicht brechen," versetzte er. „Ihr haßt die Deutschen, aber ihre Treue sollt Ihr ehren."

„Treue, wahrhaftig!" wiederholte sie. „Das weiß ich." Sie schwieg und zerpflückte gedankenvoll die Blumen im Grase.

Nach einer Weile begann Bernhard: „Ich erscheine Euch roh und ohne alle Sitte, nicht wahr, daß ich Euch nicht geloben konnte, was gegen meine Ueberzeugung war."

„O schweigt davon!" unterbrach sie ihn. „Das habe ich schon wieder vergessen. Es war thöricht von mir." Sie stand auf und Bernhard sah mit einer Bitte, die nur sein Auge auszudrücken wagte, zu ihr empor. Aber so wohl er auch verstanden wurde, sprach sie doch: „Lebt wohl, Bernardo. Seid glücklich und zufrieden."

„O bleibt noch!" fand er den Muth zu sagen und reichte ihr, sich ebenfalls erhebend, die Hand.

Sie legte unbedenklich die ihrige hinein. „Wir scheiden auf immer," sagte sie weich, „warum also noch länger verweilen? Kehrt Ihr aber doch einst zurück und kommt nach Brescia, so erinnert Euch an

Fiorina und fragt, ob sie noch lebt und was aus ihr geworden ist.“ Rasch zog sie jetzt ihre Hand zurück, sah stolz auf und kam dem Ausbruch seiner Aufwallung zuvor: „Nicht um den höchsten Preis wünschte ich, daß Ihr Eure Vorsätze ändern möchtet! Ich würde kein Wort, kein Versprechen von Euch annehmen! Geht mit Gott, Signor Bernardo, und sagt meinem Vater, daß er um Fiorina nicht sorgen soll, sie bewahre seine letzte Gabe treu auf ihrem Herzen!“ Ihre Rechte zuckte dorthin und zwischen den Falten ihres weißen Busentuchs traf ein Stahlblitz das Auge des Jünglings.

Ehe er noch dem Lebewohl, das er ihr bebend sagte, ein Wort hinzufügen konnte, war sie die Freitreppe rasch hinaufgeschwebt — sie wandte sich nicht mehr nach ihm zurück, sondern verschwand im dunklen Flur des Hauses. Auch sah er sie nicht wieder. Marani erschien gleich darauf mit seinen beiden Briefen, kam zu ihm herab und übergab sie ihm mit der Bitte, sie freundlichst in Venedig abzugeben: den kleinern, wie die Aufschrift besage, an seinen Vetter Filippo Diodati, dessen Aufenthalt er ja wisse, den größern, sorgfältiger mit Seidenfaden und Siegel verschlossenen, an den Feldherrn der Republik, Herrn Andrea Gritti, den er im Dogenpalast bei

der Wache der Arsenalotti erfragen könne: da werde man ihn bereitwillig führen. Er fügte noch viele mündliche Erörterungen hinzu und lud ihn dann ein, da die schrägern Sonnenstrahlen den Aufenthalt im Garten schon zu stören begannen, mit ihm im kühlen Zimmer noch einen Becher Vino santo zu trinken, bis die Abendfrische eingetreten, wo sie, leider in entgegengesetzter Richtung, noch eine Strecke Weges zurücklegen könnten.

Wunderbar, wie die Saiten der Erinnerung oft vom geringfügigen Anlaß erklingen! Wem ist es nicht begegnet, wenn er nach langer Zeit auf eine bestimmte Stelle zurückkehrt, die er früher besucht, sei es im einsamen Walde oder im lauten Geräusch der Residenz, daß ihm Gedanken, die er damals an demselben Orte gehegt, ein Lied, das er gesungen, Worte, die er zu Freunden gesagt, in hellster Erinnerung plötzlich wieder einfallen, als hätten sie, die er längst vergessen, in seiner Seele nur geschlummert, bis sie geweckt würden? So erging es Bernhard, als der Kaufmann aus Brescia das Wort Vino santo aussprach. Es zauberte ihm, wie durch einen zündenden Blitz, das Bild seiner Lieben in der Heimath vor, wie sie unter der Linde, dem uralten Wahrzeichen seines Hauses, vereinigt, den Erzählungen

des weitgereisten Mannes lauschen, der ihnen die Wunder Italiens, seine Schönheiten und Genüsse schildert. Er hörte den gemüthlichen Haugwitz den Vino santo preisen, dessen Namen er zuerst aus seinem Munde vernommen, er sah die theuren Eltern neben ihm, den ehrwürdigen Greis, der aus seinem reichen Leben wohl andere und wichtigere Dinge zu berichten hatte, er sah das stille Antlitz seiner Schwester und — an ihrer Seite ein Engelsangesicht, vom goldenen Haar umwallt, wie von einem Heiligenscheine, das tiefblaue Auge antheilsvoll auf den Erzähler gerichtet, der ihr eine unbekannte Welt erschloß.

„Ich danke Euch, Herr Marani," sagte Bernhard mit seltsam bewegter Stimme. „Vergönnt mir, ohne längeres Säumen aufzubrechen. Eure Briefe werde ich treulich bestellen. — Sagt Signora Fiorina mein Lebewohl, auch ihren Gruß an den Vater will ich sorgsam ausrichten."

Marani sah ihn lächelnd an: „Ihr könnt Euren Irrthum noch immer nicht überwinden: meine Tochter heißt Francesca, lieber Herr, und Filippo's Tochter Fiorina ist todt."

„Laßt uns nicht unwahr von einander scheiden," bat Bernhard. „Fiorina hat mir selbst alles gesagt, bei mir ist das Geheimniß ganz sicher."

„Hat sie Euch alles gesagt!“ rief Marani mit blitzenden Augen. „Bei Gott, das Mädchen hat eine starke Seele, und ich glaube, wenn ihr die Gefahr noch einmal nahen sollte, würde sie keine Rücksicht auf königliches Geblüt nehmen, sondern sterben vielleicht, aber nicht allein.“

„Königliches Geblüt?“ fragte Bernhard verwundert.

„Ja wohl. Er ist ein leiblicher Neffe des Königs, und manche hohe Dame aus den vornehmsten Geschlechtern Italiens würde stolz gewesen sein, das Auge Gaston's de Foix, Herzogs von Nemours, Statthalters der Lombardei, auf sich zu ziehen, auch wenn er nicht ein junger, bildschöner Mann wäre! Nicht so die Bürgerstochter, meine Nichte, auf welche wir stolz sein können, wir, die echten Männer von Brescia. Sie hat Euch gewiß nicht alles erzählt — dazu ist sie zu bescheiden; aber da Ihr doch die Hauptsache wißt, sollt Ihr auch erfahren, welch' eine Perle dieß Kind ist: die heilige Jungfrau möge immerdar ihr Schutz bleiben! Seit dem Unglückstage in der Ghiarra d'Adda, wo die Schlacht bei Agnadello verloren ging, hatten wir auch die Franzosen bei uns, und mit dem damaligen Statthalter, dem Chaumont, ritt eines Tages auch der junge

Prinz, der unter ihm diente, in Brescia ein. Da mußten die reichsten Bürger den französischen Herren Quartier geben und auch zu meinem Schwager Filippo legte sich ein alter Edelmann ein, bei welchem oft Versammlung der Hauptleute war. Wie es zugegangen, daß der Prinz, welcher immer dazu kam, die Fiorina erblickt, weiß ich nicht, aber natürlich wird es Euch sein, da Ihr sie kennt, daß er ihre Schönheit bewunderte und seit der Stunde alles daransetzte, sie wiederzusehen. Nicht wahr, Signor, jede andere wäre einem solchen Liebhaber entgegengekommen? Ihr schüttelt den Kopf vor Erstaunen, ganz recht. Fiorina widerstand jeder Versuchung, und als gar freche Gesellen, die sich dem Prinzen beliebt machen wollten, eines Tages sie mit Gewalt zu entführen versuchten, was jedoch durch das Dazwischentreten — gleichviel, wessen! — mißlang, da war ihres Bleibens nicht mehr in Brescia; der Prinz, welcher von dem Anfall gehört, ließ zwar durch einen angesehenen Ritter, der weitberühmt in ganz Italien ist, mit Namen Bayard, feierlich dem Vater Fiorina's versichern, daß jene That ohne sein Vorwissen geschehen und von ihm höchlich mißbilligt werde, daß er selbst, nur hingerissen von der Schönheit der Jungfrau, ihr seine reine Huldigung

habe bringen wollen und ihre Ruhe fortan achten werde, aber wer mochte ihm trauen?"

„Dem Fürsten, dem Ritter?" entgegnete Bernhard, welchen die letzte Wendung lebhaft für den Prinzen interessirt hatte.

Marani machte eine jener ausdrucksvollen Geberden, an denen der Italiener so reich ist. „Ihr seid noch sehr jung, Signor," erwiederte er; „habt wohl nicht viel mit Menschen verkehrt und glaubt Euch selbst sicherer, als Ihr seid. Traue niemand! ist ein weiser Spruch. Sich selbst am wenigsten kann man trauen. Ich glaube wenigstens, daß meine Nichte deßhalb Brescia mit ihrem Vater verließ und ich aussprengen mußte, sie sei in Venedig gestorben. Der Prinz soll um sie getrauert haben, erzählten sich die Leute; aber seitdem ist er getröstet, hat seine Liebe einer vornehmen Dame zugewendet, mit der er sich künftig zu vermählen gedenkt, wie ich höre, und reitet ihr zu Ehre mit einem schönen Wahlspruch und — denkt Euch den Wahnsinn! — ohne Harnisch in jede Schlacht."

„Das ist ritterlich, bewundernswerth!" rief Bernhard. „Ich möchte den jungen Helden kennen lernen!"

Der Brescianer lächelte spöttisch, hielt aber für gut, seinem Gedanken keine Worte zu geben. — „Ihr

wißt nun alles," sagte er. „Der Prinz ist in Mailand, aber wir haben noch immer französische Gäste und diese hausen schlimmer, als da sie noch einige Rücksicht zu nehmen hatten. So ist es für meine Nichte allerdings gefährlich, nach Hause zu kommen, aber die Krankheit ihrer Mutter ließ sie nicht zurückbleiben."

„Dafür wird sie auch der Engel des Herrn schützen!" erwiederte Bernhard. Dann nahm er Abschied von dem Alten, rüstete selbst sein Pferd und ritt aus dem Thorweg, ohne Fiorina wiederzusehen. Sie wußte wohl, daß er hinwegzog, sie lauschte auch hinter dem Gitter des Fensters und war einen Moment in Versuchung, ihm noch einen Scheidegruß zu sagen und zum Andenken ein Pfand ihres Dankes zu geben, wär's auch das erste beste gewesen, einer ihrer duftenden Handschuhe oder die Spange aus werthvollen Muscheln in Gold gefaßt, ein venetianisches Kunstwerk ihres Oheims Andrea — doch besann sie sich und zürnend über sich selbst, zog sie ihre feinen hochgewölbten Brauen zusammen: „Du bist eine Schlange, Fiorina!" sprach sie für sich.

Der Abend war von entzückender Schönheit. Auf den Zinnen des hochgelegenen Schlosses brannten die goldenen Lichter der untergehenden Sonne:

Bernhard's Blicke ruhten im Vorüberreiten mit lebhaftem Antheil auf der Feste, welche, vor zwei Jahren, wie ihm Marani erzählt, von den Kaiserlichen mit Sturm genommen worden war, obgleich man sie bei der Steilheit der Höhe für unbezwinglich gehalten hatte, weil sich droben eine Hochfläche des fruchtbarsten Landes findet, so daß auch keine Aushungerung möglich ist. Nur durch eine List war der Sturm gelungen; die Gräuel, welche dabei vorgefallen sein sollten, glaubte Bernhard nicht. Deutsche Ritter sollten viel edle Frauen, die ihnen in die Hände gerathen waren, im Lager öffentlich feilgeboten und verkauft haben! Schändliche Beschuldigung! Leider war sie jedoch nicht ganz unbegründet, nur das hatte Marani vergessen zu berichten, daß der edle Kaiser Max im gerechten Zorne jedem, auch dem vornehmsten, mit dem Strange gedroht, der gefangene Frauen zurückhalte und nicht ohne Lösegeld in Ehren ziehen lasse, wodurch dem Unwesen der verwilderten Krieger sogleich ein Ende gemacht worden war.

Die Sonne sank, frischere Lüfte wehten über die Flur. Noch lag die Ferne in klarer Beleuchtung, die verstreuten Dörfer und Flecken, die hohen Kirchthürme belebten das grüne schimmernde Landschaftsbild. Bernhard ritt im scharfen Trabe den Weg

nach dem Bacchiglione zurück, sein Auge schweifte wohl über die Gegend hin, doch was er sah, kam ihm nicht recht zum Bewußtsein, da er mit den innern Bildern, die in ihm rege geworden, beschäftigt war. Ein Gefühl, wie Heimweh, überkam ihn zum erstenmale, aber es rang in einem räthselhaften Kampfe mit einem andern, das er nicht verstand, es war eine Sehnsucht, die sich nicht an das Bild seiner Heimath knüpfte! Plötzlich weckte ihn wiederum, wie damals im Alpenthale das freudige Wiehern seines Pferdes aus der weichen Stimmung — er blickte hinaus in die Richtung, nach welcher sein Roß drängte. Dort kam, noch erkennbar im Abendscheine, eine Reiterschaar dahergesprengt, nicht in Stahl gekleidet, wie die Reisigen aller Heere, oder in die gewohnte schmucklose Tracht der sogenannten ,'ringen Pferde,' sondern in leuchtenden Farben prangend, vorherrschend Roth, daß es aussah wie ein glühender Feuerball, der durch das grüne Feld heranschoß.

Stradioten! Bernhard kannte sie nicht, hatte sie nie gesehen, aber nach der Beschreibung konnten es nur die gefürchteten illyrischen Reiter sein! Er war vor ihnen gewarnt, er hätte volle Zeit gehabt, ihnen auszuweichen oder zu entkommen — seine erste Regung war auch, den Hengst zu wenden und zu vollem

Laufe zu spornen, aber heiß überlief ihn die Scham: fliehen, wo die erste Gefahr auf seiner ganzen Reise, seit er die Heimath verlassen hatte, sich ihm nahte? Was hatte er auch zu fürchten, da er auf dem Gebiete, im Bereiche der Waffen Venedigs friedlich zog, ja selbst im Dienste Venedigs, wenn er des Schreibens gedachte, das er an den Gritti auf der Brust trug? Er gab also, der Regung folgend, die nur zu sehr der kalten Vernunft widersprach, dem Pferde, das seinen Stammgenossen — auch das fiel Bernhard ein! — entgegenstrebte, volle Zügelfreiheit und nie hatte der schwarze Hengst ein solches Feuer, eine solche Kraft seiner Sehnen gezeigt, als in diesem kurzen Laufe.

Den fremden Kriegern mochte dieß Entgegenjagen imponiren, da es von einer furchtlosen Zuversicht zeugte, sie machten plötzlich Halt und nur zwei kamen im mäßigen Galopp auf Bernhard zu. Der eine war offenbar der Häuptling der Schaar, das bewies die Pracht seiner Kleidung, der stolze Reiherbusch, der auf seinem Turban prangte — wahrhaftig, einen Turban trug er, wie Bernhard's Großvater die Krieger des Halbmonds geschildert, die er so oft unter dem gewaltigen Matthias Corvinus bekämpft hatte! Mit dem Häuptlinge ritt ein kleiner,

schwärzlicher Mann in dunkler Kleidung vor, der, sobald er sich verständlich machen konnte, in italienischer Sprache einen Anruf hören ließ. Bernhard beantwortete ihn durch das gewöhnliche: gut Freund! Der Orientale verhielt sein Pferd und ließ ihn herankommen, dann grüßte er würdevoll und sagte ein Paar Worte in fremder Mundart zu seinem kleinen Begleiter, der offenbar sein Dolmetsch war. „Was Ihr bringt, will der Aga wissen,“ erklärte er, und als Bernhard kaum ein Paar Worte begonnen, unterbrach er ihn höflich in deutscher Sprache, so daß jener freudig aufsah: „Ihr werdet besser thun, deutsch zu reden,“ sagte er. „Ich bin ein Armenier, aber verstehe auch deutsch.“ Da gab denn Bernhard Bescheid und der Dolmetsch übersetzte es dem Häuptling, der mit Ruhe den Vortrag anhörte, und seine Antwort wiederum dem Fremden sagen ließ.

„Die Straße nach Venedig ist sicher; wenn Ihr aber eine Botschaft habt, will sie der Aga durch einen seiner schnellsten Renner bestellen lassen. — Ihr könnt ihm sicher trauen,“ setzte der Dolmetsch hinzu. „Diese Ungläubigen beschämen leider unsere christlichen Streiter an Gewissenhaftigkeit.“

„Sind das nicht Stradioten?“ fragte Bernhard verwundert.

„Dann würdet Ihr schon ausgeplündert und vorzüglich Eures guten Rosses beraubt sein!" erwiederte der Dolmetsch lachend. — „Diese guten Reiter sind echte Türken, oder wie sie sich lieber nennen hören, Osmanli. Unsere Stradioten mögen ebenso tapfer, ebenso schnell sein, aber Gott bewahre Euch vor ihnen! — Wollt Ihr dem Aga Eure Briefe anvertrauen?" — Bernhard lehnte das ab, worauf der Aga fragen ließ, was er eigentlich gewollt, daß er zu ihm herangesprengt sei — die Antwort, daß er so berühmte Krieger habe sehen wollen, schien ihm zu gefallen; er nickte Bernhard freundlich zu und wandte sein Pferd wieder zu den Seinigen zurück. Der Dolmetsch gab dem jungen Deutschen noch den Rath, hinter Ponte di Brenta vorsichtig zu sein, weil dort die Albanesen oder Stradioten, wie sie meist heißen, auf Streifzügen gegen Verona hin zuweilen erschienen und ritt dann seinem Häuptlinge nach. Da kostete es Bernhard einen heftigen Kampf mit seinem Hengste, der durchaus dem Türken folgen wollte, sich wüthend bäumte und tolle Sprünge machte, aber der Reiter zwang ihn und erntete dafür ein lautes Beifallsgeschrei der Osmanen, welches hinter ihm her schallte, als er seinen Weg fortsetzen konnte.

Zwölftes Kapitel.

Das Geheimniß.

Eine herbe Prüfung des Schicksals harrte des Arglosen in Padua. Der Wirth zum goldenen Stern, der ihn hatte kommen sehen, war fluchend in die Hausthüre getreten, glättete aber schnell sein Angesicht, daß es glänzte wie der junge Morgen, der noch nicht lange angebrochen war. Er ging dem Deutschen entgegen, freute sich, daß er wieder sein schlechtes Haus beehren wolle, bedauerte aber, daß er heut auch nicht den kleinsten Winkel frei habe, um ihn aufnehmen zu können: hätte er gewußt, daß Illustrissimo zurückkehren werde, so würde er ihm die schönsten Zimmer aufbewahrt haben.

„Wie, Herr Wirth?“ entgegnete Bernhard erstaunt. „Habe ich Euch nicht gesagt —“

„Kein Wort!“ betheuerte der Mann und schnitt die ehrbarste Fratze.

„Aber ich habe Euch doch ein Pfand gegeben? Wie sollt' ich wieder dazu gelangen?“

„Ein Pfand, mir?“ entgegnete der Wirth, sich aufspreizend.

„Habt Ihr's vergessen?“ lachte Bernhard. „Den Leibgurt mit meinem Gelde?“

Sprachlos starrte ihn der Wirth an — dann aber brach er los mit einer Wuth und Zungenläufigkeit, von welcher sich nur derjenige einen Begriff machen kann, der einen Italiener in solcher Aufregung gesehen hat. Kein Wort verstand Bernhard von der Flut von Zornreden und Drohungen, die auf ihn einstürzte; auf das Geschrei liefen die Menschen auf der Straße zusammen, fragten und schrieen mit, allgemein Partei für den Wirth nehmend, den ein hergelaufener Landstreicher zum Schelm und Diebe anvertrauten Geldes machen wollte. — „Zum Salun' mit ihm! Zum Richter! giustizia in palazzo!“ tönte der Wahlspruch der venetianischen Herrschaft, der wie ein Köder in Allerwelts Munde war. Schon faßten freche Fäuste nach seinem Zügel, aber der Hengst, der solches von Fremden nie duldete, stieg in die Höhe und hieb mit den Vorderfüßen, da prellten die Angreifer aus einander, doch nur, um von der Seite den Reiter bei den Schenkeln zu packen und vom Pferde reißen zu wollen. Er zog sein Schwert: der erste, der ihn zu berühren gewagt, taumelte scharfgetroffen zurück und in demselben Moment theilte ein riesenstarker Mann die Menge,

warf die nächsten zur Seite und machte Bernhard freien Raum.

„Reitet, Landsmann!“ rief er ihm auf deutsch zu. „Vor dem Thore erwartet mich.“

Bernhard befolgte den Rath, niemand hielt ihn auf, die allgemeine Entrüstung hatte sich gegen den unberufenen Einmischer gewendet, aber sie begnügte sich mit Schimpfwörtern und Drohungen; die Riesengröße des Mannes, der wie ein Thurm über alle Köpfe ragte, und seine Kraft, die sie kannten, denn er war nicht zum erstenmale hier, hielten die Menge ab, etwas thätliches gegen ihn zu unternehmen. Ja, ein Prokurator von San Marco, der in Staatsgeschäften der Signoria hier war und aus dem Fenster den ganzen Auftritt mit angesehen hatte, erschien in der Thüre und beschwichtigte durch sein Ansehen den Tumult, während der Mann, dem er galt, sich langsam und unangefochten entfernte. Dem Wirthe, der sich unterwürfig mit seiner Klage dem Nobile nahte, warf dieser einen vernichtenden Blick zu und winkte einem seiner Begleiter, welchem er heimlich Befehle gab, worauf dieser ungesäumt die nächste Seitengasse einschlug.

Bernhard hatte das Thor erreicht, aber er war zu empört über das unerhörte, das ihm begegnet

war, als daß er der Mahnung des Unbekannten, der ihm zu Hilfe gekommen war, für den Augenblick hätte gedenken können. Erst, als er in die freie Natur, zwischen die grünen Laubwälle der Weinreben gelangt war, kam er wieder zur Besinnung und hielt an, um den Fremden zu erwarten. Er sprang vom Pferde und suchte sein aufgeregtes Blut durch vernünftige Vorstellungen zu beschwichtigen. Es war doch nicht möglich, daß ihm der Mann, dem er auf Treu und Glauben sein Eigenthum anvertraut, im Ernst dasselbe abläugnen konnte! Vielleicht hatte ihn nur das Erinnern auf öffentlicher Straße verdrossen, wer weiß, ob er sich nicht einen bloßen Spaß machen wollen, die Italiener lieben dergleichen: jedenfalls war es ja leicht, vor dem Richter, wenn er es darauf ankommen ließ, sein Recht zu erlangen, da der Wirth doch unmöglich den Empfang abschwören konnte. In solchen Gedanken allmälig Beruhigung findend, hatte sich Bernhard neben seinem Pferde, das er am Zügel hielt, auf einen Stein am Wege gesetzt; er mußte jedoch eine geraume Zeit warten, ehe der Landsmann — als solcher hatte er sich ihm angekündigt — zwischen den Bäumen daherkam. Wahrlich, eine achtunggebietende Erscheinung! Bernhard erinnerte sich nicht, einen Mann von so hohem und

herrlichem Wuchse gesehen zu haben. Er kam gemessenen, stattlichen Schrittes gegangen; als er dem Sitzenden auf geringe Entfernung nahe gekommen, wo er sein erst unter dem Laubgehäng ansichtig werden konnte, blieb er plötzlich, gleichsam betroffen, stehen und näherte sich dann rascher. Bernhard ging ihm, das Pferd hinter sich führend, entgegen.

„Habt Dank, Landsmann!“ rief er ihm zu, sich derselben Anrede bedienend.

Der andere sah ihm mit einem langen, forschenden Blicke ins Antlitz und ehe er ein Wort sagte, hatte Bernhard Zeit, auch seine Züge aufmerksam zu betrachten. Sie waren so ausdrucksvoll in ihrer gereiften männlichen Schönheit, daß, wer sie einmal gesehen, sie wohl nimmer vergessen konnte. Eine gewisse Bewegung machte sich in ihnen bemerklich und nur ein so unbefangenes Gemüth als Bernhard's, konnte nicht erkennen, daß diese Bewegung sich steigerte, je mehr er im Antlitze des Jünglings die wunderbare Bestätigung der ersten, flüchtig aufblitzenden Idee fand, die seinen Fuß einen Moment an die Stelle gebannt hatte. Endlich faßte er sich, reichte Bernhard die Hand und sagte lächelnd: „Was ist Euch denn geschehen? Ich sah Euch halten wie einen Eber, von einer Meute kläffender Rüden

angefallen, hörte Euch ein deutsches: Herr Gott! ausrufen und machte Euch eine Gasse — Dank verdiene ich darum nicht. Aber sagt mir, was wollten sie von Euch?“

Bernhard erzählte mit neu aufsteigender Entrüstung, was ihm geschehen war und daß er nicht gesonnen sei, dem Schurken nachzugeben, wenn er auch für den Augenblick dem Pöbel, gegen den ein einzelner Mann nur Schimpf und Schande davontragen könne, ausgewichen sei. Der Fremde schien auf jedes Wort, ja auf den Klang seines Dialektes aufmerksam zu lauschen, er schwieg noch eine Minute, als Bernhard schon geendigt hatte und ihn fragend ansah, was er zu dieser Schändlichkeit sagen werde, dann schüttelte er den Kopf und sprach: „Ihr kennt dieß Volk nicht. — Habt Ihr einen Empfangschein? Oder wenigstens einen Zeugen, in dessen Gegenwart Ihr dem Wirthe Euer Pfand übergeben habt?“

Bernhard mußte beides verneinen.

„Dann steht Eure Sache schlecht,“ versetzte der Fremde, „und ich kann Euch nur rathen, den Verlust zu verschmerzen. Bedenkt selbst, welcher Richter könnte Eure Klage annehmen, und den Wirth verurtheilen, wenn Ihr gar keine Beweise vorzubringen habt als Eure bloße Behauptung?“

„Aber der Mensch wird doch nicht einen Meineid auf seine Seele laden?“ rief Bernhard.

„Das weiß ich nicht,“ erwiederte der Fremde. „Ich kenne auch den Rechtsgang nicht, aber Ihr seid ein Fremder, und versteht vielleicht nicht einmal die Sprache? Wenig? O dann gebt Euren Handel auf, der sich in endlose Länge schleppen und Euch vielleicht selbst in Gefahr bringen könnte! War es viel?“

„Mein alles!“ sagte Bernhard unmuthig.

„Das ist schlimm! — Habt Ihr Bekannte hier zu Lande, an welche Ihr Euch in Eurer Verlegenheit wenden könntet? Ich selbst,“ setzte er hinzu, gleichsam zur Entschuldigung, „habe nicht genug, Euch, wie es scheint, zu einer weiten Reise fortzuhelfen.“

„Ich danke Euch nochmals,“ erwiederte Bernhard. „Allerdings hat mir ein alter Freund meines Vaters für den Fall der Noth einen Mann genannt, der mir helfen würde und der Zufall fügt es, daß er gerade in Venedig anwesend ist, wo ich doch morgen bei guter Zeit hingelangen kann, nicht wahr?“

„Zehn Stunden Weges von hier. Wollt Ihr nach Venedig, so rathe ich Euch, mit Eurem Pferde,

wenn Ihr es nicht mit hinübernehmt, vorsichtiger zu sein als mit Eurem Gelde. Verkauft es unterwegs und geht zu Fuß wie ich. Doch ich mische mich in Eure Angelegenheiten. Warum ich Euch bat, hier auf mich zu warten ist, daß ich wissen wollte, ob ich Euch vielleicht noch einen Dienst leisten könnte, denn ein Landsmann muß dem andern helfen; ich glaubte, daß wir vielleicht einen Weg hätten, und zwei schlagen sich besser durch. Das ist nun nicht der Fall."

„Wohin gedenkt Ihr zu ziehen?" fragte Bernhard

„Zu deutschen Fahnen," erwiederte der andere, indem er frei und stolz aufsah. „Dort hinaus!" Er zeigte nach der Richtung, wo die Kette der Alpen, von hier freilich nicht sichtbar, den Grenzwall Italiens bildet. „Ihr wundert Euch, mich dann hier zu sehen, mitten im Lande des Feindes, den unsere Brüder sowohl im Heere des Kaisers, als dem des Königs von Frankreich bekämpfen. Wisset, daß ich eine Weile frei von jeglicher Verpflichtung, wie Ihr, gewesen bin und mich losgesagt hatte, aus Ursachen! Sie glaubten dann, mich hier gewinnen zu können — und noch heute," setzte er lachend hinzu, „ist Einer, dessen Name im goldenen Buche Venedigs unter den case elettorali prangt, dort drinnen, der sich's

in den Kopf gesetzt hat, mir tausend Dalmatier zu übergeben, um sie für den geflügelten Löwen gegen die goldenen Lilien in den Krieg zu führen. Aber ich will doch lieber, ein ehrlicher Mann, vom Schwerte fallen in der Schlacht, als durch den Strick des Henkers, wenn ich gefangen werde, den Tod des Ueberläufers. Venedigs Gold und — was sie mir sonst geboten haben — reizt mich nicht! — Aber ich erzähle Euch von mir, was Ihr nicht zu wissen begehrt." — Er sah Bernhard wieder mit dem forschenden Blicke an und fragte dann zögernd: „Ihr seid aus Schlesien?"

„Wohl, und mein Name ist Bernhard von Linden."

Im Antlitze des Fremden zuckte es mächtig, obwohl er nur die Bestätigung dessen hörte, was ihm die Aehnlichkeit Bernhard's mit einem unvergeßlichen Bilde längst gesagt hatte. — „Ich wußte das," sprach er, und seine Stimme verrieth die innere Bewegung. „Daß Ihr hier wart, hatte ich schon erfahren, und es ist kein Zufall, daß ich Euch in Padua getroffen, sondern ich habe Euch aufgesucht. Kennt Ihr mich nicht?"

„Solltet Ihr —" fragte Bernhard schnell und wagte nicht auszusprechen, was er glaubte.

„Ich bin Fabian von Schlabrendorff," sagte der Fremde.

„Wahrlich, Ihr seid es!" rief Bernhard und die Erinnerung an alles, was er von diesem Manne und seinem Verhältniß im Hause zu Läßnitz gehört hatte, überstürzte sich wie Wogendrang in seinem Geiste. Aber mehr und mehr trat zurück, was in Sachsen, in Schlabrendorff's Heimath, seine heiligsten Gefühle vergiftet, und er dachte nur noch an die Botschaft, welche ihm seine Mutter anvertraut hatte.

„Mein Andenken, nicht wahr, steht als ein Fluch in Eurem Hause?" fragte Schlabrendorff bitter. „Ihr seid doch der Sohn Herrn Heinrichs von Linden?"

„Ich bin sein und der Frau Wanda Sohn," erwiederte Bernhard und suchte auf seiner Brust im Kleide sorglich bewahrt den Ring, den ihm seine Mutter zum Wahrzeichen mitgegeben hatte. „Nie hab' ich vernommen, daß Euer Andenken geschmäht worden sei — habt Ihr, wie uns ein alter Freund, den Ihr wohl kennt, erzählte, die Stunde verwünscht, wo Ihr meine Schwester kennen gelernt, wahrlich, sie hat auch keine Ursache, diese Stunde zu segnen!"

Der Fährmann bei Rathen an der Elbe, welcher Fabian von Schlabrendorff als den jähzornigsten

Herrn geschildert, hatte wohl gelogen, sonst würde er die Herausforderung, welche in Bernhard's Worten lag, nicht so zahm hingenommen haben. Sein Auge blitzte wohl, seine mächtige Brust hob sich, aber er sah nur mit finsterm Blick dem Sprecher stumm in das Antlitz.

„Diesen Ring hier," fuhr Bernhard fort und überreichte das Kleinod dem Sachsen, der es mit sichtlicher Betroffenheit in Empfang nahm und zweifelnd betrachtete — „diesen Ring schickt Euch Frau Wanda, meine Mutter, und schwört Euch, so wahr sie vor dem Allbarmherzigen einst Gnade zu finden hoffe, daß niemals eine andere Hand als die ihrige, diesen Reif getragen, daß sie ihn keine Minute abgelegt habe, nicht einmal zur Nacht, wenn sie sich zum Schlummer niedergelegt. Was Ihr auch darüber je gedacht, das sei nicht wahr, sondern falsch gewesen."

Tiefer brannte die Glut auf Schlabrendorff's männlich schönem Antlitze und stieg jetzt hinauf bis unter seine vollen, dunkelblonden Locken, welche nur an den Schläfen die Spuren vom Druck des Helmes trugen. „Das ist der Ring — ich erkenne ihn wohl!" sprach er, kein Auge von ihm verwendend, aber die Rede schien nicht an Bernhard gerichtet, denn sie klang halblaut, wie in tiefen Ge-

danken gesprochen, und die starke Hand, welche den goldenen Reif emporhielt zur Betrachtung, zitterte.

„Was Ihr ferner," fuhr Bernhard weiter fort, „nun Ihr die Wahrheit erfahren, darüber denken möchtet, das könne Euch meine Mutter nicht wehren. Rechenschaft sei sie nur Gott und ihrem Gatten schuldig und beiden habe sie dieselbe gewissenhaft abgelegt und mit Ehren vor ihnen bestanden. — Das, Herr von Schlabrendorff, ist die Botschaft meiner Mutter, und es ist nun an Euch, mir Eure Ueberzeugung zu bekennen, daß Ihr meiner Schwester das schwerste Unrecht gethan und sie volle Ursache gehabt, sich von Euch loszusagen. Sprecht Ihr diese Ueberzeugung aus, dann mag die böse Vergangenheit begraben sein."

Auch diese neue Herausforderung, in herberm Tone als die erste, ließ Schlabrendorff unbeachtet. Es schien, als könne er noch nicht fassen, was ihm hier eröffnet worden war. — „Hat Frau von Linden Euch alles vertraut? Unmöglich!" rief er. „Wißt Ihr, warum ich diesen Ring für den — einer andern gehalten, warum ich verworfen wurde, mit Recht gewiß, aber nicht im eigenen Bewußtsein d e s Frevels, der mir zur Last fiel, wenn alles so ist, wie Ihr mir jetzt sagt und wie ich noch immer nicht begreife,

wenn ich nicht mit schwindelnden Sinnen in den Abgrund blicken will, den mir ein Blitz erhellt? Sagt mir aufrichtig, hat Euch Frau Wanda alles vertraut?"

Bernhard gedachte an die Weigerung seiner Mutter: „Nicht diesen Augenblick! Nicht hier!" und er antwortete der Wahrheit gemäß, daß er nichts mehr wisse, als was er ihm gesagt habe.

Da legte Schlabrendorff die Hand über die Augen und schüttelte schweigend den Kopf. Nach einer kleinen Weile blickte er auf und sprach: „Verhält es sich so, dann habe ich Eurer Schwester ein schweres Unrecht gethan — obgleich auch sie gar hart mit mir verfahren ist." — Zögernd setzte er hinzu: „Ist sie vermählt?"

Bernhard verneinte es kurz. — Der Sachse wollte noch mehr fragen, aber er unterdrückte die Regung gewaltsam, die ihn völlig zu entnerven drohte, faßte sich und nahm rasch Abschied. „Unsere Wege trennen sich, lebt wohl. Was ich gesagt habe, berichtet. Besser, die Eurigen hätten mich nie gesehen, segnen können sie mich nicht, aber sie sollen mir auch nicht fluchen — den Ring will ich tragen bis ich sterbe, das sagt ihr — Eurer Frau Mutter mein' ich, und nun lebt wohl." In seinen Worten lag manches, das Bernhard zum Herzen drang, und er

hätte ihn gern zurückgehalten, um mehr von ihm zu hören, aber sein Benehmen war so entschieden, als er sich abwandte und raschen Schrittes entfernte, daß keine Hoffnung war, er werde noch Rede stehen. Noch hielt er unschlüssig mit seinem Pferde, als er eine fremde Stimme, vernahm welche offenbar den Fortschreitenden begrüßte, und er konnte nicht umhin, als absichtloser Lauscher ein kurzes Gespräch zu hören, das hinter den nächsten Laubgehängen geführt wurde.

„Finde ich Euch, Signor! Ihr habt Andrea Gritti gesprochen?"

„Das habe ich, er kennt meinen Entschluß."

„Und Ihr schlagt die Hand des schönsten und reichsten Mädchens in Brescia aus?"

„Ihr denkt sehr gemein vom deutschen Krieger, daß er mit Geld und Weibern zu kirren sei!"

„Habt Ihr die reizende Fiorina gesehen?"

„Kann Euch gleich sein! Ich bin kein Ueberläufer!"

„Ah, Ihr fürchtet Euch — vor etwaiger Gefangenschaft — vor der Strenge des Kaisers —"

„Ich fürchte mich — ja! meine Ehre zu verletzen!"

„Aber Ihr seid frei, könnt Euren starken Arm weihen, welcher Partei Ihr wollt — und der

Kaiser schließt Frieden mit uns, das ist schon so gut wie gewiß! Bedenkt, Ehre ist bei uns, die man unterdrücken wollte; Ihr streitet für eine gerechte Sache — die Republik bietet Euch den Oberbefehl über ihr dalmatisches Fußvolk, das unter Euch Wunder verrichten wird; ein edler Bürger, der bei uns in freiwilliger Verbannung eine Freistatt gefunden hat, will mit Freuden sein Kind, die Rose von Brescia, um welche Fürsten, wie der junge Gaston, den sie la foudre d' Italie, den Blitz von Italien, nennen, Lanzen gebrochen haben, er will sein Kind Euch zur Gemahlin geben, dem sie schon, von Euch vielleicht nicht gekannt, in zarter Liebe ihr Herz geschenkt —"

„Das ist eine Lüge!" unterbrach ihn des Sachsen Stimme im rauhsten Ton. „Sagt dem, der Euch auf meine Fersen hetzt wie einen überlästigen Kläffer, daß Fabian Schlabrendorff nicht zu kaufen ist — und geht mir aus dem Wege!" Darauf verstummte das Gespräch und Bernhard konnte starke Tritte hören, die sich entfernten, und denen ein wenig später andere, gemäßigtere folgten.

Von dem, was er gehört hatte, mächtig aufgeregt, stieg er nun wieder zu Pferde und ritt auf die freie Straße hinaus, ohne viel auf das zu achten, was fern und nah seinen Blicken sich dargeboten

hätte, denn er war zu sehr mit der letzten Begegnung beschäftigt. Schlabrendorff's Bild, das er sich in seiner Phantasie ganz anders vorgestellt hatte, weil er es in Verbindung gebracht mit dem seiner Schwester wenigstens einem passenden Alter nach, erschien ihm nun als das Ideal einer männlichen Kriegerschönheit — die Art, wie er die Botschaft aufgenommen, wie er sich dann geäußert hatte, war geeignet gewesen, Bernhard's Haß und seine schlimmsten Gedanken zu entkräften; diese Weiche in dem starken Manne, das tiefe, schmerzliche Gefühl, das in seinem Tone lag, der innige Klang, mit welchem er den Namen aussprach, der in seinem Munde den Sohn Wanda's erbeben machte, ließen hier ein Geheimniß ahnen, das traurig wohl, aber doch nicht so frevelhaft, wie es Bernhard schon namenlos unglücklich gemacht hatte, sein konnte. — Diese neue Beziehung aber und Fiorina!—

In solchem Sinnen und Grübeln war es ein greller Mißton, als er sich plötzlich in geringer Entfernung angeschrieen hörte; sein Pferd sprang fast zugleich von der Seite, so daß er einen Augenblick den festen Sitz verlor. Bewaffnete, die im Verstecke gelegen, waren hervorgesprungen, wollten über ihn herfallen, aber er wandte, schnell besonnen, sein Roß

und gab ihm die Sporen, um den Wegelagerern, deren sich einige auch auf ihre Pferde warfen, zu entkommen. Tobend schrieen sie hinter ihm her, ein Paar Schüsse fielen, eine Kugel pfiff dicht an seinem Kopfe vorüber. Und zu seinem Schrecken bemerkte er, daß der Hengst, wie schon mehrmals auf seinem Ritte gestern und heute, wieder lahm ging, schlimmer, als es bis jetzt der Fall gewesen war. Als das die Verfolger sahen, schlugen sie ein wildes Hohngelächter auf — nun konnte ihnen der Fang nicht mehr entgehen. Demungeachtet hielt sie die Trefflichkeit des türkischen Rosses noch einige Zeit in einer Entfernung, welche nur sehr allmälig abnahm. Da kam noch ein zweiter Schwarm der wilden Gesellen hinzu, und kaum hatte ihr Führer den schwarzen Hengst des Fliehenden erblickt, als er ihn auch erkannte. Er rief den Seinigen ein lachendes Wort zu und that einen ganz eigenthümlichen, gellenden Pfiff. Hoch auf sprang der Hengst bei diesem wohlbekannten Zeichen, warf sich plötzlich herum, daß sein Reiter ganz aus dem Sattel kam und trug ihn, der vergebens mit Zügel und Sporen dagegen kämpfte, willenlos in den Schwarm der Feinde, die ihn jetzt, wenn auch erst nach tapferer Gegenwehr und aus zwei Wunden blutend, gefangen nahmen. Wem er

hier in die Hände gefallen war, darüber konnte kein Zweifel sein. Diese Reiter in ihren weiten, orientalischen Gewändern, welche dabei den Stahlhelm des Abendlandes in niedriger Form, ohne Kamme trugen, mit funkelnden, reich ausgelegten Säbeln und Streitkolben bewaffnet, den starken Spieß zugleich als Springstock vom Pferde benutzend — das waren endlich die Stradioten, vor welchen Bernhard oft genug gewarnt worden war. Gleichwohl, als er sich erst ergeben hatte, verfuhren sie glimpflich mit ihm: Pferd und Waffen freilich nahmen sie ihm ab, aber was er sonst besaß, ließen sie ihm, verspotteten ihn auch nicht, sondern behandelten ihn mit einer gewissen Achtung, die er sich durch seine mannhafte Gegenwehr gegen ihre Menge gewonnen hatte, und verbanden ihm auch die beiden Stirnwunden, nachdem sie dieselben gereinigt und mit einem Balsam bestrichen hatten, den sie nach Kriegersitte für den eigenen Nothfall bei sich trugen. Nun trat auch der Häuptling, wie es schien, der sich bis jetzt mit dem Rosse des Gefangenen beschäftigt hatte, hinzu und sprach in geläufigem Italienisch: „Laßt Euch nicht niederschlagen. Gebt uns Lösegeld, oder eine gute Anweisung, die uns ausgezahlt wird, dann seid Ihr frei — aber sagt mir, von wem habt

Ihr dieß Pferd, das ich kenne und das mir einst gehört hat?"

Das war also der Stradiot, über dessen Betrug sich der gute Herr von Haugwitz so bitter beklagt hatte. Bernhard gab ihm kurzen Bescheid, daß er das Pferd gekauft habe, und fragte ihn, mit welchem Rechte er einen Reisenden, der auf dem Gebiete der Republik Venedig ruhig seines Weges ziehe, niederwerfen lasse und nur gegen Lösegeld freigeben wolle? — Er hätte freilich dieselbe Frage auch daheim im lieben deutschen Vaterlande thun können, wo es ebenso herging und jeder friedliche Kaufmann, der von der Messe heimkehrte, gleicher Gefahr ausgesetzt war. Dort wäre er für die Frage ausgelacht worden und hier nahm sich der Stradiot auch diese Freiheit. Dann aber wurde er ernsthaft und sagte mit einem wilden Blicke:

„Vergeßt nicht, daß Euer Leben in meiner Gewalt ist. Was könnt Ihr zahlen?"

„Ich habe nichts, bin schon früher beraubt worden," erwiederte Bernhard, ohne ein Zeichen der Furcht.

„Aber Ihr könnt eine Anweisung bei Freunden ausstellen —"

„Ich habe keine Freunde in Italien."

Der Stradiot sah ihn höhnisch an. „Ohne Freunde, ohne Geld, auf einem Pferde, das Ihr nicht reiten könnt! Hätte ich meine Kunststücke, die nur dieß Pferd versteht, mit verkauft, so würde Euch, wenn Ihr sie gewußt hättet, kein Sturmwind eingeholt haben. Was thue ich nun mit Euch?"

„Was Euch beliebt. Ich bin in Eurer Gewalt."

„Du hast ein tapferes Herz!" sagte der Illyrier, und sein Blick erhellte sich. „Wohlan, ich will Dich freigeben, auch ohne Lösegeld. Mein Roß und Dein Schwert behalte ich aber. Sieh, wie Du fortkommst. Einen Rath nimm von mir auf den Weg. Laß Dich nicht treiben und jagen, sondern jage und treibe Du selbst. Das Dulden geziemt der Frau, die That dem Manne."

Ende des ersten Bandes.

Druck von Kath. Gerzabek.

ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane der beliebtesten Schriftsteller.

Herausgegeben von

J. L. Kober.

Zwölfter Jahrgang.

Siebenter Band.

Heimath und Ferne.

II.

1857.

Prag & Leipzig,

Verlag von J. L. Kober.

Heimath und Ferne.

Historischer Roman

in zwei Bänden.

Von

Bernd von Guseck.

Zweiter Band.

1857.
Prag & Leipzig,
Verlag von J. L. Kober.

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Rückflut.

Das Jahr 1512 war mit einer winterlichen Strenge eingetreten, wie sie Italien selten kennt: Schneestürme brausten daher und überschütteten die Fluren, wenn auch nur für kurze Zeit, mit einer weißen, ungewohnten Decke; die Weinreben waren dem Erfrieren nahe, alle Wege grundlos verdorben, daher verödet, und selbst in den Wohnungen der Menschen, die nicht auf Winterkälte, wie unsere nordischen eingerichtet sind, fand sich kein rechtes Behagen in dieser grausamen Jahreszeit.

Es war an einem Januarmorgen, noch sehr früh, als eine Galeere mit starker Bemannung in den Hafen von Venedig einlief. Bald, nachdem sie

Anker geworfen hatte, wurde die Ausschiffung rüstig betrieben; die Boote, von starken Ruderern geführt, setzten zuerst die vornehmern Herren mit ihrem Gefolge, welche auf der Galeere gekommen waren, an den Treppen der Piazetta ab, wo schon ihre eigenen, schwarzverhüllten Gondeln sie erwarteten, um sie nach ihren Palästen am Canal grande zu fahren. Damals prangten diese noch in aller Herrlichkeit von außen und innen und das üppigste Leben pulsirte in ihnen, das nun längst erstorben ist. Mit jenen Nobili war auch ein Fremder gekommen, der nicht ihren schwarzen, seidenen Mantel trug, von ihnen aber mit Achtung und Aufmerksamkeit behandelt wurde, so jung er auch noch war. Sie hatten ihm, ehe der Letzte sich von ihm trennte, noch freundlich Bescheid gegeben, wohin er sich wenden solle — das war aber nicht nöthig, denn er kannte Venedig bereits und hatte nur einen kurzen Weg zurückzulegen, um sein Ziel zu erreichen.

Auf der Piazetta, welche sonst zu so früher Tageszeit fast menschenleer ist, herrschte jetzt durch die Ausschiffung, die nun auch Krieger aus den griechischen Besitzungen der Republik die Steinplatten des Platzes füllen ließ, ein sehr bewegtes Leben. Der Fremde stand noch eine Weile neben den beiden

schlanken Säulen, deren eine den geflügelten Löwen Venedigs trägt, die andere das Standbild des heiligen Theodor, und sah gedankenvoll hinaus, über die nächste lärmende Umgebung hinweg, auf die Flut und die vorliegenden Inseln, sein Blick weilte aber nicht auf der Pracht ihrer Kirchen, sondern irrte darüber hin zum fernen Lido, wo die Riesenmauern Trotz bieten den Wellenrossen — wie der Venetianer die hochgehenden Wogen nennt — und weiter über das blaue adriatische Meer, das von hier nur mit dem geistigen Auge zu schauen war. Von dort kam der Fremde, weit vom Süden herauf, an Erfahrungen reicher, an Idealen bettelarm.

Er wandte sich nun ab und wollte eben zwischen beiden Säulen hindurchschreiten, als er sich von einer kräftigen Hand gefaßt und zurückgehalten fühlte. Unwillig sah er sich um: zwei alte Männer standen vor ihm.

„Hier ist kein Weg, als für Verbrecher zur Hinrichtung," sagte der eine höflich — „Ihr seid ein Fremder und wißt das nicht — verzeiht, wenn wir Euch ein übles Omen ersparen."

„Signor Bernardo!" rief plötzlich der zweite, den Fremden erkennend. „Seid Ihr's? Wie habt Ihr

Euch verändert in der Sonne der Levante! Ich grüße Euch."

„Wahrhaftig, Signor Bernardo!" sagte jetzt auch der erste, der, als Einheimischer, ihn von dem verhängnißvollen Durchschreiten des Raumes zwischen den beiden Säulen, der seit alter Zeit verfehmt ist, abgehalten hatte. „Willkommen in Venedig, Herr Ritter, darf man doch wohl sagen?"

„Das bin ich nicht, hoffe es aber zu werden, wenn auch nicht ein Ritter des heiligen Johannes von Jerusalem," antwortete der Fremde. „Damit ist es vorbei, Meister Andrea."

„Hab' ich's Euch nicht gesagt?" rief der Venetianer lebhaft. „Und hat es Euch mein Bruder Filippo nicht gesagt? Aber kommt, Signor Bernardo, Ihr seid mein Gast — Ihr wolltet doch wieder zu mir kommen."

„Euch meine Schuld abtragen —"

„O redet mir davon nicht! Schuld, Schuld! Bin ich ein Jude?"

„Es freut mich, daß Ihr kein Jude seid," erwiederte der Fremde lachend, „denn ich wollte Euch sagen, aber Ihr ließt mich nicht aussprechen. Euch meine Schuld abtragen, kann ich zwar noch immer nicht, doch wollt' ich Euch wenigstens begrüßen und

Euch ehrlich das eingestehen, damit Ihr mir weitere Frist gebt."

„Sollt sie haben, solange Ihr wollt, da Ihr in Eurem Stolze als deutscher Edelmann verschmäht, die Paar Zecchinen von einem venetianischen Goldschmied anzunehmen. Kommt denn."

Sie gingen am Dogenpalaste vorüber, dessen Wunderbau in seiner rothen Marmorpracht die Blicke des Fremden von neuem auf sich zog, zum Campanile, dem freistehenden merkwürdigen Glockenthurm, von welchem er bei erster Anwesenheit im vorigen Spätsommer das entzückende Abendbild zu seinen Füßen betrachtet hatte, und von dort, wo der Markusplatz sich eröffnet, rechts biegend standen sie vor dem damals schon uralten Dome, vor dessen Portal die drei rothen Masten zu jener Zeit noch mit vollem Recht die Standarten jener schönen Besitzungen der Republik trugen, auf denen nur zu bald darauf der Halbmond das Kreuz verdrängen sollte: Cypern, Candia, Morea. Wie immer standen die Pforten des Heiligthums, über denen das eherne Viergespann, jenes Meisterwerk aus Korinth, prangt, den Gläubigen zum Gebet offen, und es zog den Fremden hinein, da er den Fuß heute zuerst auf europäischen Boden gesetzt, sich den Segen des Herrn für seine

neue Laufbahn, nachdem die erste verfehlt war, zu erflehen.

„Hier könnt Ihr treten!“ sagte der Venetianer stolz, auf das dunkle Porphyrtäfelchen zeigend, das in den Marmorboden gefügt ist, wo einst der große Hohenstaufe vor dem Papste gekniet, sich unter Venedigs Vermittelung die Lossprechung vom Banne zu erwirken. Der Deutsche, von andern Gedanken beschäftigt, achtete nicht auf ihn, sondern schritt über die Mosaik des Fußbodens, die nun Wellen geworfen vor Alter, ohne doch Stift von Stift zu lassen, zum Altar, um zu beten. Still folgten ihm die beiden alten Brüder, Andrea, der Goldschmied und Filippo Diodati aus Brescia, und knieten neben ihn, ihre Andacht zu verrichten. Da konnte es nicht fehlen, daß die Erinnerung in dem jungen Fremden wach wurde, wie er bei seiner ersten Anwesenheit in Italien zu Padua in der Kirche der heiligen Justina Weihwasser von der Tochter des alten Mannes empfangen hatte, der zu seiner Verwunderung noch immer im Exile verweilte; wie dieser jetzt neben ihm, hatte damals Fiorina an seiner Seite gekniet — aus dem unklaren Dämmerscheine der Vergangenheit trat plötzlich ihr wunderschönes Bild in blendendes Licht und er erschrack fast, wie er damals vor ihrer Schön-

heit erschrocken war. Kann es Wunder nehmen, daß er bei seinen zerstreuten Gedanken den Segen des Gebetes nicht fand? Unbefriedigt erhob er sich, und als er mit den beiden Greisen den Weg nach dem Uhrgebäude nahm, auf dessen Dache die ehernen Riesen, die das Volk i mori nennt, auf freistehender Glocke die Stunden des Tages anschlagen, wo der Durchgang zu der Merceria ist, war seine erste Frage, wie es denn komme, daß Herr Filippo noch immer in Venedig und nicht daheim bei den Seinigen sei?

Das ernste Gesicht des Brescianers wurde noch strenger, als es gewöhnlich war. „Die Stunde meiner Heimkehr hat noch nicht geschlagen," erwiederte er. „Vielleicht, daß Ihr sie mir dießmal besser bringt, als da Ihr zuerst kamet."

„Dießmal, ich? Wie so?" fragte Bernhard von Linden.

„Weil Ihr dießmal Krieger mitbringt und im vorigen Sommer nur Papiere, die kein Vertrauen zur That erweckten," versetzte Diodati. „Mein Vetter Marani hatte es gut im Sinn, aber seine Nachricht, die er von Euch erhalten, daß eine bedeutende Verstärkung aus Deutschland komme, war eher geeignet, die Signoria dieser Stadt einzuschüchtern und von

dem allzugewagten Unternehmen nur doppelt so stark als der Gegner abzuhalten."

„Filippo!" rief der Bruder mit halber Stimme, indem er sich, erschrocken über die gefährliche Spottrede, überall umsah. „Vergißt Du, wo Du bist?"

„Sei ruhig, Andrea, wir sind allein auf hundert Schritt," erwiederte Filippo mit einem bittern Lächeln. „Die Löwenrachen am Dogenpalast, die Hüter Eures Staatswohls, werden keinen Zettel mit meinem Namen von unbekannter Hand erhalten, und was jenseit der Seufzerbrücke liegt, bleibt für mich ein unbekanntes Land. Ich hoffe nun aber in Wahrheit auf baldige Erlösung."

Sie waren unterdessen zu dem Hause des Goldschmieds gelangt und die Frau und Kinder des Alten nahmen den Gast, den er mitbrachte, mit derselben Freundlichkeit auf, wie das erstemal, da er in seiner Noth hier eingesprochen und auf die Empfehlung sowohl, als die Nachricht, deren Ueberbringer er war, Aushilfe gefunden hatte. Im sichern Zimmer, das durch Kohlen nothdürftig erwärmt war, saßen die drei Männer dann bald bei einem Becher feurigen Cyperweins zusammen, und der Hauswirth, der ganz das lebhafte venetianische Naturell angenommen hatte, setzte seinem jungen Gaste weidlich

mit Trinken zu, während sein Bruder jedes Glas, das ihm eingeschenkt werden sollte, halb mit Wasser füllte. Bernhard sollte zuerst berichten, wie es ihm ergangen sei, warum er zurückkehre und sein Vorsatz, in den Orden der Rhodise, wie er nach seinem Sitze vorherrschend genannt wurde, aufgegeben habe. Er hatte aber schon Eins gelernt, die alte Offenheit nicht überall walten zu lassen. Wozu hätte es geführt, all' die bittern Erfahrungen, die er gemacht, die Enttäuschung über die Heiligkeit und Reinheit der Gesellschaft, der er sich hatte weihen wollen, die Zurücksetzung, die er erduldet hatte, die schnöde Behandlung, die ihm zuletzt widerfahren war, fremden Menschen zu erzählen? Er begnügte sich daher, nur im allgemeinen zu erklären, daß er auf Rhodus nicht gefunden, was ihn dorthin gezogen habe, daß er keine Aussicht gehabt, in den Orden als Ritter anders als vielleicht nach langem, wenig Gelegenheit zu Thaten der Ehre versprechendem Dienst aufgenommen zu werden und daß ihm seine Mittel, obgleich er durch die hilfreichen Brüder Diodati wohl ausgestattet worden, doch kein längeres Bleiben erlaubt, wenn er nicht habe ganz in — Sklaverei fallen wollen.

„Sklaverei, seht Ihr wohl!“ rief Andrea. „Da

habt Ihr das Wort. Eine bloße Sklaverei — Ihr verkauft Leib und Seele, und wär's dem Dienste des Herrn und Heilandes noch, wie in alter Zeit, wohlgethan! wollt' ich dazu sagen, und Amen! Aber wem verkauft Ihr Euch jetzt, wem? Wärt Ihr ein Franzose, gut, so stände Euch wenigstens mit dem weißen Kreuze eine reiche und weite Aussicht offen, aber Ihr, ein Deutscher? Wißt Ihr nicht die alte Sage, daß wenn einmal ein Deutscher Großmeister wird, der Orden untergehen soll? *) Du schüttelst mißbilligend den Kopf, Filippo — mir hat es ein Vetter des jetzigen Großmeisters Aymar von Amboise, heißt er nicht so, Signor? selbst gesagt, als er sich hier einen Schmuck für seine Mye, wie die Franzosen ihre Liebchen nennen, bestellte. Nun habt Ihr auch darin Erfahrungen gemacht, Signor Bernardo? Wie steht es mit diesem Ordensgelübde? O lieber Herr, Ihr habt wohlgethan, Euer freier Herr zu bleiben, Ehre gewinnen könnt Ihr aller Orten, und wo es Euch dann gefällt, da baut Ihr Euch das eigene Haus, nehmt Euch ein schönes

---

*) Diese wirklich verbreitete Sage ist in Erfüllung gegangen. Der letzte Großmeister war ein Deutscher: von Hompesch. Bonaparte entriß ihm Malta.

Weib, nicht als Liebchen blos, dessen Kuß Euch Sünde ist, sondern zur treuen Gattin. Trinkt aus, sag' ich, seid Ihr ein Deutscher und fürchtet Euch vor einem Becher Wein?"

Bernhard that Bescheid und fragte erregter, als er bis jetzt gewesen war, Filippo Diodati, ob er Nachrichten aus Brescia habe, und ob seine Frau von ihrer Krankheit damals bald genesen sei.

„Sie ist wieder gesund," antwortete Filippo kurz.

„Dank der Pflege Eurer Tochter, nicht wahr?" fragte Bernhard, immer freier werdend von der Schüchternheit, die ihn bisher abgehalten hatte, Fragen zu thun, welche ihm sehr am Herzen lagen.

„Meine Tochter hat ihre Pflicht gethan," erwiederte Diodati.

Gern hätte Bernhard weiter geforscht, aber so geläufig er nun italienisch sprach, fand er keinen rechten Grund zu gerader Frage: „Ihr hofft also, daß nun die Stunde Eurer Heimkehr bald schlagen wird?" lenkte er in andere Richtung ein. „Die Franzosen haben Brescia noch immer besetzt?"

„Ja, lieber Herr," antwortete statt des Bruders der Goldschmied. „Doch hat sich nun die Lage der Dinge gebessert, und ich denke, da Eure Galeere noch eine erwünschte Verstärkung an Epiroten, die

sonst unsere Flotte bemannten, gebracht hat, wird der Gritti endlich den Streich ausführen."

„Eure Vaterstadt, Eure Verwandten haben wohl unter der Zeit viel gelitten?"

„Das könnt Ihr Euch denken, wenn Ihr den französischen Uebermuth kennt, der wohl der französischen Kriegsfuria, welche dieß Volk im Streite unwiderstehlich macht, gleichkommen wird. Verwandte, die mir noch am Herzen liegen, habe ich in Brescia keine mehr, als meines Bruders Familie und die ist geborgen."

„Nicht mehr in Brescia?" fragte Bernhard lebhaft.

„Doch, Herr. Aber das Haus meines Bruders hat eine Sauvegarde erhalten. — Ihr wißt doch, was das ist? Für unverletzlich ist es erklärt worden und kein noch so gewaltthätiger Franzose würde es wagen, die Sauvegarde, welche der königliche Prinz verliehen hat, zu verletzen."

Bernhard dachte an alles, was ihm der alte Marani im Garten zu Monselice erzählt hatte, und wünschte glühend, mehr zu erfahren, besonders, wie dieser Schutz erlangt worden sei, ob Gaston de Foix Fiorina wieder gesehen habe und was überhaupt ihre Zukunft sein werde, da er bei seinem ersten Hiersein aus

manchen unvorsichtigen Aeußerungen des gesprächigen Goldschmieds entnommen hatte, daß allerdings über Fiorina etwas beschlossen gewesen, welches nur auf Hindernisse gestoßen sei, sonst aber allen Parteien großen Vortheil gebracht hätte. Damals hatte er den Muth nicht gehabt, zu erzählen, was er unabsichtlich vor Padua belauscht, das Gespräch zwischen Fabian von Schlabrendorff und dem andern, der ihm ein Unterhändler geschienen — jetzt würde er vielleicht jenen Muth gefunden haben, wenn er nicht durch den immer strengern Blick Filippo's in seine Schranken gebannt worden wäre. Er bat daher den Goldschmied nur, ihm über die jetzige Lage der Verhältnisse in Italien, die ihm noch durchaus unbekannt sei, einen klaren Aufschluß zu geben, damit er seinen Entschluß fassen könne.

„O da werdet Ihr nicht lange zweifelhaft sein," rief Meister Andrea. „Auf der einen Seite der König von Frankreich und einige abtrünnige Fürsten Italiens, auf der andern Seite die heilige Liga, welche das Oberhaupt der Christenheit mit unserer Republik Venedig und Spanien geschlossen hat, der auch der Kaiser und der König von England beitritt —"

„Der Kaiser?" entgegnete Bernhard überrascht.

„Ganz gewiß!" bestätigte der Goldschmied. „Wenn

es noch nicht geschehen ist, so steht es binnen kurzem bevor. Schon, daß er sein Kriegsvolk ganz unthätig in Verona liegen läßt, wo jede Minute kostbar wäre, kann es Euch beweisen. Wie sollte auch der Kaiser Max, der ein frommer Sohn der Kirche ist, gegen den heiligen Vater sich erklären! — Hört nun. Ihr kennt den Papst nicht von Person, aber Ihr habt gehört von seinem Ernst und seiner Strenge, von seiner makellosen Reinheit inmitten einer verderbten Zeit. Was sagt Ihr dazu, daß sein Feind ein Konzil zu Pisa ausgeschrieben, um ihn absetzen zu lassen? Französische Bischöfe fanden sich wohl ein und die Versammlung nannte sich das Salz der Erde und das Licht der Welt, aber zum Glück hielten sich die erleuchteten Kirchenobern Italiens und Deutschlands fern, und als Jene sich in Pisa nicht sicher glaubten, daß sie vom zürnenden Volke dem Papst überliefert würden, und darum nach Mailand zogen, kam es dort gar zum Aufstand, den der Gaston nur mit Blut dämpfen konnte. Seht, das ist die Stimme des Volkes gegen Frankreich."

„So hat sie hier auch vor Zeiten gegen ihren rechtmäßigen weltlichen Oberlehnsherrn, den Kaiser, gesprochen," warf Bernhard ein.

„Sagt das nicht," versetzte Andrea. „Wenn

die Kaiser immer verstanden hätten, die Städte für sich zu gewinnen, das Landvolk war immer gut kaiserlich gesinnt und ist es noch. Werft heute das kaiserliche Banner in der Lombardei auf, so sollt Ihr sehen, selbst auf venetianischem Gebiete, in der Umgegend von Bergamo und Brescia läuft alles dem Adler zu und verläßt den Löwen. Die Stadt Brescia freilich war immer guelfisch und würde sich schwer von Venedig lossagen. — Hört weiter. Auf das verbrecherische Dekret der Schismatiker zu Mailand wurde denn die heilige Liga feierlich verkündet, erst zu Rom, dann hier zu Venedig. O da hättet Ihr die meergeborne Stadt in allem Glanze ihrer Macht und ihres Reichthums sehen sollen! In San Marco wurde ein feierliches Hochamt gehalten, dem wohnte der Doge Lionardo Loredano mit den Zehnern, dem Rathe und der gesammten Signoria bei; das Läuten der Glocken, der Donner der Kanonen verkündeten das große Ereigniß. — Von allen Dächern und Fenstern wehten Banner und Teppiche, alle Plätze, vorzüglich San Marco waren festlich verziert, durchwogt vom ganzen Volke — Nobili und Popolari gemischt — alle im reichsten Schmuck, den sie nur besaßen, der ärmste Gondolier hatte sein Fahrzeug wenigstens mit einem grünen Laub geschmückt, das er

sich in die Stadt, wo kein Grün und keine Blume wächst, von den Inseln oder vom Lido geholt. Bald kam auch zur Freude die That. Zuerst sagten die Schweizer durch einen Herold den Franzosen ab und zogen an sechszehn Tausend Mann stark von den Bergen in die Lombardei — hätten sie nur den Muth gehabt, Mailand anzugreifen. Aber sie gehen ja immer nach Geld blos. Für einen Monatssold, den ihnen die Franzosen zahlen sollten, versprachen sie — denkt Euch! — wieder abzuziehen, und zogen auch ohne dem, als sie keinen Vortheil sahen, wieder ab. Das Heer der Liga war unterdessen zusammengekommen. König Ferdinand hatte seine Spanier geschickt, die von Neapel unter dem Vizekönig Don Raymon de Cardona heraufzogen. Da fielen sie zuerst auf den Alphons von Este, Herzog von Ferrara. Der aber, müßt Ihr wissen, ist der beste Kriegsmann Italiens, hat eine Artilleria, wie sie die Welt noch nicht gesehen, gießt selbst Bombarden und schießt mit seinen Feldstücken, wie kein Geschützmeister — um so schmachvoller für ihn, daß er sich zu den Feinden seines Oberlehnsherrn, des heiligen Vaters, geschlagen hat. Er war gut an den Anfall gerüstet, wozu er alle Edelsteine und Perlen, welche ihm Lucrezia Borgia zugebracht, versetzt hat. Kennt Ihr die Dame? Nicht? Wohl

Euch! Ferrara hatte der Herzog stark befestigt, aber seine Stadt Bastia am Po wurde am letzten Tage des alten Jahres von den Spaniern gestürmt. Dann stieß die Macht des Papstes zu ihnen, welche der Kardinal von Medici führt, unter ihm Marc Antonio Colonna, der schönste Römer, und jetzt haben sich unsere Verbündeten vor Bologna gelagert, um diese Stadt, welche dem heiligen Vater schändlich verloren gegangen, wieder zu erobern. Unsere eigene venetianische Streitkraft aber, unter dem Gritti, steht im Begriff —"

„Willst Du wirklich alles treuherzig berichten, Andrea?" unterbrach Filippo Diodati seinen Bruder. „Unser Gast hat, wie er selbst sagt, seinen Entschluß noch nicht gefaßt. Wenn er es nun vorzieht, seinen Arm, wie so manche seiner deutschen Brüder, dem Könige von Frankreich zu leihen, wird es uns nicht eben von Vortheil sein, daß Du ihm alle Anschläge erzählst."

Vor einem halben Jahre würde Bernhard auf diese Rede, die ihn verdächtigte, als könne er geschenktes Vertrauen mißbrauchen, vielleicht heftig geantwortet und dabei vergessen haben, was er den beiden Brüdern verdankte: jetzt hatte er sich schon mäßigen gelernt, auch Einsicht in fremde Anschauungen

gewonnen, die mit den seinigen wesentlich kontrastirten. Er erwiederte daher, daß er allerdings, wenn er Kriegsdienste nehme, da stehen würde, wo Deutsche ständen, daß aber der Kaiser ja, wie Meister Andrea behauptet, in kürzester Frist sich der heiligen Liga anschließen werde und er dann nicht länger zweifelhaft über seinen Entschluß sein könne. Sonach habe es gar keine Gefahr, ihm die Pläne des Feldherrn, von denen Meister Andrea in der Merceria zu Venedig so genau unterrichtet scheine, zu vertrauen.

„Da hab' ich meinen Stich weg und quittire darüber," sagte der Goldschmied lachend. „Glaubt mir oder nicht, so bin ich doch vielleicht besser über manche Dinge unterrichtet, als säß' ich im großen Rathe, obgleich ich meine Werkstatt in der Merceria nur selten verlasse. Der Kaiser tritt zu uns, verlaßt Euch darauf, wenn es auch noch eine kleine Weile dauern sollte."

„Bis der Kaiser sich erklärt hat, werde ich denn warten," sprach Bernhard. „Ist es mir nicht vergönnt gewesen, gegen den Erbfeind der Christenheit in der Weise zu kämpfen, wie ich es mir gedacht und für würdig befunden, so will ich denn wenig-

stens für die Ehre deutscher Nation streiten, der ich angehöre, wenn auch nicht dem deutschen Reiche."

„Seltsames Volk!" äußerte Filippo, den Kopf schüttelnd. „Doch mag es gut sein für Eure Nachbarn, daß Ihr so und nicht anders seid. Ständen alle Deutsche einmüthig zu ihrem Kaiser, so würde er bald Herr des Schicksals aller Länder sein! — Wie nun aber, wenn Euer Kaiser dem Könige von Frankreich absagt, was werden die Hauptleute thun, welche diesem dienen?"

„Was Ehre und Pflicht von ihnen fordert, ganz gewiß!" versetzte Bernhard mit Zuversicht, ohne sich durch das ungläubige Lächeln Andrea's irren zu lassen. „Ich weiß, Euer Feldherr hat bereits im vorigen Jahre versucht —" hier fiel ihm plötzlich mit heißem Schreck ein, daß, was er sagen wollte, auf die Anerbietungen bezogen werden könnte, welche der Unterhändler bei Padua dem starken Sachsen gemacht, die Worte von der Rose von Brescia fielen ihm wieder ein und trieben sein Blut in die Wangen — „ich meine," setzte er schnell und verwirrt hinzu, „im vorigen Jahre schon sind Deutsche im Dienste Venedigs gegen den Kaiser gewesen — mir erzählte, wenn ich nicht irre, Herr Marani, Euer Vetter, davon."

Der Kaufherr aus Brescia sah finster und stolz auf. „Was Euch mein Vetter Marco erzählt hat, weiß ich nicht; das aber nehmt mit meinem Worte für gewiß an, daß ich denjenigen verachte, der seinen Entschluß erkaufen läßt, daß ich, wenn es in meinen Willen gegeben wäre, nie die Hand dazu bieten würde, einen solchen Handel zu betreiben, nie, niemals und stände mein eigenes Leben auf dem Spiele!“

Zweites Kapitel.

Todt für die Welt.

Der Ueberfall von Brescia war geglückt. Der venetianische Feldherr hatte dazu im stillen die besten Vorbereitungen getroffen, wobei ihm der Widerwille, mit welchem die Bürger die ihnen aufgezwungene französische Herrschaft trugen, gut zu Statten gekommen war. Dem Landvolk aber, das immer noch trotz der langen Entfremdung gut kaiserlich gesinnt war, hatte man die Nachricht glaublich gemacht, daß der Kaiser von dem Bündnisse mit Frankreich zurückgetreten sei, und darauf hin waren die Bauern rings

umher bereit, die Waffen gegen die verhaßten Franzosen zu ergreifen. So hatte sich denn Andrea Gritti mit drei Tausend Schwergeharnischten, dreizehn Hundert albanesischen Reitern und drei Tausend Mann Fußvolk aufgemacht und war bei nächtlicher Weile, im guten Einverständniß mit den Bürgern, an die Stadt gelangt. Die Thore waren freilich von französischen Wachen besetzt, aber sonst schlief die Mannschaft, sich nichts übles versehend. Da hatten die Bürger an Stricken und Spießen soviel venetianische Krieger, als sich thun ließ, über die Mauern gezogen, während der Feldherr die Reiterei in das seichte Bett des Garza, welcher durch die Stadt fließt, rücken lassen und auf diesem unversperrten Wege hineingeführt. Nun plötzlicher Allarm, Schüsse von allen Seiten, Sturm auf die Thore! Die Besatzung, aufgeschreckt, hatte sich nicht recht sammeln können und war meist erlegen, nur ein Theil, unter Henry Gonnet, hatte sich tapfer kämpfend in das Schloß geworfen, wo er sich noch hielt.

So war es denn Venedig gelungen, die wichtige Stadt dem Feinde wieder zu entreißen, und für den alten Diodati hatte die Stunde der Vereinigung mit Weib und Kind, nach welcher sein Herz sich im freiwilligen Exile lange gesehnt, endlich geschlagen.

Die Waffen hatte er dabei nicht geführt, das war seinem Sinne fremd; auch der junge Freund, der ihn begleitete, hatte sich dem Kampfe, welcher für ihn keine Theilnahme bedingte, fern gehalten. Bernhard war es, der sich entschlossen hatte, die Einladung Diodati's anzunehmen. Erröthend über sich selbst war er zu diesem Entschlusse gekommen. „Dem Manne gehört die That!“ Dieser Spruch, den ihm einst der Stradiotenhäuptling, der ihn beraubte, mit auf den Weg gegeben hatte, war ihm unvergeßlich geblieben und hallte bei jeder neuen Gelegenheit, wo er sich ‚treiben ließ‘ von Menschen oder Ereignissen, in seinem Geiste wieder, wie eine Sturmglocke. Schon oft hatte er ihn zu frischer Thatkraft geweckt, wo ihn die alte träumerische Neigung seiner frühern Jahre, die Folge einsamer Jugend, übermannen wollte; den starken Entschluß, der an sich eine That genannt werden konnte, sich männlich der unwürdigen Verknechtung, in welche er, weil er dem Orden nichts zu bieten und bringen vermocht als sein Herz und seinen Arm, gerathen war, mit einemmale zu entreißen und damit die ganze Richtung seiner Lebensbahn zu verändern, diesen kräftigen Entschluß verdankte er nur dem Spruche des Albanesen. Nach seiner Rückkehr auf das feste Land Italiens, als er

mit Filippo Diodati Venedig verlassen hatte, war die Mahnung abermals in ihm erklungen: „zur That!" Die That des Mannes ist Kampf. Ganz recht — nur nicht immer mit den Waffen, welche das Eisen, die Kugel, geben. Bernhard dachte noch einzig an diese, nur durch sie war der Ruhm und die Ehre zu gewinnen, mit denen er seine Stirn schmücken wollte, aber sich selbst getreu, nicht um schnöden Sold, sondern nur um eine Idee zu dienen, hatte er ‚deutscher Nation Herrlichkeit' im Sinne, und was er von dem leuchtenden Bilde des ritterlichen Kaisers Max vernommen, hatte ihn zu seinem Ideal, dem echten Repräsentanten seines deutschen Volkes, erhoben. Ihm wollte er dienen. Der Kaiser aber war fern. Noch hatte er das Wort nicht ausgesprochen, das ihm, Bernhard zweifelte nicht daran, alle Herzen in dem alten Reichslehen Lombardien gewinnen mußte. So lange wollte Bernhard warten. Aber die gemeinste, edlern Naturen widerwärtigste, allen Aufschwung lähmende Sorge bedrängte ihn: die Sorge um das tägliche Brod. Er hatte nicht mehr, wovon er leben konnte. Der Vorschuß, welchen ihm die Brüder Diodati freigebig gemacht hatten, als er, von dem schurkischen Wirth in Padua um sein Geld betrogen, von den christlichen Stradioten auch des übrigen beraubt,

das ihm die ungläubigen Türken unangetastet gelassen, nach Venedig gekommen war, dieser Vorschuß war nun, wie sparsam er ihn auch, durch die Noth belehrt, zu Rath gehalten hatte, gänzlich zerronnen: er besaß im eigentlichen Sinne des Wortes nichts mehr, und hatte das dem Diodati gestehen müssen, als dieser mit aller Ruhe des Geschäftsmannes, der in diesem Punkte keine überzarte Schonung kennt, danach gefragt hatte. Da war er denn dringend eingeladen worden, bei ihm zu bleiben, bis auch seine Stunde — wie ja Filippo's nun gekommen — schlagen werde, und ihm alle Sorgen für die Nöthigkeiten des Lebens zu überlassen, nicht um Geschenke anzunehmen, denn es werde genau Buch zu einstiger Wiedererstattung gehalten werden, auch nicht, um durch irgend eine Verbindlichkeit seinen Entschluß erkaufen zu lassen, worüber sich ja Filippo deutlich ausgesprochen, sondern eben nur, um den Entschluß, welchen er schon für des Kaisers Dienst gefaßt hatte, nicht übereilt ausführen zu müssen. Konnte er diese aufrichtig gemeinte Einladung ausschlagen? Was hätte er anfangen sollen im fremden Lande? Handgeld nehmen, so schnell als möglich — weiter wäre ihm nichts übrig geblieben, und das wollte er frei thun, erst, wenn er nicht mehr zu streiten haben

werde gegen diejenigen, denen er soviel verdankte. So hatte er denn Filippo's Anerbieten, das ihm diese Freiheit des Handelns gewährte, angenommen, war mit ihm von Venedig zur Terra ferma übergefahren, nachdem er von dem wackern Goldschmied wohl für ewig Abschied genommen hatte, und, dem Heerhaufen folgend, war er nun auch in Brescia, der Stadt, von welcher er schon in der Heimath durch Haugwitz soviel gehört hatte. Gleich, nachdem das Thor erbrochen worden, war Filippo mit ihm durch Seitengassen, während der Kampf in den Hauptstraßen tobte, nach seinem Hause geeilt, wo die Seinigen, bereits unterrichtet von seiner Ankunft auf den geheimen Wegen des obwaltenden Einverständnisses mit den Bewohnern, ihn mit Zittern und Freude empfangen hatten. Welcher Blick aus Fiorina's Augen dabei den unerwarteten Gast, der mit dem Vater kam, getroffen, das fühlte dieser noch im heißen Blute, als er gegen Morgen erst in das Gemach, das er bewohnen sollte, sich zurückgezogen hatte — er fühlte diesen Blick noch, obgleich kein zweiter ihm gefolgt war, der diesen ersten bestätigt hätte. Sein Auge schloß sich nicht; wie hätte auch überhaupt ein Auge in Brescia sich schließen können, wo nach geschehener Befreiung die Freude in jauchzender Aus-

gelassenheit und leider auch in blinder Rache an denen schwelgte, die nach ihrer Parteiung zur andern Seite noch immer, obwohl ohne allen Sinn mehr, die ghibellinische genannt, sich hielten?

Gegen Morgen war es in dem Stadttheil, in welchem Filippo's Haus lag, stiller geworden. Bernhard, welcher vergebens Ruhe gesucht, öffnete weit seine Fenster und ließ den Strom kalter Luft seine brennende Stirn kühlen. Es war noch zu dunkel, um die Gegenstände zu erkennen, aber das Plätschern des Springbrunnens und die Mauern, welche in geringer Entfernung vor ihm und zu beiden Seiten finster aufragten, ließen ihn vermuthen, daß es der Hofraum sei, nach welchem sein Zimmer schaute. Im Seitenflügel schimmerte ein Licht durch Gitterwerk eines verschlossenen Fensters — es konnte Fiorina's sein. „Wie kommt doch alles anders, als man glaubt!“ dachte er, als die Wellen seines Blutes sich wieder in raschern Pulsen bewegten. „Ich hatte Abschied genommen von diesem schönen Bilde, das in mein Leben geleuchtet, Abschied auf immerdar. Und nun — kannst Du Dir ehrlich sagen, Bernhard, daß sie nicht auf Deinen Entschluß, mit hieherzugehen, eingewirkt hat? Und war es allein der Wunsch, zu hören, was aus ihr geworden sei, wie sie selbst mich

dazu aufgefordert, war es dieser Wunsch allein, der Dich oft mit ihr beschäftigte — wolltest Du nicht auch wissen, ob sie wirklich den Mann geliebt, den sie für die Sache ihrer Partei gewinnen sollte, ob sie vielleicht deßhalb die Deutschen hasse, weil er sie verschmäht? Oder bewegte Dich nicht ein anderer Gedanke?"

Er legte die Hand über die Augen und ruhte lange so, in das offene Fenster gelehnt, daß es schien, als sei er endlich müde vom Wachen und Sinnen entschlummert. Draußen fort und fort plätscherte der Springbrunnen und rauschte die dunkle Cypresse, welche ihr spitzes Haupt über das gegenüberliegende Gebäude erhob; immer kälter wehte die winterliche Luft, je mehr es tagte, und von einem Frostschauder überrieselt, blickte Bernhard endlich auf: das Licht drüben war erloschen, aber halb erkennbar im Dämmerscheine des Morgens glaubte er in dem Fenster, das geöffnet schien, eine Gestalt zu bemerken, welche gleich verschwand. War es Fiorina? Allmälig traten alle Gegenstände aus dem Zwielicht hervor. Bernhard schaute wirklich in einen beschränkten Hofraum, der ihn aber, je mehr er hell wurde, durch seine wunderbare Schönheit fesselte. Eine reiche Architektur rings umher! Säulengänge rechts und links

an beiden Seitenflügeln; gegenüber dem Hauptgebäude, in welchem Bernhard's Fenster lag, ein dreifaches Thor mit gothischen Spitzbogen, dessen Arkaden eine offene Durchsicht in einen Garten gestatteten, und alle diese Wunder der Baukunst berankt mit Immergrün und dichtem Epheu — in der Mitte des mit Marmorquadern belegten Fußbodens das Bassin mit zierlich durchbrochenem Rande, aus dessen Spiegel der Wasserstrahl in wechselnder Höhe aufstieg und zu Perlen zerstäubt wieder sank — es war dem Jünglinge, als sei einer der Märchenträume seiner Kindheit ins Leben getreten und es müsse sich gleich eine der Zaubergestalten, die ihn erfüllt, dem wachen Auge zeigen.

Aber alles blieb leer und still, und wie weit auch der Morgen heraufkam, die Sonne dann ihre Strahlen schon in die obern Fenster blicken ließ, kein Zeichen des Lebens regte sich im Hofe und im Hause. Da wurde das Schweigen dem Harrenden unheimlich, die Ungeduld erwachte in ihm und litt ihn nicht länger mehr im einsamen Zimmer. Der alterthümliche Hof in seinem ernsten Grün kam ihm jetzt vor wie eine überwachsene Gruft — er riß sich auf und verließ das Gemach, um das Leben zu suchen. Eine alte Magd, zum Entsetzen häßlich, wie Italienerinnen

wohl werden können, begegnete ihm auf der Treppe; ihr scharfes, schwarzes Auge traf ihn feindlich, sie beantwortete seine Fragen nach dem Hausherrn nicht, sondern wies nur mit dem dürren Arme nach einer Thüre von dunklem, gebeizten Holz, die er von oben sehen konnte. Er folgte dieser Anweisung, und trat mitten in einen Familienrath hinein, denn es waren wohl zehn Personen, Männer und Frauen, um einen großen Tisch versammelt, und alle blickten mit unwilligen Gesichtern nach dem Störer sich um, der unangemeldet und offenbar unberufen sich eindrängte. Aber die italienische Höflichkeit ist unverwüstlich, und nicht allein Filippo, der Hausherr, stand auf, dem Gaste entgegenzugehen, sondern noch mehrere der Versammelten, unter denen er Marco Marani, seinen alten Bekannten, bemerkte, erhoben sich, seinen Gruß erwiedernd.

„Verzeiht, Ihr Herren und Damen," sagte er mit einer ihn wohl kleidenden Verlegenheit, „ich wußte nicht, daß ich hier in eine Gesellschaft treten würde, die ich störe — erlaubt mir, augenblicklich mich wieder zu entfernen."

„Nicht doch!" versetzte Filippo Diodati, nahm ihn bei der Hand und stellte ihn vor. „Seht, liebe Verwandte, das ist ein Freund des guten Signor

Ermanno aus Deutschland, der oft bei uns gewesen ist und mit uns allen gelebt hat, als sei er von lombardischen Eltern geboren. Setzt Euch zu uns, Signor Bernardo, ich hätte Euch rufen lassen, wenn ich nicht geglaubt hätte, daß Ihr nach der unruhigen Nacht noch schliefet. Frau, unser Gast ist, glaub' ich, noch nüchtern — was soll er denken von Deinem Hauswesen, Margherita?"

Frau Margherita entschuldigte sich mit demselben Glauben, daß er noch geschlummert habe, und ließ sich von ihm nicht abhalten, selbst für ihn zu sorgen; ein gemeinsames Frühmahl war hier eingenommen worden und eben, wie es nach den Tellern und Geschirren auf der Tafel schien, beendigt. Hatte man ihn ganz vergessen? Er konnte es nicht dulden, daß er nun hier vor allen allein speisen sollte, er ging der Frau vom Hause nach und bat sie mit deutscher Umständlichkeit, ihm das zu ersparen — wolle sie ihm einen Teller mit Suppe reichen, so möge sie ihm erlauben, draußen zu bleiben, da er überhaupt wohl Familienangelegenheiten, die besprochen würden, störe. Erst hatte sie gelacht über ihn, bei den letzten Worten aber verdüsterte sich ihr Gesicht: er hatte die Wahrheit getroffen. „Euer Wunsch soll geschehen," sagte sie, öffnete ihm

ein kleines Zimmer, vor dessen Thüre sie eben standen, und bat ihn, sich hier niederzulassen, sie werde ihm gleich die Polenta senden. Er blieb nur kurze Zeit allein, dann brachte ihm die alte häßliche Magd die Speise, und setzte sie mit einem Blicke vor ihn hin, als wolle sie ihm dieselbe vergiften. Es überkam ihn ein Gefühl, als könne hier seines Bleibens nicht sein: er hatte sich alles anders gedacht — im Kreise einer Familie, nach den wilden Szenen, die seinen Eintritt bezeichnet, hatte er gehofft, ein friedlich wohlthuendes Leben, auf kurze Zeit wenigstens, zu führen; der Anfang entsprach dieser Hoffnung nicht, aber es war wohl seine Schuld, daß er sich getäuscht fühlte, und wie konnte er nach dem Eindrucke eines Momentes urtheilen? Fiorina hatte er in der Versammlung nicht gesehen — was mochte der Grund sein? Wenig genoß er von der ihm vorgesetzten Speise, den Becher, den ihm die Magd gefüllt hatte, ließ er ganz unberührt; er gab seinen Gedanken Raum, die ihn aus dieser unbehaglichen Häuslichkeit — und hatte er in der Fremde schon eine andere kennen gelernt? — in den Kreis seiner Lieben daheim versetzten, aber plötzlich stand er auf, eine fieberhafte Glut färbte sein Antlitz, das die orientalische Sonne schon männlich gebräunt hatte: die wunde Stelle

in ihm war getroffen, daran durfte er nicht denken, ohne Vorwurf nicht! Denn hatte er einst gefehlt, sich hinreißen lassen, wo er doch ganz andere Pläne hegte, so war es jetzt, wo diese Pläne zerronnen waren und nichts ihn gehindert hätte, sich ganz den alten Gefühlen hinzugeben, ein neuer, viel schlimmerer Zwiespalt, der in seiner Brust gefährliche Stürme weckte. Die lauten Stimmen, welche in lebhaftem Wortwechsel von drüben, wo die Verwandten des Hauses versammelt waren, zu ihm herüberdrangen, blieben vor den lautern Stimmen seines Innern, die sich unter einander anklagten und entschuldigten, unvernommen; er war auch schon zu sehr an das italienische Wesen gewöhnt, um in jedem heftigen Stimmengewirr einen Streit zu hören. Hier war es freilich nicht weit davon.

Nach einiger Zeit kam sein Wirth, von Marani begleitet, zu ihm, ersterer entschuldigte die schlechte Aufnahme, die er gefunden, mit dem Drange der Umstände, in welchem die Frauen leicht den Kopf verlören; letzterer freute sich, den jungen Kavalier, der ihm einst Reisegesellschaft und mit der Uebernahme seiner Briefe nach Venedig einen wichtigen Dienst geleistet, wiederzusehen und hoffte, bald in engster Verbindung mit ihm zu stehen, da er von

seinem Entschlusse gehört habe, und an der Bedingung, an welche er ihn geknüpft, gar kein Zweifel mehr sei. Diodati warf seinem Vetter einen mißbilligenden Blick zu.

„So werth mir Euer Arm für unsere Sache ist," sprach er, „mag ich ihn doch nicht durch falsche Wege gewinnen. Was Ihr abzuwarten gedenkt, scheint nach der neuesten Botschaft, welche dem Proveditore zugegangen ist, wieder in einige Ferne gerückt. Gleichwohl werdet Ihr in kurzer Zeit kaum die Wahl haben, ein müßiger Zuschauer zu bleiben. Wir können den Feind bald vor unsern Mauern erwarten."

„O! O!" rief Marani. „Er wird sich besinnen, denk' ich, und Bologna, wohin er gezogen ist mit seiner ganzen Macht, ist ihm doch wohl wichtiger zu behaupten, da es von dem spanischen Heere belagert wird und des klugen Navarro Minen schon die Mauern in Trümmer werfen! Läßt er von dort ab und marschirt über den Po gegen uns, ei, so fällt ihm der Vizekönig in den Rücken. Das ist so sonnenklar, Filippo, daß ich nicht begreife, wie Du Deine schwarzsehende Meinung so hartnäckig behaupten kannst."

„Erneuern wir den Streit nicht!" versetzte Diodati mit finsterer Festigkeit. „Die Zeit wird es lehren.

Euch aber, meinem Gaste, der im Vertrauen, in dem wiedergewonnenen Brescia bei mir eine Freistatt zu finden, mitgekommen ist, bin ich es schuldig zu sagen, daß ich mich in meiner Annahme geirrt habe. Don Raymon de Cardona wird den Gaston nicht festhalten — ich habe von ihm schon genug gehört, um das zu wissen. Wenn nun der Feind an unsere Thore klopft, was werdet Ihr thun? — Still, junger Mann, ich verlange keine Antwort. Nur sagen wollt' ich Euch, daß wir jetzt nicht darauf rechnen können, er werde uns Zeit lassen, wie ich fest gehofft, bis Brescia selbst den Geschützen des Ferraresen trotzen möge. Er ist schnell wie der Blitz — über Schnee und Eis, lange Winternächte hindurch marschirend, er selbst zu Fuß voran, wo kein Mann die Schlachtordnung verlassen durfte, ist er gegen Bologna gezogen, aber ebenso schnell wenn er hört, daß Brescia ihm verloren ist, wird er zurückkehren. Ich habe Euch nicht hieher locken wollen, um Euch aus Ritterlichkeit, oder vielleicht aus eingebildeter Verpflichtung, gegen Eure Absicht in den Kampf zu verwickeln. Noch ist es Zeit. Drei Wochen und mehr. Berathet Euch mit Euch selbst — nun aber kommt in die Mitte meiner Freunde, die mich schon einen

schlechten Brescianer gescholten haben, daß ich meine Pflicht der Gastlichkeit so übel wahrnehme."

Bernhard folgte ihm, er wurde von allen, die unterdessen mehr von ihm gehört haben, sehr zuvorkommend empfangen, besonders die Frauen fanden an seiner männlichen Schönheit, dem schwarzen südlichen Haar und den blauen nordischen Augen, großes Gefallen und zogen ihn, wo sich Gelegenheit fand, in ihr Gespräch. Fiorina jedoch war noch immer nicht unter ihnen, und so natürlich es schien, daß Bernhard die Tochter des Hauses vermissen und nach ihr fragen mußte, fand er erst spät gegen die Mutter, neben welcher ihm der Platz angewiesen war, den Muth dazu.

„Fiorina ist krank," wurde ihm zum Bescheide. Auf seine weitern theilnehmenden Erkundigungen konnte er nur ganz allgemeine Auskunft erlangen. Frau Margherita war überhaupt nicht sehr zugänglich für ihn, und er konnte den Gedanken nicht abwehren, daß er ihr kein angenehmer Gast im Hause sei, obgleich sie es weder an Aufmerksamkeit, noch selbst an Freundlichkeit fehlen ließ. Wenn das aber der Fall war, so durfte er nicht bleiben! Wer gab ihm jedoch Gewißheit darüber? Ohne weiteres auf diesen Verdacht hin das Haus zu verlassen, schien

ihm allzubeleidigend für Diodati — diesen konnte er nicht fragen, auch würde er keine Wahrheit erlangt haben. Florina hätte ihn gewiß, wie er sie zu kennen glaubte, rücksichtslos aufgeklärt. Er glaubte wirklich Florina zu kennen! Und ihre eigene Mutter hatte vor kaum einer Stunde gegen ihren Bruder, Marco Marani, geäußert, daß ihr das Herz ihrer Tochter sei wie ein Buch mit sieben Siegeln.

Die Versammlung trennte sich, und Filippo ging bald darauf aus, um sich von dem Zustande in der Stadt zu überzeugen. Bernhard blieb sich wieder selbst überlassen: das ganze Haus war zwar, wie sein Wirth sich ausgedrückt, zu seiner Verfügung gestellt, aber er hielt es für unbescheidene Neugier, sich darin umzusehen, sondern zog sich wieder auf sein Zimmer zurück, wo ihm nur die Aussicht auf den mit Epheu umsponnenen Hof blieb, dessen Springbrunnen ihm jetzt das einzig lebendige im Hause schien. Die rauhe Jahreszeit machte den Aufenthalt im Freien unerquicklich, sonst wäre er durch das Spitzbogenthor in den Garten gegangen, aber was hätte ihm der Anblick entblätterter oder traurig voll Schnee hängender Gewächse gefrommt? Am liebsten würde er Filippo begleitet haben, dieser hatte jedoch ausdrücklich abgemahnt, eher die Straßen zu betreten,

als sich die Aufregung in der Stadt gelegt und ein geordneter Zustand wiedergefunden habe: er glaube zwar, da er persönlich allen Einwohnern bekannt sei, für die Sicherheit eines jeden, der ihn begleite, einstehen zu können, sich aber unter den Schutz eines schlichten Bürgers zu begeben, könne er einem Kavalier, der schon in den ägeischen Gewässern gegen den Halbmond gekämpft, nicht zumuthen. Damit hatte er den besten Beweggrund getroffen, seinen Gast zurückzuhalten, dessen Begleitung ihm bei der jetzigen Lage der Dinge, welche ihn vielleicht abgestoßen hätte, nicht lieb war.

Bernhard stand am Fenster und sah nach dem Flügel hinüber, wo er gestern das Licht und bei der Morgendämmerung die schnell verschwindende Gestalt bemerkt hatte, die er für Fiorina gehalten. Das Gitter war geöffnet, und fast in demselben Moment, als Bernhard's Blick hinüberflog, füllte sich der Rahmen mit dem Bilde, das ihm vor der Seele geschwebt: Fiorina in aller Pracht ihres königlichen Wuchses, dessen reizende und edle Formen das häusliche Morgenkleid nach Landessitte wenig verhüllte, bleich zwar ihr Antlitz, aber nicht krankhaft! Der Blitz ihres Auges, der das seinige traf, verrieth kein Leiden oder Schmachten, er war feurig und kühn,

fast herausfordernd zu nennen. Seinen stummen Gruß erwiederte sie mit jenem anmuthigen Wink der Hand, den er jetzt, nachdem er länger im Süden geweilt, nicht mehr für eine abweisende Bewegung halten konnte. Der Raum, der sie trennte, war so gering; flüsternd hätten sich beide verstanden, aber Bernhard sah keinen Grund und hielt es für beleidigend, seine Stimme zu dämpfen: sie war ohnehin nicht fest, als er sie ansprach.

„Ihr seid krank, Signora?" fragte er.

In ihren Mienen konnte er ein Zucken bemerken, ihre feinen schwarzen Brauen zogen sich ein wenig zusammen und um ihre Lippen spielte ein unwilliger, fast spöttischer Zug, während ihr Auge rasch über die andern Fenster blitzte. Dann richtete sie den vollen Strahl desselben auf ihn und sagte: „Ich bin gesund, wie Ihr. Warum soll ich krank sein?"

„Eure Mutter —"

„Sagte sie das?" rief Fiorina lebhaft. „Dann wird sie recht haben, krank, todt, begraben! — Ihr wißt das ja schon von Padua her, Bernardo."

„Mein Gott!" sagte Bernhard betroffen. „Das — glaubt' ich — sei nur für — jene Zeit, das sei nun längst vorüber!"

„Vorüber!" wiederholte sie mit einem so tief

schmerzlichen Ausdrucke, daß es Bernhard zum Herzen drang. Aber noch ehe er sich den Gedanken klar machen konnte, der allein ihm den Ausbruch des Schmerzens zu rechtfertigen schien: daß sie doch geliebt und noch liebe — hatte sie ihren silberhellen Ton der Heiterkeit wiedergefunden, der ihn einst entzückte. „Ihr seid im Orient gewesen, in Aegypten wohl auch? Habt Ihr schon eine Mumie gesehen?"

„Signora," erwiederte er ganz betroffen über diesen plötzlichen Uebergang und die seltsame Frage: „Aegypten konnte ich nicht besuchen — der Sultan von Aegypten ist der bitterste Feind des Ordens, dem ich diente, ich habe gegen ihn gefochten, aber sein Land nicht betreten und von dessen Wundern nur gehört."

„Nun dann seht mich an, ich bin eine Mumie. Nennt mich aber nicht mehr förmlich und feierlich Signora, oder gar Madonna, Bernardo — nennt mich Fiorina, ich denke, Ihr seid mein Freund!"

Vor dem süßen Klange ihrer letzten Worte konnte er nur betheuernd die Hand auf sein Herz legen, jedes Wort wäre gefährlich gewesen. — „Ich danke Euch, Bernardo!" sagte sie mit demselben weichen Tone fortfahrend. „Dem Freunde kann ich schon mehr sagen, als dem fremden Kavalier. Todt ist Fiorina für

die Welt, und außer den Eltern und unsern Dienern im Hause, welche treu sind wie Gold, wissen nur unsere nächsten Verwandten um mein Dasein, von Fremden aber nur ein Einziger, dem ich mich selbst vertraut habe, und das seid Ihr!"

„Fiorina! Wie bin ich dessen würdig?!" rief er.

„Nun fordere ich aber gleiche Aufrichtigkeit. Man hat viel mit Euch von mir gesprochen, nicht wahr? Mein Oheim Marco schalt mich in Monselice, daß ich Euch mein Geheimniß entdeckt und begriff nicht warum — was hat er Euch von mir erzählt? Sagt mir die Wahrheit, Bernardo."

Die Frage setzte ihn in Verlegenheit, er wußte nicht, wie er für weibliches Zartgefühl schonend genug antworten sollte. — „Von Gaston de Foix hat er gesprochen und dem berühmten Ritter Bayard, den sie den Ritter ohne Furcht und Tadel nennen — daß der Prinz — ohne Harnisch in jede Schlacht reitet —" er wurde nun völlig verwirrt und fing an zu stottern.

Sie lachte. In dieser Erinnerung konnte sie lachen! „Hat er Euch die Heldenthaten französischer Chevalerie erzählt?" rief sie. „Nein, Bernardo, zwischen Freunden nicht dieß Ausweichen! Ich kann alles hören, alles tragen, was man Euch über mich erzählt hat. Sprecht!"

Er berichtete denn die Wahrheit. „Deßhalb bin ich also aus Brescia gegangen, deßhalb für todt erklärt worden!“ sagte sie. „Glaubt Ihr das? Würdet Ihr es glauben, auch wenn ich es bestätigte?“

„Was Ihr sagt, glaube ich unbedingt!“ erwiederte er, und vor dem unbewußten Blicke, der dieß Wort begleitete, senkten sich ihre Augenlider mit den langen dunkeln Wimpern, daß der Glanz der leuchtenden Sterne unter ihnen verhüllt wurde. „Euch glaube ich alles!“ setzte er hinzu.

„O thut das nicht, Bernardo,“ sagte sie leiser. — Doch blickte sie gleich wieder frei auf. „Dann seid Ihr auch in Venedig gewesen bei meinem Oheim Andrea — was hat dieser Euch von mir gesagt? Oder, daß ich's Euch leicht mache: wißt Ihr sonst etwas von mir, als dieß Kindermärchen mit dem Prinzen Gaston?“ — Ehe er jedoch in peinlichster Verwirrung einen Ausweg oder eine Antwort finden konnte, sagte sie rasch und heimlich: „Morgen erwarte ich Euch dort im Garten zur selben Stunde, wie in Monselice, wenn Siesta!“ Laut aber rief sie nach dem Erdgeschoß unter seinem Fenster hinab: „La Ragna! Du heißest, wie Du bist — lauerst Du wieder im Winkel Deines Netzes, Spinne? Komm nur hervor, gute Ragna, plaudere mit uns. Siehst

Du, das ist der Kavalier, der mich in Padua vor dem wilden Schwarm der jungen Gelehrten beschirmt, der mich mit dem Oheim Marco noch eine Strecke geleitet hat und darüber beraubt worden ist; den mein Vater mit hergebracht hat, und den Du ehren sollst, Ragna, denn er verdient es um mich."

Aber die alte Magd, welcher der Anruf galt, erschien nicht selbst, sondern ließ nur ihre schrille Stimme hören, welche Fiorina zu ihrer Mutter beschied. Ein Wink hinab, daß sie kommen werde, eine zeremonielle Verbeugung gegen Bernhard — dann war sie verschwunden.

Drittes Kapitel.

Des Herzens Tiefen.

Zur Mittagstafel erst kehrte Diodati zurück und ließ seinen Gast gleich dazu einladen. Beide speisten allein. Frau Margherita sei bei der Tochter, hieß es ohne weitere Erklärung, und Bernhard, da er wußte, daß ihm eine Unwahrheit über Fiorina's Befinden gesagt worden, hielt es für unwürdig, darauf scheinbar einzugehen und fragte gar nicht nach ihr.

Das Gespräch hatte also nur die allgemeinen Angelegenheiten zum Stoffe, und Diodati äußerte sich voll der besten Hoffnungen. Er hatte zwar seine Meinung, daß der Prinz, sobald er die Nachricht von dem Verluste Brescias erhalten, schnell von Bologna umkehren und binnen längstens vier Wochen mit Heeresmacht hier erscheinen werde, aber er hoffte, daß unterdessen mächtige Verstärkungen von venetianischen Truppen heranziehen und die Stadt mit Hilfe der Bürger und des Landvolks noch mehr befestigen würden, daß sie wenigstens Widerstand leisten könne, bis der Vizekönig mit den Spaniern und Päpstlichen heranrücke. Dann werde es zu einer Schlacht unter den Mauern von Brescia kommen, bei welcher, von zwei Seiten angefallen, die Vernichtung des übermüthigen Feindes gewiß sei.

„Ich lege Euch jetzt offen dar, wie es nach meiner Ansicht kommen wird,“ schloß er. „Ob vor diesem Ereigniß schon der Kaiser, Euer Leitstern, sich ausgesprochen haben wird, ist zu bezweifeln. König Ludwig bietet alles auf, seinen mächtigen Beistand sich zu erhalten, mächtig, sag' ich, weil er ihm vor der Welt das Ansehen der Majestät einer gerechten Sache leiht, sonst fällt er freilich mit wirklicher Hilfe leicht in die Wagschale.“

„Redet nicht so!“ versetzte Bernhard warm. „Wenn die Stände des Reiches zum Bewußtsein kommen, daß Deutschlands, wie ihr eigenes Heil und ihre Ehre fordern, den ritterlichen Kaiser in seinem hochherzigen Streben mit Gut und Blut, mit ihrer ganzen Kraft, dem letzten Gulden und Reisigen, den sie aufbringen können, zu unterstützen —“

„Weh uns dann, weh allen Nationen Europa's!“ sagte der Italiener ironisch.

Bernhard schwieg verletzt. — „Seid mir nicht böse,“ sprach Diodati, „Euch, dem jungen hochsinnigen Manne, erscheinen die Dinge, wie sie sein könnten, mir, dem Alten, wie sie sind. — Eure Nation ist so gewesen, als ihre ersten blauäugigen Riesen bei Noreja die Römer schreckten, um später drüben auf der Wahlstatt bei Verona zu verbluten — sie wird so bleiben bis in alle Ewigkeit. Der Kaiser kann nicht darauf warten, bis sie sich ändert, aber doch wird noch Zeit vergehen, ehe er dem Bunde mit Frankreich entsagt —“

„Weil er Treue zu halten gewohnt ist, weil er nicht, wie Ferdinand von Spanien, um jedes kleinen Vortheils willen seine Verheißungen bricht!“ rief Bernhard unwillig.

„Ihr sprecht zu einem Kaufmanne,“ erwiederte

Diodati achselzuckend. „Der Vortheil bedingt unsere Existenz — viel anders darf es mit der Politik auch nicht sein. — Doch erhitzen wir uns nicht. Ihr wißt nun, daß der Kampf Euch nahetreten wird und mögt Euch entscheiden. Das aber, mein lieber Herr und Gast," setzte er mit Wärme und Aufrichtigkeit hinzu, „das nehmt als wahrhaftig an, daß Ihr mir sowohl, als meiner Frau ein willkommener Hausgenoß auf alle Zeit seid, von meiner Frau soll ich Euch das ganz ausdrücklich sagen, da sie es heute nicht selbst thun kann. Bleibt bei uns, wie Ihr Euch vorgenommen habt, und kommt die Zeit, werdet Ihr schon den rechten Weg finden."

Diesem Tone erschloß sich Bernhard's leicht zugängliches Herz und er gedachte denn, seinem Vorhaben treu zu bleiben, bis des Kaisers Wort die deutschen Fahnen, die jetzt abwartend überall eingerollt waren, wieder frei fliegen ließ. Da nun die Welthändel, wie es schien, abgesprochen waren, kam er zutraulich und ohne Arg auf die heutige Versammlung der Verwandten im Hause, in welche er als Fremdling hineingebrochen war, und äußerte scherzhaft, in einem Gaue von Deutschland habe vor Alters und theilweise noch vor gar nicht langer Zeit ein heimliches Gericht gegeben, wo Solche, denen

der Arm der weltlichen Gerechtigkeit nichts habe anthun können, verklagt und verurtheilt worden seien; er beschrieb, da ihn Diodati aufmerksam anhörte, die Förmlichkeiten, die schauerliche Vorladung durch die drei Dolche, in die Thüre des Verklagten gestoßen, das Gericht der Vehme selbst und schloß: ganz den Eindruck habe die Versammlung der schwarzgekleideten Herren und Frauen gemacht, welche er heute früh um die große Tafel sitzend gefunden.

„Ihr könnt recht haben: vielleicht war es ein Gericht," erwiederte Diodati, und Bernhard, von seinem Rückfalle in die Phantasien seiner Knabenjahre befangen, wo er auf jedem Kreuzwege eine Stätte der heiligen Vehme gesehen, bemerkte nicht, daß in dem Blicke seines Wirthes bei der Antwort, die er gab, ein unheimliches Feuer aufleuchtete. Sie sprachen noch längere Zeit und trennten sich dann für den Rest des Tages, wo Bernhard nun, von Diodati selbst aufgemuntert, eine Wanderung durch Brescia unternahm, um die Stadt kennen zu lernen. Er kam verstimmt nach Hause: das Treiben, das er hier gesehen, die Aeußerungen, die er vernommen hatte, besonders über die Deutschen und das geheiligte Oberhaupt des Reiches, das ihm als das Ideal deutscher Rittertugend galt, waren geeignet gewesen,

ihm den Gang zu verleiden, und er konnte den Gedanken nicht unterdrücken, diesen frechen, prahlenden Bürgern, welche immer wieder um der gescheiterten Belagerung von Padua willen die Deutschen verhöhnten, eine derbe Lektion zu gönnen. Hätte er geahnt, wie furchtbar sie ausfallen sollte, so würde er den Gedanken schaudernd unterdrückt haben.

Von der Familie Diodati sah er an diesem Tage niemand mehr; die alte Ragna brachte ihm sein Abendessen, sie war ihm nach ihrem Wesen zu widerwärtig, um mehr mit ihr zu reden, als daß er ihr dankte. Unruhige Träume störten seine Nacht, sie mußten sehr ängstlich gewesen sein, denn er erwachte mit stürmisch klopfendem Herzen und einer Freude, daß alles nicht wahr sei — ehe er sich aber besinnen konnte, was ihn so unglücklich gemacht, waren die Bilder zerronnen. Es war früher Morgen, doch später als gestern. Sein erster Blick, als er aufgestanden und an sein Fenster getreten war, suchte, wie sein erster Gedanke, nachdem er sich den Träumen entrungen hatte, Fiorina. Doch ihr Gitter war noch verschlossen und blieb es. Der Tag mußte weit vorrücken, ehe sich im Hause ein Zeichen kundgab, daß die Bewohner erwachten. Wie war dieß Leben doch so verschieden von dem in Bernhard's

Heimath! Dort, selbst im Winter wie jetzt versammelte sich die Familie zu früher Stunde in dem großen Zimmer, wo ein helles Kaminfeuer prasselte; das Frühstück, von der Mutter ausgetheilt, wurde vereint genossen, dann setzten sich alle, bis der Tag an die Geschäfte rief, an den Kamin, wo jeder seinen bestimmten Platz hatte, und der Großvater sich ausschließlich der Unterhaltung des Feuers mit den kleingespaltenen Kienspänen annahm; trauliche Gespräche und Erzählungen kürzten die Zeit, dann erschien der Vogt, die Befehle des Gutsherrn zu vernehmen, und nun trat der Tag in sein Recht. Hier war dem Gaste von einem Familienleben noch keine Spur aufgegangen, doch that er wohl Unrecht, nach so kurzem Aufenthalte schon zu urtheilen!

Die Ragna brachte ihm wiederum seine gefüllte Schüssel auf das Zimmer. Es mochte diese Absonderung hier Sitte sein, er fragte nicht weiter. Drüben blieb das Fenster verschlossen; es war unmöglich, daß Fiorina noch schlafen konnte — sollte sie ein anderes Zimmer bezogen haben — unfreiwillig vielleicht — seinetwegen? Ihm schwoll das Herz, er trat zurück und verließ rasch sein Gemach, in welchem er sich schon wie ein Gefangener vorgekommen war. Er wollte seine Freiheit behaupten. Im

Hausflur begegnete ihm Diodati, mit Hut und Mantel, zum Ausgehen gerüstet. Er bot höflich seinem Gaste einen guten Morgen, fragte, ob er mit allem versorgt worden sei und besondere Wünsche habe, und stellte ihm sein ganzes Haus wiederholt zur Verfügung. „Ich wünsche, daß es Euch bei mir wohlgefallen möge!“ setzte er hinzu. Bernhard dankte ihm ebenso höflich und bat nur um Erlaubniß, sich etwas in seinem Garten umschauen zu dürfen, den er von seinem Fenster aus bemerkt. — „Euch wird die Zeit lang bei uns,“ erwiederte Filippo lächelnd. „Ihr seid gewohnt in Genossenschaft und Thätigkeit zu leben. Die Ruhe wird Euch lästig, aber, mein junger Freund, sie stärkt auch zu neuen Thaten — werft sie nicht voreilig von Euch. Mein Garten, wie mein Haus, stehen Euch ganz zur Verfügung. Ich würde mich erbieten, Euch durch die Stadt zu führen und vieles zu zeigen, das Ihr gestern gewiß nicht gesehen habt, wenn ich nicht zum Podestà beschieden worden wäre, wo allgemeine Maßregeln besprochen werden sollen. Entschuldigt mich daher, wenn ich auch zum Mittagsmahl nicht wieder komme und Ihr abermals allein speisen müßt. Von Morgen an wird es besser werden.“

Bernhard bat ihn, sich in keiner Weise seinet-

wegen zu beunruhigen, da er seit früher Jugend der Einsamkeit gewohnt sei und sie liebe. Er blieb, nachdem Diodati seinen Gang angetreten hatte, sich selbst überlassen und suchte nun die Pforte in den Hof, die er in dem dunkeln Korridor erst nach einiger Mühe fand. Ohne seine Absicht vor Augen, die ihn vielleicht beobachteten, verbergen zu wollen, schritt er mit ungedämpften Tritten über die hallenden Steinplatten dem schönen Portale zu, das mit einem Mittel- und zwei kleinen Seitenbogen, einen dreifachen, innerhalb verbundenen Durchgang nach dem Garten bildete. Vor ihm öffnete sich dieser, als er hinaustrat, in einer Ausdehnung, welche ihn überraschte: breite Gänge, nicht in jener Regelmäßigkeit schnurgerader Linien, die er gewohnt war, sondern wie Landstraßen durch fruchtbare Gefilde sich schlängelnd, zogen sich zwischen anmuthigen Gehegen von immergrünen Bäumen und Sträuchern hin; dichte Boskets von letztern wechselten mit freien Flächen und Beeten mannigfacher Form ab, denen nur in ihrer winterlichen Verödung die Blumen fehlten, um dem Bilde, das gegenwärtig einen ernsten Charakter trug, den heitern Farbenschmuck zu geben, der sonst mit dem Dunkel der Cypressen und den weißleuchtenden Marmorstatuen, welche hie und da aufgestellt waren, so

wirksam kontrastirte. Nirgend zeigte sich eine Begrenzung: die Mauer, welche den Garten weithin umzog, war überall durch Gesträuch, das im Winter nicht kahl wird, verdeckt. Bernhard wandelte mit Wohlgefallen durch den Raum, der eher einem fürstlichen Lustgehege glich, als dem Hausgarten eines einfachen Bürgers. Aber das waren die Nachkommen jener trotzigen Städter des alten lombardischen Bundes, denen ihr Reichthum allein die Macht verliehen, sich einst dem Kaiser, ihrem Herrn, zu widersetzen, den Barbarossa selbst, den gewaltigen Hohenstaufen, mit überlegener Heereskraft in offener Feldschlacht zu besiegen — Lombardien, diese edle Perle des Reichs, allmälig ganz demselben zu entziehen! In die Geschichten alter Zeit, soweit er davon wußte, versenkt, blieb Bernhard in einem jener Boskets von Taxus und Thuya stehen, in welches er, einem schmalen, halbverlorenen Fußpfade folgend, gerathen war. Es umschloß einen beschränkten Raum, der nur wenige Schritte maß; in seiner Mitte stand ein Marmorbild: die Gestalt einer unbekannten Gottheit, ernsten Antlitzes, den Finger auf den Mund gelegt. Zur Seite, überwölbt von Zweigen, die nun ohne Laub, im Lenz aber wohl ein Blüthendach bilden mochten, zeigte sich eine weiße Ruhebank von Stein, die

niedern Lehnen mit Skulpturen geschmückt — Bernhard ließ sich hier nieder, aber kaum hatte er sich gesetzt, als er den Kies des Fußpfades unter leichten Tritten knirschen hörte und eine verschleierte Dame zu ihm in das Boskett trat. Er sprang auf: es konnte nur Fiorina sein und sie war es wirklich, sie schlug den Schleier zurück. Ihr holdes Antlitz war sehr bleich — als sie jedoch den Blick auf ihn hob, erglühte es plötzlich mit den lieblichsten Rosen.

„Nicht wahr,“ sagte sie, „ein deutsches Mädchen wäre dessen nicht fähig? Schweigt, Bernardo, keine Lüge zwischen uns! Ich weiß von deutschen Frauen — habe oft genug von ihnen gehört — — Setzt Euch, ich will an Eurer Seite sitzen, hab' Euch in den Garten gehen sehen, bin Euch gefolgt. Der Ort ist gut gewählt für uns — kennt Ihr den Gott, welcher dort so bedeutsam den Finger auf den Mund legt? Das ist der Gott des Schweigens! Gelobt ihm Treue, Bernardo.“

„Unverbrüchliche Treue — ihm und Euch!“ rief Bernhard, hingerissen von dem geheimnißvollen Zauber dieses Momentes, der ihn allein mit dem schönen Wesen zusammengeführt hatte.

„Mir, sagt Ihr?“ entgegnete Fiorina. „Wie? Und wenn ich Euer Wort annähme?“

„Fiorina! rief er entzückt und wollte ihre Hand ergreifen. Aber sie entzog ihm dieselbe.

„Still!" sagte sie. „In meinem Sinne nehme ich Eure Treue an. Ihr sollt mein Freund sein."

Alles vergessend in der Gewalt des Augenblickes, alles, was ihn einst unnennbar beseligt hatte, rief er mit dem Ausdrucke glühender Leidenschaft: „Nur Euer Freund, Fiorina? Dieß kalte Wort!"

„Könnt Ihr mir mehr sein wollen?" entgegnete sie rasch. „Habt Ihr wirklich, jung und ritterlich wie Ihr seid, in Eurer Heimath kein Herz verlassen, das um Euch weint? Brecht Ihr keine Treue, wenn Ihr mir sie in Eurem Sinne, nicht in meinem, gelobt? Ihr könnt mir nicht ins Auge sehen, Bernardo."

Ihm war, als treffe ein kalter Stahl seine heiße Brust, schmerzhaft und frostig zugleich — er bebte bei Fiorina's feierlich mahnendem Wort, er wollte sprechen, aber sie ließ es nicht zu.

„O verstrickt Euch nicht tiefer!" sagte sie. „Deutsche Treue soll ja fest, wie ein Felsen in der Brandung sein! Laßt es mich nicht anders finden — als ich es schon erprobt habe. — Und wäret Ihr frei, könntet Ihr mir wirklich ohne Vorwurf Euer Herz bieten —" hier erröthete sie noch einmal und dunkler als zuvor — „so wisset, ich kann es Euch nicht ver-

gelten. Meine Freundschaft, mein Vertrauen — hat das Werth für Euch, nehmt es an."

Sie schwieg; er suchte in tiefer Beschämung, von mächtigen Gefühlen erschüttert, nach Worten, aber er fand sie nicht und nahm nur ihre Hand, die sie ihm jetzt ließ, und führte sie an seine Lippen, einen leisen Kuß darauf hauchend. Nach einer kleinen Weile tiefen Schweigens hatte sie zuerst wieder Fassung gewonnen.

„Ihr habt ein Recht zu fragen," begann sie, „was ich von Euch begehre, da ich Euch hier im Garten, zur Zeit der Siesta, zu sprechen gewünscht und warum ich Euch jetzt schon, sobald ich Euren Gang bemerkt habe, gefolgt bin. Ich habe niemand —" sprach sie mit einem unbeschreiblich innigen Tone weiter — „niemand, als Euch, dem ich vertrauen könnte! Nicht meiner Mutter, wie doch der ärmsten Bettlerin Kind, nicht meinem Vater, noch irgend einer Freundin, auch der Amme nicht, deren Sorge mich auferzogen hat! Einem Fremden, einem Feinde meines Landes, muß ich mich vertrauen — ist das nicht traurig?"

„Nennt mich nicht so!" bat Bernhard. „Ich bin Euch kein Fremder, bin noch minder ein Feind Eures schönen Landes."

„Ihr seid — doch gleichviel!“ unterbrach sie selbst ihre Entgegnung. — „Sagt mir jetzt Wahrheit. Was Euch mein Vetter Marco Marani und mein Oheim Andrea in Venedig von mir erzählt haben, das weiß ich, aber Ihr habt noch mehr über mich gehört, ich sah es Euch an — vergebens strebt Ihr auch in diesem Moment, es mir zu verhehlen. Sagt es ungescheut, ich muß alles wissen.“

Konnte Bernhard ihr sagen, was er vor Padua als unfreiwilliger Zeuge des Gesprächs zweier andern vernommen hatte? In seiner Verlegenheit kam ihm plötzlich der Gedanke an Haugwitz, der ihm zuerst Fiorina's Namen genannt, zu Hilfe, und er schlug mit Freuden den Ausweg ein.

„Darf ich es denn aussprechen,“ erwiederte er mit einem Lächeln, dem ein scharfes Auge wohl noch die Befangenheit ansah, „so wisset, daß ich schon in meiner Heimath, noch eh' ich Italiens Boden auch nur im Geiste betreten, von Euch gehört habe. Ein alter Freund unseres Hauses, der Euch als Kind von sechs Jahren gekannt, erzählte mir von Euch — vielleicht entsinnt Ihr Euch seines Namens Ermanno, wie er hier genannt wurde.“

Sie schüttelte den Kopf. „Was hat er Euch von mir erzählt?“

„Daß Ihr — bildschön gewesen schon damals und daß ihm später, vor zwei Jahren glaub' ich, als Ihr noch im Kloster erzogen wurdet, die Leute hier gesagt, Ihr wäret — doch es schickt sich wohl nicht, daß ich es Euch in das Angesicht wiederhole —"

„Sprecht es aus!" rief sie. „Ich muß es wissen — es ist mein Wille! Was hat man von mir gesagt?"

Er wurde selbst roth bei der Schmeichelei, die er ihr wiederholen sollte, und brachte sie ziemlich ungeschickt vor. „Daß Ihr ein Wunder von Schönheit geworden, wie noch kein Mensch erblickt, daß Euer Auge im Stande sei, grünes Holz in Brand zu setzen!" Stotternd nur konnte er seine Rede vollenden.

Offenbar hatte sie etwas ganz anderes von ihm zu hören erwartet, denn sie sah ihn starr an und lachte dann. „Wahrlich, das hat Euch viel Anstrengung gekostet, und war allerdings sehr gefährlich, wenn meine Augen wirklich Brandpfeile schießen können! Ist das aber alles, Bernardo?" Schnell wieder ernsthaft, wandte sie sich ganz nach ihm um und richtete forschend ihren Blick auf ihn, als wolle sie dessen gerühmte Kraft erproben. „Nicht, was Ihr daheim in Eurer nordischen Heimath seltsamerweise

schon gehört, sondern was Ihr hier von Fiorina erfahren habt, will ich wissen. Ihr seid falsch gegen mich."

Da wurde er ganz bestürzt und sprach ohne rechten Zusammenhang von einem Zusammentreffen in Padua, das er mit einem Landsmanne gehabt, und wie dann, nachdem sie sich getrennt, hinter den Weingehängen sich ein anderer zu jenem gesellt, der mit ihm eine kurze Unterredung gehabt, in welcher der Name Fiorina vorgekommen, den der Bote des Proveditors, denn ein solcher sei es offenbar gewesen, gemißbraucht. Mit stockendem Athem, ein Bild gespannter Erwartung, hörte Fiorina zu, und hätte Bernhard den Muth gehabt, sein Auge zu dem ihrigen zu erheben, so würde er vor den Flammen, welche in dessen dunkler Nacht aufglühten, erschrocken sein. Ihre Lippen bebten, ihre Züge spannten sich vor Zorn — das hatte man gewagt mit ihr! Nur halb errieth sie den Sinn, der in Bernhard's verwirrten Worten lag, aber sie setzte das fehlende zusammen, und als er geendigt hatte, war sie tief erblaßt und schwieg. Schüchtern blickte er zu ihr auf, sie hatte ihr Auge zu Boden gesenkt, ihre Hand auf die wogende Brust gepreßt.

„Ich habe Euch beleidigt, Fiorina," sagte er leise — und dankte Gott, daß er sich bewußt war,

das verletzendste für sie — die Aeußerung des Abgesandten, daß sie ihr Herz dem Sachsen geschenkt — nicht ausgesprochen hatte. In seinem Geiste aber hell erwacht, quälte sie ihn mit brennender Marter, und er hätte viel darum gegeben, Antwort auf die Frage nach Wahrheit zu erhalten.

„Ihr habt nur meine Bitte erfüllt,“ erwiederte Fiorina, ohne ihr Auge zu erheben. „Wohlan, Ihr sollt auch von mir Wahrheit hören. Ja, ich kenne den Mann, der Euch in Padua den Dienst geleistet hat, er ist hier in unserm Hause gewesen, ich — achte ihn!“ — Hier hielt sie eine Weile inne und Bernhard, dessen Herz zum Zerspringen voll war, wagte nicht mit einem Hauch sie zu stören. — „Das Märchen, das man Euch von dem Prinzen Gaston erzählt hat, ist nur halb wahr, ist ausgeschmückt und übertrieben worden — kann sein, daß er mir in französischer Galanterie die Aufmerksamkeit eines Momentes, als er beim Marschall de la Palice in unserm Hause war und mich zufällig erblickte, gewidmet hat, vielleicht hat er auch, als er mich im Vorüberreiten das zweitemal sah, die Lanze gesenkt, aber mehr hat er nicht an mich gedacht, denn er ist einer hohen und schönen Dame zugethan, deren Farben er trägt. Jene Gesellen aber, die unser Haus ehrlos überfielen, als

niemand daheim war als ich, haben mit dem Prinzen nichts gemein gehabt, und ich bin auch nicht ihm, noch dem berühmten Ritter Bayard für meine Rettung verpflichtet, sondern — dem Manne, der auch Euch einen ähnlichen Dienst erwiesen hat. — Darum," fuhr sie lebhafter fort, „kam er in harten Streit, darum gab er den französischen Dienst auf! Ich habe ihn nicht wiedergesehen seitdem — aber — man hat mir ein Verbrechen daraus gemacht, daß ich ihm dankbar bin, daß ich seine That nicht vergessen kann bis an das Ende meines Lebens! Und während ich deßhalb gescholten, verbannt wurde, hat man von einer andern Seite her, Gott gebe, daß sie mir nicht näher steht, als ich bis jetzt weiß, ein Spiel getrieben mit meiner Ehre, hat mich zu einem Köder für Staatszwecke gemacht, um ihn, da er frei ist, zu fangen für Venedig. In seinen Augen bin ich vielleicht verächtlich geworden — — Bernardo, ich wollte Euch ruhig alles erzählen, aber ich kann nicht. Gestern haben sie förmlich über mich zu Gericht gesessen und mein eigener Vater dabei, meine Mutter und alle Verwandten. Todt mußte ich vor der Welt sein, als ich Brescia verließ, damals meinten sie es gut mit mir, und es galt, mich zu schützen, daß ich es nicht mit dem eigenen Dolch und Leben zu thun brauchte,

aber seit ich heimlich zurückgekehrt bin zu der kranken Mutter, seit an ihrem Bette man mir meine geheimsten Gedanken abgelauscht und gestohlen hat, ist alles anders geworden! Ich sollte mit der Befreiung Brescias auch meine Befreiung aus der Verborgenheit zum neuen Leben feiern, jetzt ist es anders beschlossen! Ich soll todt bleiben der Welt, in der Nacht eines Klosters ein elendes Dasein fortführen bis zum Grabe — weil — Wollt Ihr mir helfen, Bernardo?" fragte sie kurz und schnell.

„Mit meinem Herzblute!" rief er. „Sprecht! Was kann ich für Euch thun?"

„Ich muß fort, ich kann mich dem ungerechten Spruche nicht unterwerfen. Die heiligen Mauern, welche kranken und gebrochenen Herzen eine Zuflucht, gottgeweihtem Sinne eine Stätte des Segens sind, sollen mir nur zum Gefängniß dienen, ich würde schwerere Sünden auf mich laden, wollt' ich dort mit frevelnden, widerstrebenden Gedanken mich aufnehmen lassen, als wenn ich mich durch die Flucht der Vollstreckung des Urtheils, das sie gestern gefällt haben, entziehe — auch aus dem Kloster, ich weiß es, würde ich zu entfliehen suchen — vor dieser Sünde bewahret mich, Bernardo. Helft mir zur Flucht, noch heute!"

„Ihr wollt Euer Vaterhaus verlassen?“ — versetzte Bernhard, betroffen und aus der Fassung gebracht durch ihr Verlangen, das ihn rathlos machte.

„Habt Ihr mich nicht gehört? Das Vaterhaus soll ich verlassen, es stößt mich aus! Meine Wahl kann es nicht mehr sein, zu bleiben oder zu scheiden: verlassen muß ich dieß Haus in jedem Fall, da sie mich für das Kloster bestimmt haben. Ich will aber meinen eigenen Weg gehen, der in die Freiheit führt, und den könnt Ihr mir öffnen. Oder solltet Ihr voreilig mit Versprechen sein? Euer Herzblut, mit dem Ihr mir helfen wolltet, begehre ich nicht, nur Euren Hut und Mantel für den schlimmsten Fall und Eure Begleitung bis auf die freie Landstraße: dann wird mein guter Stern mir weiter helfen!“

Er sollte zu einem Schritt seine Hand bieten, den sein lauteres Gefühl verwarf, der Jungfrau, die sich dem Willen der Eltern widersetzen, weibliche Sitte verletzend in die weite Welt stürzen wollte, zur heimlichen Flucht verhelfen, die Gastfreundschaft des Hauses durch Verrath lohnen!

„Fiorina“ — bat er — „bedenkt, was Ihr thun wollt!“

„Und glaubt Ihr, ich handelte blind, wie ein thörichtes Kind?“ entgegnete sie. „Thue ich Unrecht,

so erspare ich mir dadurch vielleicht eine Todsünde. Nicht ich habe die heiligen Bande zerrissen, welche mich an Vater und Mutter knüpfen, sie sind zersprengt, ich kann es nicht ändern! Was ich thue, geschieht mit Vorbedacht — auch gehe ich nicht hinaus, ohne zu wissen, wohin. Ich habe mein Ziel im Auge, und fühle Kraft in mir, es zu erreichen! Das ist geschworen, Bernardo, frei muß ich werden — und wär' es im Tode!" Sie barg wiederum, wie damals im Garten zu Monselice, die Hand in ihrem Brusttuche, dießmal aber gab sie ihm volle Gewißheit, denn vor seinen Augen blinkte jetzt der Griff eines halbgezückten Dolches. — „Ich hänge nicht am Leben!" fuhr sie mit einer Leidenschaft fort, die ihn erschreckte, weil er sie in solchem Grade noch nie an einer Frau gesehen hatte. „Was kann mir das Leben noch bieten? Die Rose ist zerrissen, im Winde zerflattert, nur der Dorn ist mir zurückgeblieben, und von diesem Dorn muß ich befreit werden, er heißt: Verachtung! Das ist mein Lebensziel noch, dann kann ich rein sterben! — Seht mich nicht fragend an mit diesen Blicken — Ihr versteht mich nicht, Ihr könnt mich nicht verstehen, denn Ihr seid ja auch ein Deutscher! Ich hätte das bedenken sollen, ehe ich Eure Hilfe anrief! Geht, sagt meinem Vater,

was ich im Sinne habe, das wird tugendhaft deutsch sein. Und wenn Ihr einst über die Alpen heimkehrt, dann könnt Ihr Eurer blonden Dame erzählen, wessen ein italienisches Mädchen fähig ist, und sie wird schaudern!" Rasch aufgestanden war Fiorina und wollte sich entfernen, aber er hielt sie fest und seinem stummen, bittenden Blicke konnte sie nicht widerstehen. Im plötzlichen Uebergange von kühnster, an Wildheit grenzender Entschlossenheit zum Kleinmuth eines hilflosen Kindes lehnte sie sich auf seinen Arm, gab der sanften Gewalt nach, da er sie umschlang und brach in bittere Thränen aus.

Als beide nach kurzer Frist ihre Fassung wiedergewonnen hatten, waren sie nicht mehr allein. Die alte Magd stand am Eingange des Bosketts und starrte Fiorina mit ihren brennenden schwarzen Augen an, denen sie selbst nicht trauen wollte. Dieser Blick aber gab Fiorina ihre ganze Kraft, ihren vollen Stolz zurück. Sie reichte, ohne sich um die Gegenwart der Alten zu kümmern, Bernhard die Hand und sagte: „Freundschaft bis zum Tode!" Dann erst wandte sie sich an die Magd: „Deine Netze zerreiße ich, La Ragna, wie fest Du sie auch spinnst!" und ging, ihr Kleid zusammenfassend, als fürchte sie sich vor der Berührung auch nur ihres Gewandes, an

der Dienerin vorüber, welche Bernhard einen Blick des bittersten Grolles zuwarf, ehe sie der jungen Herrin folgte. „Sie hat ihn vergessen!“ murmelte sie dann vor sich hin. „Sie hat schnell genug einen andern gewählt. Arme Kleine!“

Viertes Kapitel.

Der Spruch des Albanesen.

Sie liebt ihn! Das war der eine Gedanke, welcher stürmisch immer wieder in Bernhard's Seele eindrang und sich endlich nicht mehr vertreiben ließ. Er rief sich alles zurück, was er von einzelnen Andeutungen und Streiflichtern erfassen konnte und suchte es in Zusammenhang zu bringen. Sie selbst hatte sich ihm verrathen! Der Sachse, der so verhängnißvoll in Bernhard's Heimath für das Glück geliebter Wesen geworden, gewann hier in der Fremde nun auch für ihn selbst eine räthselhafte Bedeutung. Denn er kämpfte vergebens mit sich, vergebens suchte er es sich abzuläugnen, daß Florina mit unwiderstehlichem Zauber all' seine Sinne gefangen hielt. Fern von ihr schien dieser Zauber, wie er ihn bei erster

Begegnung gefühlt, seine Macht verloren zu haben. Während seiner Abwesenheit von Italien, in der Levante, wo anfangs auch sein noch nicht aufgegebener Entschluß in den Orden zu treten, der keine Gedanken an Frauenliebe duldete, zum guten half, war Fiorina's Bild allmälig in ihm ganz erblaßt und ein anderes auf reinem Goldgrunde wieder aufgeleuchtet, wie eine Madonna von der Hand eines alten deutschen Meisters wohl eine Zeitlang vor der Pracht und Glut, mit welcher südliche Maler ihre heiligen Geschichten auszustatten vermögen, übersehen werden kann, dann aber doch in ihrer keuschen und frommen Innigkeit erkannt und verehrt wird. Als er dann nach mancher Enttäuschung seinem ursprünglichen Plane, Johanniter zu werden und sich dadurch die glorreiche Bahn zu eröffnen, die ihm seine heimathlichen Verhältnisse nicht gestatteten, ganz entsagt hatte, war es ihm als ein Ziel seines Strebens erschienen, sich im Dienste des Kaisers eine Stellung zu erringen, die ihm erlaube, in voller Unabhängigkeit von elenden Sorgen bei der Heimkehr alles gut zu machen, was er sich gegen Bärbchen vorzuwerfen hatte. Wie schlug sein Herz damals wieder bei dem Gedanken an sie, wie erfaßte ihn oft eine heiße Sehnsucht nach der Heimath! Jetzt neue Zerwürfniß,

neuer Kampf in seinem Innern! Es war, als habe sich mit dem ersten Schritte, den er aus dem Boote auf die Marmorstufen der Treppe zur Piazzetta in Venedig gethan, die Glut wiederentzündet, die er erloschen wähnte; bei Fiorina's Wiedersehen war sie mächtiger aufgeflammt und wogte zehrend in ihm um so quälender, weil sie hoffnungslos schien. In einer frühern Stunde der Versuchung war ihm die Frage genaht, ob des Mannes Herz nicht fähig sei, zwei weibliche Wesen mit gleicher Liebe zu umfassen, ob es eine Sünde sei, wo beide ihn mit gleichen Gefühlen erfüllten, daß er keine Wahl zwischen ihnen zu treffen fähig, wenn er die Doppelliebe, die ihn beseligen werde, nicht ausrotte — im Orient unter den Bekennern eines andern Glaubens sah er dieß Verhältniß als geheiligte Sitte walten, er dachte an die Geschichte der Patriarchen, eine alte deutsche Sage fiel ihm ein, die Sage von dem thüringischen Grafen von Gleichen, dem der heilige Vater zu Rom selbst gestattet, die schöne Sarazenin, die ihn gerettet, bei der Heimkehr neben seiner ersten Frau als christliches Ehegemahl zu hegen! Sein besseres Gefühl war aber bald vor dem Abgrunde erschrocken, den er vergebens mit diesen Blumen der Phantasie zu verhüllen strebte, und gleichzeitig war ihm auch bei

nüchternem Erwachen der Aberwitz, die Lächerlichkeit, nur einen solchen Gedanken zu hegen, klar geworden, so daß er sich dessen schämte. Ist doch die Lächerlichkeit eine furchtbare Waffe selbst gegen vorwurfsfreie Regungen und es gehört Muth dazu, ihr zu trotzen. Das war nun vorüber, aber die heiße Leidenschaft, welche ihn, seitdem er Fiorina wiedergesehen, mit neuer Macht erfaßt hatte, schien nun ganz die Herrschaft über das milde tiefsinnige Gefühl, das ihn an die erste Geliebte daheim gebunden, zu erringen, und selbst die Gewißheit, die sich ihm aufgedrängt, die Gewißheit, daß Fiorina's Herz für ihn verloren sei, diente nur dazu, seine innern Kämpfe zu vermehren, nicht die hoffnungslose Leidenschaft zu ersticken.

Er war nach dem unterbrochenen Gespräche im Garten in sein Zimmer zurückgekehrt und blieb dort bis zur Mittagszeit allein. Vom nächsten Thurme hörte er die langhallenden Glockenschläge der italienischen Uhr, welche vierundzwanzig Stunden vom Ave Maria beginnend angibt. Er wurde müde, sie zu zählen — noch niemals, in keiner Lage des Lebens war ihm bei seiner in sich gekehrten kontemplativen Sinnesart die Zeit lang geworden, heute zum erstenmale. Es drängte ihn zu Thaten. Er war aufgerufen worden, zu helfen — noch wußte er nicht, wie.

Fiorina hatte es ihm nicht mehr sagen können. Was sollte er thun, was konnte er für sie thun? Sollte er unthätig verharren, bis sie einen Weg fand, ihm neue Kunde zu geben, oder war es seine, des Mannes, Sache, für sie zu handeln? Ihn beunruhigte auch die Natur, das Motiv des Schrittes, zu welchem er seine Hilfe leihen sollte. Ob es nicht seiner würdiger war, als Vermittler zwischen ihr und den Eltern aufzutreten? Ganz gewiß, aber durfte er sich von diesem Auswege, den Fiorina in bitterm Spotte echt deutsch genannt haben würde, irgend einen Erfolg versprechen?

In diesen Zweifeln, die ihn nicht zur Klarheit kommen ließen, wurde ihm endlich der Aufenthalt in seinem engen Gemach so unerträglich, daß er zu Hut und Schwert griff, um in freier Luft wieder Freiheit des Geistes zu gewinnen. Da klopfte es an die Thüre, nach welcher er eben schritt, und sein Wirth, Filippo Diodati, trat herein. Beide maßen sich mit einem überraschten Blick, Bernhard, weil er diesen Besuch nicht erwartet hatte, Diodati, weil er seinen Gast zum Ausgehen gerüstet fand.

„Ich wollte Euch aufsuchen —“ sagte dieser und ihm war, als müsse er den Moment benutzen.

„Das freut mich,“ erwiederte Diodati. „Unsere

Wünsche begegnen sich.“ Er lud mit einer verbindlichen Bewegung Bernhard ein, den Vortritt zu nehmen, indem er bemerkte, daß sich seine Gattin heute eine Ehre daraus machen werde, ihn bei Tafel an ihrer Seite zu sehen. Fiorina's erwähnte er wiederum nicht, und Bernhard fragte sich während des Ganges, ob es möglich sei, daß die Magd ihrer Herrschaft nichts von ihrer Entdeckung im Garten gesagt habe. Auch die Begegnung mit Frau Margherita klärte ihn darüber nicht auf; sie empfing ihn mit feiner Aufmerksamkeit, hatte für ihn manches artige Wort, das ihn bei seinem ehrlichen Sinne wohl täuschen konnte, wenn sie anders über ihn dachte, als sie sich den Anschein gab, aber die Anwesenheit mehrerer andern Gäste, deren Gesichter er schon bei der Versammlung der Familienglieder gesehen zu haben glaubte, hinderte ihn, sich die Gewißheit zu verschaffen, die er suchte. Bei Tafel erhielt er den Ehrenplatz neben der Frau vom Hause, die ihn in das allgemeine Gespräch, welches die kleine Gesellschaft bald verband, geschickt zu verwickeln wußte, so daß er nicht Gelegenheit fand, mit ihr selbst eine gesonderte Unterhaltung anzuknüpfen. Während alles in südlicher Lebendigkeit sprach — und worüber konnte es sein, als über die nächste Zukunft für die Stadt

und wie man ihr am besten begegnen solle? — stand Diodati, welchem ein Diener leise etwas zugeflüstert hatte, geräuschlos auf und verließ das Zimmer, ohne daß jemand bei seiner Entfernung aufblickte: Bernhard, welcher eben von Frau Margherita lebhaft über die schönen Inseln des griechischen Meeres befragt wurde, bemerkte erst nach einer langen Weile, daß sein Wirth, welcher auf derselben Seite der Tafel saß, hinausgegangen sei, er hielt es aber für unschicklich, nach ihm zu fragen. Das Mahl währte noch lange, gewürzt durch geistreiche Unterhaltung, zu welcher auch die Frauen das ihrige beitrugen, besonders Bernhard's andere Nachbarin, eine ältere Dame von klugen, nur etwas strengen Zügen, — aber Diodati's Stuhl blieb leer, bis die Tafel aufgehoben wurde und, was den Deutschen zumeist verwunderte, die Frau vom Hause gab darüber weder eine Entschuldigung noch eine Erklärung ab. In Deutschland würde man das sehr übel genommen haben. Hier aber mochten darüber andere und freiere Sitten walten.

Es war schon dunkel, als sich die Gesellschaft trennte. Bernhard hatte sich zuletzt etwas zurückgezogen; in eine Fensternische gestellt, schien er übersehen und vergessen zu sein, auch er vergaß, was

um ihn vorging, und wie er sich in seine Gedanken versenkte, schwirrte das Stimmengewirr der fremden Sprache immer unverstandener zu seinem Ohr, als sei es nur das Tosen eines entfernten Waldstromes. Auf einmal durchzuckte es ihn, als werde er gerufen. Er blickte auf: kein Auge war auf ihn gerichtet, kein Mensch bekümmerte sich um ihn; er sah sich nach dem Fenster um, an dessen Brüstung er gelehnt stand: es ging nach dem Hofe, wie er wußte, draußen lag tiefe Dunkelheit, und so angestrengt er horchte, war alles doch lautlose Stille dort. Eine Unruhe bemächtigte sich seiner, die er nicht begreifen konnte, da es offenbar nur eine Täuschung seiner innern Welt gewesen war: er suchte sich zu besinnen, woran er zuletzt gedacht, womit er sich beschäftigt hatte, um daraus vielleicht den eingebildeten Ruf zu erklären. Umsonst! Er konnte sich durchaus nicht erinnern, welches Gedankenspiel ihn nur eben noch der Außenwelt entführt hatte, und in diesem Streben wuchs seine Unruhe bis zu einer quälenden Angst, die sein Herz räthselhaft zusammenpreßte, daß er kaum Athem fand. So war es ihm eine Erleichterung, als der Aufbruch der Gesellschaft ihn dieser seltsamen Regung entriß, die mit dem ersten Schritt aus seiner Nische sofort verschwand: seine Brust war wieder

frei, sein verdüstertes Auge glänzte wieder, und so mächtig war die Rückflut des zum Herzen geströmten Blutes in die Wangen, daß diese höhere Farbe, verbunden mit dem ganzen Wesen, in welchem sich diese Reaktion der Stimmung aussprach, den Anwesenden auffallen mußte. Was war dem Fremden begegnet, daß er so sieghaft blickend auftrat? Es war aber keine Zeit zu weitern Beobachtungen. Frau Margherita nahm die Scheideworte ihrer Verwandten freundlich an und wünschte auch Bernhard, der zuletzt ihr nahte und vielleicht erwartete, daß sich jetzt noch ein Anlaß zu freierem Aussprechen finden werde, so entschieden eine ‚glückliche Nacht,' daß er nicht einen Moment länger, mit ihr allein, verweilen durfte. Das Unrecht gegen sie, dessen er sich bewußt war, nahm er denn mit sich und hoffte auf Morgen.

Draußen wartete sein nicht der Diener, der ihm abends bisher die letzten Dienste geleistet hatte, sondern die Ragna. Sie stand, den silbernen Leuchter mit der Kerze in der Hand, an der Treppe im Winkel — klein und gebückt wie sie war, schoß sie bei seinem Anblick hervor, und er mußte an Fiorina's treffendes Wort denken, welche die Alte ihrem Namen getreu eine echte Spinne genannt. Dem Widerwillen, der ihn gegen die Lauscherin, die offenbar in feindseliger Absicht heute früh

gehandelt hatte, erfüllte, gab er jedoch nicht Raum, sondern nahm den Dienst, den sie ihm leistete, schweigend an. Sie leuchtete ihm vor, und als sie die Kerze in seinem Zimmer auf den Tisch gestellt hatte, sagte sie mit ihrer schrillen Stimme, indem sie ihn scharf ansah: „Ich bringe Euch ein Lebewohl von der Signorina."

„Von Fiorina ein Lebewohl?" rief er bestürzt.

„Ja. Sie ist fort."

„Sie ist frei?" rief Bernhard. „Mit Eurer Hilfe gewiß!"

Die Alte schüttelte den Kopf, ein Lächeln, welches Bernhard gar häßlich erschien, entstellte ihre Züge. „Frei wird sie werden von mancher Thorheit," war ihre Antwort, „wenn sie erst Ruhe gefunden hat. Ich habe meine Pflicht gethan."

„Wann hat sie das Haus verlassen?" fragte er, noch immer von seinem Gedanken befangen.

„Mein Herr ist mit ihr gegangen, als alles noch bei Tisch saß."

„Euer Herr?!" versetzte Bernhard, auf einmal begreifend, was geschehen war.

„Ja, Signore," erwiederte die Alte.

„Und wohin hat er sein Kind gebracht?" fragte Bernhard heftig.

„Das weiß ich nicht," antwortete die Ragna gelassen.

Er sagte nichts mehr, aber die stärkste Bewegung gab sich in allen seinen Zügen kund. Die Alte wandte sich zum Gehen, ihr: ‚glücklichste Nacht!' klang wie der schneidendste Hohn. Er vertrat ihr den Weg.

„Was befehlt Ihr noch?" fragte sie und ihre Stimme nahm auf einmal einen milden Ton an. Mitleid ist ein schöner und allgemein verbreiteter Zug des italienischen Charakters, der freilich oft genug durch Leidenschaft und Rachsucht verdunkelt wird.

„Du hast sie verrathen!" rief Bernhard. „Wodurch hat dieß himmlische Wesen Deinen Haß verdient?"

„Ich habe meine Pflicht gethan," erwiederte sie, „mein Herr die seinige. Sagtet Ihr, daß ich meine Signorina hasse? Ich bin ihre Pflegerin gewesen von früherer Kindheit an, meine Tochter ihre Amme, ich liebe sie wie mein eigenes Kind. Sollte ich sie verderben lassen?"

„Wer sagt Dir, Elende —?" brauste er auf, doch bezwang er sich und in bittendem Tone fuhr er fort: „Du weißt, wohin sie der harte Vater gebracht hat! Wenn Du sie liebst, so sag' es mir."

„Ich weiß es nicht," entgegnete sie. „Wüßte ich's auch, so würde ich eher mein Leben lassen, als es Euch oder — Einem von Euch verrathen. Das wäre Verrath, Signor. — Nehmt es Euch nicht so zu Herzen, Ihr seid jung, Ihr werdet Euch bald trösten. Kehrt zurück in Eure Heimath, was sucht Ihr hier in der Ferne? Hieher bringen die Eurigen nur Unglück! — — Geht, Signor, ich kann Euch nichts weiter sagen."

„Nur Eins noch! Als sie der Vater hinwegriß, um sie zu verstoßen, bat sie nach mir, hat sie meinen Namen gerufen?"

„Vergogna!" rief die Alte mit dem schärfsten Zornlaut dieses Vorwurfs. „Scham über Euch!" wiederholte sie. „Haltet Ihr meine junge und edle Herrin für eine verworfene Dirne?"

„Aber ich — ich glaubte deutlich meinen Namen zu hören," sagte er beschämt.

„Böse Geister mögen ihn gerufen haben!" erwiederte sie. „Meine Herrin nicht!"

„Aber — das Lebewohl —"

„Hat sie mir für Euch gegeben, als sie am Morgen kaum von Euch gegangen war. Glaubt Ihr, sie würde sich ihrem Herrn und Vater widersetzt, nach einem Fremden um Hilfe gegen sein ge-

heiligtes Haupt gerufen haben? Thun das Eure Jungfrauen, Schmach über sie! Als mein Herr ihr seinen Willen ankündigte, daß sie mit ihm das Haus zu verlassen habe, gehorchte sie ihm schweigend, wie es sich geziemt, und ich habe sie begleitet bis an die Sänfte, in welcher sie mein Herr zu Pferde dann weiter geleitete. Für Euch und Euresgleichen ist sie verloren, aber wiedergefunden für ihr ewiges Heil. Sucht Ihr das Eure." Mit diesen in schnellster Rede gesprochenen Worten verließ sie, ohne ihm noch einmal eine gute Nacht zu wünschen, das Gemach.

Schlaflos verbrachte er viele Stunden auf seinem Lager und erst, als sich der Kampf in seiner Brust bis zu einem bestimmten Entschlusse durchgerungen hatte, sank er, mehr betäubt als beruhigt, in einen dumpfen Schlaf. Aus diesem weckte ihn gegen Morgen das Sturmgeläut von allen Thürmen der Stadt. Er sprang auf, warf sich hastig in seine Kleider und eilte hinab, zu fragen, was der Aufruhr, der schon mit wildem Geschrei durch alle Straßen tobte, bedeute. Niemand im Hause begegnete ihm, er wollte hinaus, aber die Thüre nach außen war verschlossen. So suchte er denn im Korridor die erste, die er öffnen konnte, um irgend einen der Bewohner, wo möglich Herrn Diodati selbst zu finden. Ueberall

Schloß und Riegel versperrt und kein Laut vernehmbar! Endlich wich eine Thüre seiner Hand, und wie er eintrat, mußte er, über sein Thun beschämt, auf der Schwelle stehen bleiben. Es war das Gemach der Frau vom Hause, in welches er eben eindringen wollte, und ihm gegenüber an der andern Wand, wo ein Betaltar stand, erblickte er Frau Margherita vor dem Bilde des Erlösers auf ihren Knieen, im Gebete hingesunken — so stürmisch hatte er aber die Thüre aufgerissen, daß sein Geräusch die Inbrunst ihrer Andacht gestört hatte! Sie kehrte sich um und wie sie den Fremden erblickte, dessen Gestalt noch vom Zwielicht halbverhüllt war, sprang sie mit einem Schrei des Entsetzens auf.

„Madonna!“ rief er. „Verzeiht mir!“ —

„Ihr seid es!“ klang es mit dem Tone des Vorwurfs. „Eure Landsleute stürmen die Stadt, eilt ihnen die Thore zu öffnen! Das ist Eurer würdig!“ Der Augenblick hatte sie überwältigt, daß sie den innersten Gedanken ihres Herzens ausgesprochen hätte, wäre nur Zeit dazu gewesen.

Bernhard wollte sprechen, sich entschuldigen und rechtfertigen, aber in demselben Augenblicke verstummte draußen das Sturmgeläut und mit ihm zugleich in der nächsten Umgebung des Hauses das Geschrei

auf der Straße — das letztere freilich nur für einen Moment, um desto wilder und tumultuarischer wieder auszubrechen, so daß nicht zu hören war, ob die Glocken auch wieder ihre ehernen Stimmen durch die Luft dröhnen und heulen ließen. Die Feinde stürmten die Stadt! Bernhard nahte der Dame, welche von neuem Grausen erfaßt, ohne auf die Gegenwart des Fremden zu achten, wieder zu dem Heiligthume geflüchtet war; er wagte es, ehrerbietig zu ihr zu reden, ihr zu versichern, daß er, soviel in seinen Kräften stehe, thun werde, um die Gastfreundschaft, die er genossen, zu vergelten, aber sie hörte nicht auf ihn. Den Blick zu dem Bilde des Heilandes erhoben, rang sie die Hände stumm zu ihm empor.

Da schlug es hart zweimal draußen an die Thüre des Hauses. „Filippo!" rief Margherita freudig, raffte sich auf und eilte an Bernhard vorüber, der ihr rasch folgte. Die Pforte war schon geöffnet von der Ragna, die mit andern Hausbewohnern jetzt zum Vorschein gekommen war und ihren Herrn einließ. Die Tageshelle von außen beleuchtete dessen Antlitz, als er eintrat, und ließ einen Ausdruck von Unwillen und Spott deutlich erkennen.

„Falscher Lärm!" war sein erstes Wort. „An den Galgen mit dem, der ihn verursacht hat."

Erleichtert athmete Frau Margherita auf und die Diener schrieen vor Freude, wie auch auf der Straße schon manches wilde Gelächter zu hören war. — „Ihr lacht und freut Euch wie unverständige Kinder!“ sagte Diodati, die Stirn runzelnd. „Noch ein paarmal so und der Feind gewinnt die Stadt leichten Kaufs! — Seid Ihr auch da, Signor Bernardo?“

Was mit dieser sonderbaren Frage gemeint sei, blieb zweifelhaft, Bernhard konnte nicht überhören, daß ihr Ton keineswegs wohlwollend klang, aber zu einer Gegenfrage oder Erörterung kam es nicht, da der Hausherr, ohne auf eine Antwort zu rechnen, seine Frau bei der Hand nahm und in das Zimmer führte, wohin Bernhard uneingeladen ihm nicht nachfolgen konnte. Die übrigen Hausbewohner erhoben nun ein lebhaftes Durcheinanderreden, und theilten sich ihre Befürchtungen und Vermuthungen mit über den blinden Lärm, der die ganze Stadt in Schrecken gesetzt hatte. Bernhard kümmerte sich nicht um sie, sondern schritt nach der Hausthüre, welche die Ragna eben wieder verschließen wollte.

„Laßt mich hinaus,“ bat er.

„So wollt Ihr scheiden?“ fragte sie leise. „Aber zu Fuß? Was soll mit Eurem Roß werden?“

Ihre Annahme, daß er das Haus ganz verlassen wolle, überraschte ihn: er hatte nur den Zustand in der Stadt und wo möglich den Anlaß des unbegründeten Sturmläutens erkunden wollen, doch konnte er sich nicht abläugnen, daß nach der Stellung zu seinen Gastfreunden, in welche er gerathen war, es am besten für ihn sei, sich baldigst zu verabschieden. Nur wollte er es nicht heimlich thun, sondern sich offen, wie er eben in der Nacht zum Entschluß gekommen, mit Fiorina's Eltern vorher aussprechen. Dabei schmeichelte er sich mit der Hoffnung, für sie vielleicht eine günstige Wendung ihres Schicksals zu bewirken, nach dem alten heimischen Spruch: ein gutes Wort findet eine gute Statt. Er sagte also der Ragna, daß er allerdings noch heute aus dem Hause scheiden werde, doch nicht heimlich, wie Einer, der ein schlechtes Gewissen hat, sondern nach einem ehrlichen und schicklichen Abschiede von Herrn Filippo und seiner Gemahlin, denen er soviel Dank schuldig sei — für den Augenblick gedenke er nur, sich etwas in der Stadt umzusehen und in kurzer Zeit wiederzukehren. Sie ließ ihn schweigend hinaus und schloß hinter ihm zu.

Auf den Straßen war die Bewegung noch ungestillt. Ueberall standen Gruppen oder wogten Haufen von Menschen: anfangs waren es nur bewaffnete Bürger

oder Krieger gewesen, die zu den Sammelplätzen eilten oder sich schaarten, Reisige, welche über die Plätze sprengten, und Neugierige, die sich aus den Häusern gewagt; jetzt hatten sich Frauen und Kinder, nun die Gefahr vorüberwar, in die Massen gedrängt und vermehrten den Lärm in betäubender Weise. Bernhard hatte Mühe, sich selbständig einen Weg zu bahnen; mehrmals mußte er mit dem Strome der Menschen gehen, wenn dieser in enger Straße eine bestimmte Richtung genommen, und als er endlich in eine Seitengasse abgebogen hatte, kam er in unbekannte Gegenden der Stadt, welche so still und menschenleer waren, daß er sich auch nicht einmal durch Fragen zurechtfinden konnte. Er hatte im Sinne gehabt, irgend einen höhern Anführer der venetianischen Truppen, mit denen er auf dem Hermarsche bekannt worden war, zu suchen und über den wahren Grund des Aufruhrs zu befragen. Margherita's Annahme, daß seine Landsleute die Stadt angegriffen, war nicht die ihrige allein gewesen, er hatte unterwegs mehrfach ähnliches, von wilden Verwünschungen der Deutschen begleitet, vernommen, und er konnte bei dieser aufgeregten Stimmung zufrieden sein, daß er nicht das Flachshaar seines Vaters, sondern den glänzend schwarzen Scheitel seiner

polnischen Mutter geerbt hatte, so daß niemand in ihm einen der verhaßten Deutschen erkennen mochte, sonst würde er der Volkswuth vielleicht zum Opfer gefallen sein. Immer weiter vertiefte er sich in das Labyrinth der unbekannten Gassen — endlich stand er vor einem dunklen Gemäuer still, das nur wenige und starkvergitterte Fenster nach der Straße zeigte; er blickte empor und sah ein goldblinkendes Kreuz über der Pforte: es war ein Kloster! Sein erster Gedanke war an Fiorina: gewiß hatte ihn ein glücklicher Zufall oder eine geheimnißvolle Macht an die Stätte geführt, wo sie weilte! Unbedenklich klopfte er an das Thor, daß der laute Hall weit durch die einsame Gegend drang. Nach einer kurzen Weile konnte er hinter dem engen Gitter eines Lugfensterleins den weißen Schleier der Pförtnerin erblicken, und da er allein war, öffnete sich auch das Fenster ein wenig und eine tiefe weibliche Stimme fragte nach seinem Begehr.

„Herr Filippo Diodati hat Euch gestern seine Tochter gebracht — ist es nicht so?"

Die Nonne öffnete das Fenster ein wenig weiter: „Ihr irrt, junger Mann," sagte sie verwundert.

„O dann sagt mir, wo kann es sein?" rief er bittend.

„Brescia hat so viele, viele Klöster," erwiederte die Nonne — und mißtrauisch setzte sie hinzu: „Euch sendet der Vater doch nicht? Geht mit Gott und laßt Euch nicht in Versuchung führen." Sie schloß mit diesen Worten das Fenster und verschwand. Er aber ging still vorüber. Brescia mochte allerdings viele Klöster haben; wie konnte er so thöricht sein, an einen glücklichen Zufall zu glauben, und wär' es auch gewesen, wie er einen Augenblick gehofft, was hätte es ihm gefruchtet? Gesehen oder gesprochen hätte er Fiorina doch nimmer! Eifrig suchte er nun seinen Rückweg; er war an eine lange Mauer gelangt, welche seinem weitern Vordringen in dieser Richtung wehrte: offenbar war es die Umfassungsmauer der Stadt, denn ein Wallgang lief, an ihr aufgeschüttet, hinter einer mit Schießscharten versehenen Brüstung mit und hie und da, der Tragweite früherer Geschosse noch entsprechend, hob sich ein runder Thurm zur Seitenvertheidigung aus der Linie. Diese Seite mußte aber derjenigen, von wo man einen feindlichen Angriff erwarten konnte, entgegengesetzt sein, denn alles war hier still und nur von fern hörte man noch das Tosen in den andern Stadttheilen. Um sich nicht wieder in den krummen Gassen und Winkeln zu verirren, beschloß Bernhard,

längs der Mauer zu gehen, die ihn, wenn auch auf einem weitern Umwege, doch wieder zu der Gegend, wo er Bescheid fand, führen mußte. Als er so mit starken Schritten dahineilte, hörte er plötzlich Hufschlag von mehrern Rossen hinter sich und sah sich von einer Schaar leichter Reiter eingeholt, die er sogleich für Stradioten erkannte, von denen, wie schon bemerkt, dreizehnhundert Pferde den Zug nach Brescia begleitet hatten. Bernhard war auf dem Hermarsch nicht mit ihnen in Berührung gekommen, da sie die Rennfahne gebildet, welche vorauszog, die Gegend zu durchspähen und den großen Haufen zu sichern. Er kannte aber ihre Art schon von seinem Aufenthalte in Griechenland und blieb daher ruhig stehen, sie zu erwarten. Der Anführer, welcher an ihrer Spitze ritt, jagte voraus und verhielt erst dicht vor dem Fußgänger sein Roß, daß ihm der Sand, den die Hufe aufgewühlt, ins Angesicht spritzte. Doch war er kaum einen Schritt zurückgetreten, und dieser Muth gefiel dem Albanesen; als er aber den schwarzgekleideten Mann, der vor ihm stand, schärfer angeschaut hatte, rief er: „Ihr seid's? Kennt Ihr mich nicht? Kennt auch dieß Pferd nicht?“

Bernhard erkannte weder das dunkle Gesicht mit den langen, spitzigen Bartzöpfen unter dem nied-

rigen Helm, noch das Roß unter dem reichen, mit vielen bunten Quasten gezierten Zeug, aber er konnte schon errathen, wer es war, der hier seine Bekanntschaft ansprach. — „Ihr seid der Capitano," sagte er, „der mich einst dieses Pferdes und meines Schwertes entledigt hat."

Der Stradiot lachte. „Das Pferd war Euch unnütz, denn Ihr konntet es nicht reiten — Euer Schwert gehörte mir ebenso nach dem Rechte des Siegers. Brauchen kann ich es nicht, aber es hängt in meinem Hause zu Volo."

„Zwanzig über Einen, ein glorreicher Sieg!" versetzte Bernhard furchtlos.

Ohne gereizt zu werden, lachte der Albanese noch stärker. — „Eure Thorheiten, die ihr Ritterthum nennt, ahmen wir freilich nicht nach. Ihr hättet auch besser gethan, meinen Rath zu beherzigen, wie es scheint. Wißt Ihr noch, welchen Rath ich Euch auf den Weg gab?"

Wohl wußte es Bernhard noch und hatte seitdem oft daran gedacht, aber er war jetzt zu stolz, sich darauf einzulassen. „Ich gehe meinen eigenen Weg, und bedarf keines Rathes, als den meiner Ehre!"

„Ehre!" lachte der Stradiot auf. „Soviel habe ich von der Ehre der Lateiner auch begriffen, daß

ich sie nicht an abgelegenen Orten suche, wenn drüben der Feind an die Thore geklopft hat.“ Er ließ sein Pferd steigen, rief den Seinigen, die sich rings um Bernhard gesammelt hatten, ein Wort zu und sprengte mit ihnen davon.

Fünftes Kapitel.

Der Vater.

Der Feind hatte wirklich an die Thore von Brescia geklopft, wenn es auch nur ein versprengter Haufe gewesen, der vielleicht von der schweizer Grenze herkam, von der Einnahme der Stadt durch die Venetianer nichts wußte und unmöglich Gefahr bringen konnte. Es war also doch nicht ganz ein blinder Lärm gewesen, und der Stradiot, welcher auf seinem Rundritt innerhalb der Mauer Bernhard begegnete, hatte Recht gehabt, wie sehr dieser auch den auf unwahre Voraussetzung begründeten Hohn verachtet hatte. Schon ehe er Diodati's Haus erreicht, war ihm auf Befragen erzählt worden, daß allerdings im ersten Morgengrauen eine Schaar von Reitern erschienen, die auf den Anruf vom Mauerthurme

mit französischem Feldgeschrei geantwortet habe, und als sie darauf beschossen worden, mit verhängtem Zügel davongejagt sei. Der Hauptmann der Wache habe sie für Vorläufer des heranziehenden französischen Heeres gehalten und sofort Lärm schlagen lassen, worauf die Sturmglocke auf allen Thürmen gezogen worden sei — vor der Hand noch unnöthig. Aber die Leute meinten doch, es sei gut, wenn man die Wachsamkeit auf diese Weise geprüft, da man sonst leicht ganz sicher werde: zu erwarten sei der Gaston auf jeden Fall, früh oder spät. Sie wichen darin also von der Ansicht Diodati's ab, welcher dergleichen falsche Beunruhigungen mit Recht für höchst gefährlich hielt.

Als Bernhard endlich von seiner weiten Wanderung heimkehrte, wurde er mit Verwunderung empfangen: man schien allgemein geglaubt zu haben, daß er nicht wiederkommen werde. Er fragte den Diener, ob Herr Filippo zu sprechen sei, und ließ sich bei ihm anmelden, wurde auch sogleich von Diodati selbst, der ihm entgegenkam, begrüßt. Der Kaufherr hatte seine vollkommene Selbstbeherrschung wiedergewonnen.

„Befehlt über mich," sagte er, als Bernhard ihn bat, ihm einige Minuten Gehör zu schenken.

Beide setzten sich in dem kleinen Zimmer, das der Hausherr bewohnte, einander gegenüber, und Bernhard, nicht ohne Befangenheit, die sich im Lauf seiner Rede noch mehrte, begann von dem Zusammentreffen von Umständen zu sprechen, die ihn auf eigenthümliche Weise, ohne daß er sich eingedrängt, in manche Verhältnisse der Familie eingeweiht, daß er es aber für seine Schuldigkeit halte, sich offen auszusprechen und hoffe, nicht verkannt zu werden. Diodati hörte diesen Eingang ruhig an, und es steigerte Bernhard's Verlegenheit, daß er ihm, obgleich er doch verstehen mußte, worauf die Rede zielte, durchaus nicht zu Hilfe kam.

„Ich meine das Schicksal Eurer Tochter Fiorina," ging er endlich klar heraus.

„Was wißt Ihr davon?" fragte Diodati sehr höflich.

„Ich weiß, daß sie einem deutschen Edelmanne, den ich kenne, und der mit meiner eigenen Familie in Beziehungen steht, durch Gefühle der Dankbarkeit verbunden ist, daß sie vielleicht dadurch die Unzufriedenheit ihrer nächsten Verwandten erregt hat und wider ihren Willen und ihre Seelenstimmung dem Kloster geweiht worden ist. Wie ich zu dieser Kenntniß gekommen bin — Ihr wißt es, Signor Filippo,

es ist Euch auch hinterbracht worden, daß ich gestern durch Zufall — darauf mein Ehrenwort! — mit Fiorina zusammengetroffen bin — und da ich Euch zu großer Dankbarkeit mich verpflichtet fühle —“ hier stockte er ganz, denn das unverkennbare ironische Lächeln, das unter dem dichten schwarzen Barte seines schweigenden Zuhörers dämmerte, brachte ihn nun völlig außer Fassung: er konnte sich die Berechtigung dieses Lächelns über seine ‚Dankbarkeit‘ nicht abläugnen.

Da ergriff Diodati seine Hand und sprach mit nachdrücklichem Ernste: „Ihr wünscht Offenheit und sollt sie haben, denn ich habe Euch genugsam kennen gelernt und achte Euch, so daß ich die Verhältnisse meiner Familie, da Ihr einmal einen Blick hineingethan habt, mit Euch besprechen kann, um halbwahren Urtheilen vorzubeugen. Fiorina ist unwiderruflich dem Kloster bestimmt. Dort nur kann sie die Ruhe ihrer Seele wiederfinden, die ihr das Leben in der Welt nicht mehr zu geben vermag.“ — Sein Ton, der immer ernster geworden war, sank bei diesen Worten, das Vaterherz, das um sein Kind trauert, machte sein Recht geltend. — „Man hat sie schon als Kind, da ich ihr den Namen des Blümleins gegeben, in frevler Uebertreibung eine Himmelsblume

genannt — möge sie nun dem Himmel geweiht sein. Mir selbst und meiner Strenge mißtrauend, habe ich ihre Mutter und von den Verwandten diejenigen, welche sie am zärtlichsten lieben, zusammengerufen und ihre Meinung gehört, auf welche Weise sie zu retten, und alle, alle haben nur diesen einen Ausweg gefunden. Der Mann, der ihr Herz bethört, der sie abwendig gemacht hat von den ihrigen, von den Banden des Blutes und der Heimath, daß sie einen edlen Freier verschmähte, der nun den Tod im Kriege gesucht und gefunden hat — dieser Mann würde trotz aller Gründe, die gegen eine solche Verbindung sprächen, dennoch um der Neigung und des Glückes unserer Tochter willen, mir und meiner Frau ein willkommener Eidam gewesen sein. Unseligerweise vertraute ich diesen Gedanken in meiner Verbannung einem Freunde, und dieser nahm ihn begierig auf, denn er sah darin zugleich ein Mittel zu höhern Zwecken. Durch eine Verbindung mit meiner Tochter hoffte man dem Feinde Venedigs einen starken und berühmten Streiter, ja nach seinem Beispiele und durch goldene Lockungen vielleicht mehr noch zu entziehen. So kam es ohne mein Wissen zu Unterhandlungen, welche meinen reinen Namen, mein armes Kind tödlich verletzten. Der Mann, den wir meinen,

hatte sich plötzlich, als sein ruchloser Zauber Fiorina unauflöslich an sich gekettet hatte, aus all' seinen Verhältnissen, selbst zu seinen Kriegsgefährten, aus welchem Grunde, weiß niemand, losgerissen und war verschwunden, gerade in der Zeit, da Fiorina aus Brescia entfernt worden war. Anfangs erschrak meine Frau und alle, die uns lieb hatten, denn sie glaubten, er verfolge Fiorina's Spur, aber das war nicht der Fall, sie kam glücklich in Venedig an und ihre Außenseite täuschte mich, denn sie hat ein starkes muthiges Herz, das selbst unter Qualen scherzen und lächeln kann. Damals hatte sie aber noch freudige Hoffnung. Von den Plänen, die mein Freund mit ihr hegte und die sogleich von der mächtigen Partei, zu der er gehörte, ins Werk gesetzt wurden, ahnte sie so wenig als ich. Sie hoffte auf die Macht der Liebe, die sie zu besitzen wähnte, und auf die Macht der Zeit, welche, sowie der Frieden über unsere Lande wieder hergestellt sei, alle Hindernisse ebnen werde. Die heimlichen Späher hatten unterdessen den Gesuchten längst aufgefunden, waren mit ihren Anträgen hervorgetreten, und er hatte — mein Kind verschmäht. Auf welche Weise wir das erfahren haben, zu spät freilich! kann Euch nicht interessiren. Das schon wäre genügender Grund ge-

wesen, Fiorina Diodati, die einem Fremden, einem Feinde ihres Landes angetragen und von ihm verschmäht worden war, vor der Welt in ewige Nacht zu vergraben. Aber sie gab noch mehr Grund dazu. Sie entsagte, trotz der Schmach, die ihr widerfahren war, ihrer unwürdigen Leidenschaft nicht, sie erklärte, in Ewigkeit, auch wenn kein heiliges Band sie verbinden könne, auch wenn sie ungeliebt von ihm sei, ihm anzugehören — ohne Zweifel hat sie auch Euch, den sie zu ihrem Vertrauten erwählt, dasselbe erklärt, und darum, weil Ihr doch in unsere traurigen Verhältnisse eingeweiht seid, spreche ich mich eben, wie Ihr gewünscht, offen gegen Euch aus! Sagt selbst, Ihr als ein rechtgläubiger Christ, kann hier etwas anderes walten, als ein böser Zauber verruchter Teufelskünste und gibt es dagegen ein anderes Mittel, als die Zuflucht in heiligen Mauern?"

„Seid Ihr aber gewiß, aus welchem Grunde jene Unterhandlungen abgelehnt worden sind?" wagte Bernhard, welcher von diesen Mittheilungen tief ergriffen war, zu entgegnen. „Habt Ihr nicht selbst einmal, wie ich mich genau entsinne, erklärt, daß Ihr denjenigen verachtet, der seinen Entschluß erkaufen läßt? Mein Landsmann konnte wohl seiner Ehre gemäß nicht anders handeln. Welches Hinderniß —

nach Eurer eigenen Erklärung — sollte nach geschlossenem Frieden dem Glücke Eures Kindes entgegenstehen, wenn er dann in freier, uneigennütziger Werbung Euch nahte? Ich weiß, daß er niemals in sein Vaterland zurückzukehren gedenkt, daß alle Verbindungen, welche er früher dort hatte, zerrissen sind. Kann er nicht ein neues Vaterland hier finden und wenn Ihr seiner Bitte um die Hand Fiorina's nachgebt —"

„Niemals!" unterbrach ihn Diodati, welcher schon ungeduldig geworden war. „Ich weiß, daß er niemals um Fiorina werben wird, daß er mein armes Kind bethört hat, ohne sie selbst zu lieben — Fluch ihm dafür! Möge er den Lohn an unsern Mauern finden, gegen welche er jetzt, mit den andern deutschen Genossen neu verbunden, anrückt! Seht, das weiß ich auch! Sollte ich zahm warten, bis meine Tochter im Wahnsinn ihrer Leidenschaft untergeht? Laßt uns abbrechen, Signor Bernardo. Nehmt es als einen Beweis meiner Achtung, daß ich Euch die Beweggründe meines Handelns erklärt habe und sucht sie nur immer in der wahren Liebe des Vaters. Laßt uns auch nie wieder auf diesen Gegenstand zurückkommen, solange Ihr mir noch die Freude macht, unter meinem Dache zu weilen."

Bernhard fühlte, daß es an der Zeit sei, darauf sogleich zu antworten. „Ich darf Eure Güte nicht länger mißbrauchen,“ sagte er. „Je länger ich darüber nachgedacht habe, desto klarer ist es mir geworden, daß ich hier nicht abwarten darf, bis die Entscheidung, auf die ich harre, mich ruft. Ich bin ohnehin schon zu Euch, mein großmüthiger Wirth, in eine Lage gekommen, die mich im Lichte eines Undankbaren erscheinen läßt, und könnte durch die Gewalt der nächsten Ereignisse, die sich vorbereiten, in einen Strudel gerissen werden, aus dem ich keine Rettung wüßte. Sagt selbst, wenn der Feind, der sich schon angemeldet hat, vor Brescia erscheint, welche Rolle sollte ich spielen? Mit Euch, der mich mit Freundlichkeit, ja mit Wohlthaten überhäuft hat, zu kämpfen gegen die Franzosen, wäre meine Pflicht, aber drüben stehen meine deutschen Brüder noch in Waffen, soll ich gegen sie das Schwert zücken? Oder unthätig bleiben, ein verachteter Zuschauer des Kampfes?“

„Sorgt nicht,“ erwiederte Diodati. „Der Feind wird sich besinnen, ehe er unsere starken Mauern stürmt und thut er es, so genügen die Waffen der Bürger Brescias — kein Mensch wird erwarten, daß Ihr, als Gast, Euch an dem Kampfe betheiligt,

der nur kurz sein kann und mit dem schimpflichen Abzuge der Angreifer endigen muß. Von den geringen Diensten, die ich Euch geleistet habe, sprecht mir nicht — ich bin Eurem Freunde Ermanno so sehr verpflichtet, daß es nur ein kleiner Theil meiner Schuld ist, die ich hier abtragen kann. In seiner Bescheidenheit hat er Euch nicht erzählt, welche großen Vortheile ich ihm verdanke, da er durch seine weiten Bekanntschaften mir Verbindungen öffnete, Wege bahnte, die ich ohne ihn nimmer gewonnen hätte. Wenn er kommt, will ich es in seiner Gegenwart sagen und er soll es bestätigen. Bleibt also ruhig bei uns, ich hoffe, daß ich ihn vielleicht bald hier sehe."

„Wie? Mein alter Haugwitz?" — rief Bernhard lebhaft.

„Er ist wieder in Italien, wie ich heute sicher erfahren habe. Sobald der Krieg sich in andere Gegenden gespielt oder, was ich hoffe, mit Vernichtung des Feindes geendigt hat, wird Ermanno bei mir sein. Könnte ich ihm eine Botschaft senden, so würde ich ihm zu wissen thun, wen er bei mir treffen wird."

„Es kann doch nicht sein!" versetzte Bernhard, wenn auch sein Herz bei der Aussicht, Kunde von der Heimath und allen Lieben zu erhalten, höher

schlug. „Ich darf nicht länger weilen, ich habe das Recht dazu verwirkt — wenn auch nicht mit Wissen und Willen — und dann: der Kampf, dem Ihr entgegenseht, wird nicht so leicht sein, wie Ihr glaubt; in schimpflicher Unthätigkeit dürfte ich nicht bleiben und fände auf beiden Seiten keine Seelenruhe, recht zu handeln. Ich hatte es mir anders gedacht; nach allem, was ich gehört, mußte der Kaiser noch vor dem Vernichtungskampfe sein Wort der Entscheidung sprechen, dann zogen alle Deutschen aus französischem Solde ab und mit Herzensfreudigkeit hatte ich unter der Reichsfahne auf Eurer Seite gestritten. Der Kaiser schweigt aber noch immer, und so will ich nicht zwischen beiden Parteien stehen bleiben, sondern meinen Weg gehen, der mir bis dahin noch eine andere Pflicht zu erfüllen möglich macht. Wüßt' ich Haugwitz zu finden! Doch auch ohne ihn weiß ich, was ich zu thun habe."

Der Italiener konnte wieder das Mißtrauen nicht unterdrücken. „Ihr müßt das freilich am besten wissen," sagte er. „Wenn diese Pflicht, die Ihr andeutet, in Einklang mit allem zu bringen ist, das Eure Ehre und Gewissenhaftigkeit fordert, so folgt ihrem Rufe."

„Das kann ich!" versicherte Bernhard treuherzig.

„So erlaubt mir wenigstens," sprach Diodati mit erheitertem Blicke, „Euch wie ein sorglicher Freund auszustatten. Wir haben dieß Abkommen ja getroffen, ich führe gewissenhaft Buch über alles, was ich vorgestreckt, Ihr sollt mir einst Kapital und Zinsen wiederbezahlen, ich schenke Euch keinen Scudo."

Der Scherz des Kaufmanns fand bei dem schlesischen Edelmanne keinen rechten Eingang, er machte ihn erröthen, besonders, weil es ihm peinlich bewußt war, daß er in dieser Beziehung allerdings von ihm abhing. O wäre doch der gute Haugwitz zur Stelle gewesen! Wie es mit ihm stand, konnte er aber nichts anderes thun, als das Erbieten Diodati's anzunehmen, da er ohnehin schon in seiner Schuld war. Dem Italiener blieb sein Benehmen dabei unbegreiflich: venetianische Nobili, deren Namen seit Jahrhunderten im goldenen Buche prangten, trieben Handelsgeschäfte und waren stolz darauf, wie hätte Filippo Diodati auf den Gedanken kommen sollen, daß Bernhard von Linden sich schämte und in Verwirrung gerieth um ein einfaches Darlehn und dessen Verbriefung? Er zog vielmehr nachtheilige Schlüsse: gewiß hatte der junge Mann dabei Hintergedanken und es fiel ihm drückend, neue Verpflichtungen anzunehmen, die er im Begriff stand,

durch sein Vorhaben, über welches er sich nicht ausgesprochen hatte, mit Undank zu vergelten. Was er aber auch denken mochte, Diodati gab es nicht zu erkennen. In kürzester Zeit hatte er alles besorgt und Bernhard konnte seine Abreise auf den folgenden Tag festsetzen; sogar einen Paßport vom venetianischen Befehlshaber hatte ihm der vorsichtige Kaufherr verschafft, daß er frei aus der Stadt gelassen und wenigstens von befreundeten Schaaren unterwegs nicht angehalten werde — traf er mit französischen oder deutschen Truppen zusammen, so mußte er sich freilich selbst durchhelfen. Er bat um Erlaubniß, sich von Frau Margherita verabschieden zu dürfen, Diodati sagte ihm aber, sie sei durch die Aufregung des Tages, und was vorangegangen, sehr angegriffen und außer Stande, ihn zu empfangen, wünsche ihm alles Heil auf die Reise und lasse ihn ausdrücklich bitten, wenn er wieder einmal nach Brescia komme, ihr Haus als das seinige anzusehen.

Bernhard hätte so gern noch mit ihr gesprochen, da er sein Benehmen von heute Morgen entschuldigen wollte und eine passende Gelegenheit zu finden hoffte, über Fiorina's Geschick sich an das Mutterherz zu wenden. Aber auf die bestimmte Ablehnung, die ihm wurde, mußte er sich bescheiden.

Die letzte Nacht, welche er im Hause Diodati's und überhaupt in Brescia zubrachte, verging ihm besser als er erwartete. Der gefaßte Entschluß, der ihm eine bestimmte Richtung vorgeschrieben hatte, mochte seine Geister beruhigen, daß er bald, nachdem er sich auf sein Lager gestreckt, in den erquickendsten Schlummer sank und erst gegen Morgen erwachte. Er hatte ohne alle Störung, als nur eines Dieners, der ihm das Haus öffnete, abreisen wollen, und darum schon gestern Abend von seinem Wirth Abschied genommen und ihm seinen Dank für alles ausgesprochen. Jetzt eilte er, nachdem er sich reisefertig gemacht, mit seinem Gepäck, das er dem Pferde aufzulegen hatte, in den Stall, schüttete dem Thiere sein Futter und verrichtete allen Reiterdienst, den er schon daheim und besser noch auf seinen Zügen in der Fremde gelernt hatte. Er hatte sich dazu gestern sogar die Laterne besorgt, welche ihm leuchtete, und fühlte sich in dieser Geschäftigkeit so frisch, wie ihm lange nicht zu Muth gewesen war. Der Diener, obgleich er geziemenden Einspruch gethan und versichert hatte, er werde eine Stunde früher wach sein als der illustrissimo Cavaliere, schlief noch fest — Bernhard wußte sein Kammerfenster im Hofe zu finden, und wollte ihn nicht eher wecken, als bis er

sein Pferd gesattelt und gezäumt habe und zum Aufbruch völlig bereit sei. Ueber den Dächern wurde es licht, die Hähne fingen an zu krähen, aber im Hause regte sich noch nichts und des Springbrunnens Geplätscher war das einzige Geräusch, das sich hören ließ. Bernhard hatte nun sein Pferd gerüstet, und führte dasselbe, nachdem er die Laterne ausgelöscht, vorsichtig aus dem Stalle. Sein Blick suchte noch einmal unwillkürlich das Fenster, an welchem er vor kurzem noch Fiorina's herrliche Gestalt gesehen hatte. — Diese Erinnerung täuschte ihn wohl, daß er auch jetzt im dunklen Rahmen — denn es stand offen wie damals — eine Erscheinung wahrzunehmen glaubte, sie war ihm freilich, als er schärfer hinsah, gleich einem Luftbilde zerronnen, aber es machte doch einen solchen Eindruck auf ihn, daß seine Pulse mächtig pochten. Gleich darauf öffnete sich ein anderes Fenster und der Diener, erschrocken, daß er die Zeit verschlafen hatte, rief tausend Entschuldigungen heraus, als er im Halbdunkel den fremden Herrn mit dem Pferd am Zügel erblickte. Schnell kam er nun, ihm das Hausthor aufzuschließen, und erschrak noch einmal im Portale vor seinem eigenen Herrn, der mit einem Lichte in der Hand aus seinem Zimmer kam, um dem Gaste noch ein

letztes Lebewohl zu sagen. Bernhard war beschämt durch diese Aufmerksamkeit, er drückte Diodati herzlich die Hand und äußerte in der Aufwallung seines Gefühls: er hoffe ihn bald wiederzusehen und vielleicht zum Danke für alle Freundlichkeit, die er ihm erwiesen, die schönste Vergeltung zu üben.

Seine Worte klangen so bedeutungsvoll, sein Auge strahlte dabei so leuchtend, daß Filippo Diodati einen tiefern Sinn, als den einer gewöhnlichen Rede der Höflichkeit, in ihnen nicht verkennen konnte. Doch war keine Möglichkeit mehr, sich darauf einzulassen, er erwiederte nur, was ihm passend schien, und erst, als Bernhard vor der Pforte des Hauses schon aufgesessen war, warf er noch wie verloren die Frage hin: „Ihr zieht doch wohl nicht über die Alpen, sondern zu Euren Landsleuten am Po.“

„Wohin ich auch ziehe, mein edler Freund,“ antwortete Bernhard, „es geschieht nicht für mich. Sagt Frau Margherita meinen letzten Gruß — vielleicht sieht sie mich einst mit andern Gefühlen kommen, als heute scheiden.“

Damit ritt er, sich tief verneigend, langsam die Straße zur Porta orientale hinab, wo keine Sperrung war, weil hier der Zuzug von Venedig, der binnen kurzem erwartet wurde, Sicherung genug gab. Der

Läufer war aber schon unterwegs, der die Schreckenskunde brachte, daß dieser Zuzug, welcher sorglos im vollen Bewußtsein der eigenen Sicherheit seine Straße marschirte, vom Feinde unerwartet überfallen und zersprengt worden sei und Gaston de Foix mit verstärkter Macht gegen Brescia heranrücke.

Unerhörtes hatte sich begeben. Bologna war durch den Gewaltmarsch, dessen Diodati schon gegen Bernhard im Beisein Marani's gedacht hatte, entsetzt worden; der Vizekönig von Neapel, Don Raymon de Cardona hatte auf die Nachricht, daß Gaston mit seinem Heere in Bologna, welches nicht von allen Seiten eingeschlossen werden konnte, eingerückt sei, den Ausfall und Angriff nicht abgewartet, sondern in der Stille die Belagerung aufgehoben und sich nach Imola zurückgezogen. An demselben Tage war dem Prinzen von Foix die Nachricht von dem Falle Brescias zugegangen und er hatte sofort seinen Entschluß gefaßt. Um aber nicht Bologna, in dessen Nähe er das überlegene Heer der Liga zurückließ, zu verlieren, hatte er dem Vizekönig von Neapel einen Waffenstillstand auf vierzehn Tage angetragen und sich erboten, ihm dafür täglich tausend Scudi zu zahlen. Und der spanische Feldherr, was in den Annalen der Kriegsgeschichte in dieser Art wohl ohne

Beispiel ist, war dem entehrenden Ansinnen, seine Unthätigkeit erkaufen zu lassen, nachgekommen! So hatte sich Gaston mit Zurücklassung von fünfhundert Hommes d'armes und viertausend Knechten von Bologna in Marsch gesetzt, war durch das Gebiet des Markgrafen von Mantua, der ihm den Durchzug nicht zu verweigern wagte, gegen Verona gegangen und hatte bei Mugnano, einem kleinen Dorfe, wenige Stunden von dieser Stadt entfernt, den obenerwähnten venetianischen Heerhaufen, der zur Verstärkung nach Brescia zog, überraschend angegriffen. Es war von Wichtigkeit für ihn gewesen, ehe er zum Sturm auf Brescia schritt, denselben zu vernichten; denn Giovanni Paolo Baglione, der ihn führte, hatte dreihundert Lanzen Schwergeharnischter, vierhundert Stradioten, dreitausend Fußknechte und sechs Geschütze mit sich. Dieser war nun bei dem unerwarteten Angriff der französischen Hommes d'armes, welchen die Deutschen, in starker Geviertordnung anstürmend, unterstützten, bald zersprengt und seine vereinzelten Haufen auf der Flucht zur Etsch durch einen Ausfall der Besatzung von Verona, welchen Philipp von Freiberg mit dreizehnhundert Landsknechten unternahm, großentheils erschlagen worden. Freiberg hatte sich darauf dem Prinzen von Foix angeschlossen, welcher nun am

17. Februar 1512 vor Brescia erschien und sein Lager hart unter den Mauern der Stadt aufschlug.

Sechstes Kapitel.

Der Fall von Brescia.

Nun war es an der Zeit, die Sturmglocken auf allen Thürmen in Bewegung zu setzen, dießmal galt es den furchtbarsten Ernst. Doch herrschte in der Stadt die freudigste Zuversicht, ihre Mauern waren stark, ihre Bürger von glühender Kampfslust beseelt. Auf jene Meldung schon von der Niederlage Baglione's hatte man Vorkehrungen getroffen, daß sich der Feind nicht mit der Besatzung der Burg Falcone d'Italia, wo sich Henry Gonnet bis jetzt gehalten, in Verbindung setzen konnte. Eine Abtei, welche mit dem Schloß auf demselben Bergrücken lag, von welchem die Gegend beherrscht wurde, war an sich schon fest, durch Verschanzungen verstärkt und mit tausend bewaffneten Landleuten, auch mit Geschütz besetzt worden; sie konnte bei guter Vertheidigung jeden Versuch zu Schanden machen. Man erwartete an diesem Tage zwar keinen Angriff mehr, denn ein

heftiger Regen strömte vom Himmel; gleichwohl eilten die Bürger zu den längstbezeichneten Waffenplätzen, um die Anordnungen der Befehlshaber für den bevorstehenden Kampf zu vernehmen. Auch Filippo Diodati nahm Abschied von seiner zagenden Gattin und bat sie, guten Muthes zu sein: er hoffe mit Sicherheit, daß der Feind mit großem Verlust zurückgeschlagen werde. Sein heiteres Antlitz, sein ruhiger Blick bewiesen, daß er nicht blos sprach, um die bange Frau zu trösten.

„Wär' ich jetzt nicht allein!" seufzte sie. „Hättest Du nur diese wenigen Tage noch gewartet!"

„Sollte ich warten, bis ihr Verderben nicht mehr abzuwenden gewesen wäre?" entgegnete er mit sanftem Tone. „Weil ich Fiorina liebe wie mein Leben, konnte ich nicht anders handeln! Du bist nicht allein, Margherita," setzte er hinzu, indem er auf das Bild des Erlösers zum Betaltar zeigte.

Vor der Thüre des Zimmers ließ sich unterdessen eine fragende Stimme hören, es war die eines Freundes: Marco Marani trat ein, bewaffnet, wie auch Diodati schon war. „Ich komme Dich abzuholen, mein Vetter Filippo!" rief er hastig. „Jede Minute ist kostbar. Wie hattest Du Recht, wie war ich, wie waren wir alle mit Blindheit geschlagen!

Nie hätte ich für möglich gehalten, daß er schon hier sein, daß er uns überhaupt angreifen könne! O ich sehe kein gutes Ende — er ist zu furchtbar in seiner Schnelligkeit, er ist die furia francese in Person und dazu die Deutschen, die mit dem Kopf wie Sturmböcke gegen die Mauern rennen — was kann die beste Kriegskunst, das schärfste Kolubrinen- und Arkabusenfeuer dagegen? Alle kann man ja doch nicht treffen und todtschießen. Sie nehmen die Mauern mit Sturm und dann ist alles verloren!"

„Schäme Dich, Marco!" unterbrach ihn Diodati mit Unwillen. „Dieser Kleinmuth jetzt auf die frühere blinde Zuversicht — haben wir die Rollen seitdem vertauscht? Wüßte ich nicht, daß Du ein tapferes Herz in der Brust trägst und Dich im Kampfe schlagen wirst wie ein Löwe, so müßte ich Dich um Deiner Worte willen verachten. Komm und mache mir die Frau nicht ängstlich. Auf baldiges Wiedersehen, Margherita."

„Wenn aber Marco doch Recht hat," rief diese, „wenn sie stürmen, wenn sie einbrechen?"

„Dann finden sie ihr Grab in Brescia," erwiederte Diodati.

„Gottes Rathschlüsse sind wunderbar — wenn Er dem Feinde nun den Sieg schenkt?"

„Dann sterben wir wie Männer!“

„Und wir?!“ rief Margherita. „Was wird aus uns in den Händen erbarmenloser Feinde?“

„Gott ist über uns!“ sagte Diodati feierlich. „Auch Frauen wissen, wenn alles verloren ist, zu sterben!“

Vor diesem Fanatismus schauderte Marani, aber er wagte kein Wort zu sagen.

„Aengstige Dich heute nicht um das Morgen,“ bat Diodati mit sanftem Tone sein Weib, das ihm bleich und zitternd die Hand gereicht hatte, gleichsam zu einem stummen Versprechen. „Für heute ist noch nichts zu befürchten, wir gehen nur, um für Morgen alles vorzubereiten, darum säume ich auch noch, weil keine Gefahr im Verzuge ist. Bald komme ich wieder und will zu Deiner Beruhigung auch für den schlimmsten Fall, von dem ich bis jetzt nichts hören wollte, alles mit Dir berathen.“

„Du glaubst also wirklich,“ fragte Marani, „daß uns der Gaston Ruhe bis morgen gönnen wird?“

Ein dumpfer Schall, durch die schwere Regenluft halberdrückt, dröhnte in diesem Moment über die Stadt hin und gab wohl vielen auf dieselbe, wenn auch nur gedachte Frage die Antwort. Es

war ein Kanonenschuß. Aufschreckend rief Margherita zum Gatten: „Hörst Du?"

„Und wenn auch — wir sehen uns wieder!" sagte dieser fest, küßte sie und eilte Marani nach, welcher bereits hinausgestürzt war, um zu hören, was der einzelne Schuß, dem keine mehr folgten, bedeute.

Gerade jener strömende Regen, welcher den Vertheidigern so günstig erschienen war, hatte zu ihrem Nachtheil gewirkt. Gaston de Foix, der, so jung er noch war, doch den richtigen Feldherrnblick besaß, welcher oft angeboren ist, hatte die Wichtigkeit des Vertheidigungspunktes erkannt, welchen die Brescianer in der hochgelegenen Abtei vor dem Thore besaßen und daher unverzüglich eine Abtheilung von tausend deutschen Landsknechten unter dem schwäbischen Hauptmann Leonhard Ruch entsendet, um das Kloster zu nehmen. Der Regen begünstigte ihren Anmarsch und hinderte die Geschützwirkung der Vertheidiger. In jener Zeit, wo die Feuerwaffen noch in ihrer Kindheit waren, verstand man wenig, sie von dem Einfluß der Witterung zu schützen, der jetzt bei veränderter Zündung nicht einmal die Handfeuerwaffen mehr trifft. Damals führte man das Pulver für die Geschütze nicht in Cartouchen, sondern lose

in Fässern mit, nicht immer auf Wagen, sondern oft auch auf Lastthieren, man lud mit einer Schaufel und zündete mit der Lunte: auch die Handgewehre wurden mit der Lunte gezündet. Kein Wunder, daß im Regen selbst die Kanonen verstummten. Der Schuß, welcher bis in Diodati's Wohnung gehört worden, war daher auch der einzige, der bei dem Angriffe der Deutschen auf die Schanzen vor dem Kloster abgefeuert werden konnte. Im raschen Lauf stürmten sie; die Bauern waren den versuchten Kriegern nicht gewachsen, flohen aus den Verschanzungen in den innern Klosterhof und wurden hier von den Feinden, die mit ihnen zugleich eindrangen, bis auf den letzten Mann niedergemacht. Das Heer, welches in angemessener Entfernung gefolgt war, rückte nun schnell auf die Höhen, deren Schlüssel, die Abtei, gewonnen war; jubelnd öffnete die Besatzung des Schlosses das Thor und ließ die Zugbrücke nieder, um alles Fußvolk aufzunehmen, während die Reiterei außerhalb ihr Lager aufschlug. Eine Schaar von fünfhundert Rittern, unter dem greisen Yves d' Alegre, wurde seitwärts gegen die Porta orientale aufgestellt, welche allein, wie schon erzählt, offengeblieben war, da man die andern Thore entweder ganz vermauert oder durch Erdwerke und Schanzpfähle gesperrt hatte. Jenes

sollte im äußersten Nothfalle den Bewohnern die Flucht möglich machen, diese aber zu hindern, war die Bestimmung des alten tapfern Ritters aus der Auvergne.

Der Verlust der Abtei erregte in der Stadt mehr Erbitterung als Bestürzung. Andrea Gritti, der venetianische Feldherr, welcher den Oberbefehl übernommen, hatte zu seiner Verfügung vierhundert Lanzen Schwergepanzerter, tausend Armbrustschützen zu Pferd, achthundert Stradioten, sechstausend Mann Fußvolk und außerdem die streitbare Bürgerschaft, nebst den Bauern, welche in Waffen zur Stadt geströmt waren: nach der geringsten Angabe auch noch sechstausend Streiter. Der Feind konnte stürmen, er konnte sogar in die Stadt einbrechen, aber, geschwächt durch den großen Verlust, mußte er hier, wo auch seine Kernschaaren, die gefürchteten Hommes d'armes, die Blüthe des französischen Hochadels, nur zu Fuß fechten konnten, im Straßenkampfe, an welchem die ganze Bevölkerung theilnahm, den sichern Untergang finden, und der trefflichen Reiterei der Venetianer lag es dann ob, ihn vollständig zu vernichten. Das hatte der Feldherr seinen Truppen, hatte Graf Luigi Avogaro, welcher die Seele des Widerstandes bei den Bürgern war, den Streitern der Stadt verkündigt. In dem Kriegs=

rathe, welcher bei dem Oberbefehlshaber gehalten worden, hatte sogar Einer der übermüthigsten Volkshelden die Frage zu ernstlicher Erörterung gebracht, ob man die gefallenen Franzosen nach dem Siege in geweihter Erde bestatten solle oder nicht, da sie doch sämmtlich im Banne befindlich! Historisch wahr!

Filippo Diodati, wenn auch als angesehener Kaufherr mit der Führung eines Banners beauftragt, war nicht zu dem Kriegsrathe berufen, sondern wartete bei seiner Mannschaft das Ende desselben ab und kehrte, nachdem infolge der Beschlüsse für Morgen die nöthigen Anordnungen getroffen und starke Wachen an den Thoren und auf den Mauerthürmen ausgestellt waren, in sein Haus zurück. Marani hatte mit andern am Burgthore, dem bedrohtesten Punkte, für die Nacht die Wache beziehen müssen, welche aus Soldtruppen der Republik und Bürgern gemischt war.

Durch Boten, welche Filippo, ehe er selbst kommen durfte, an seine Frau gesandt hatte, war diese schon von dem Stande der Dinge unterrichtet worden, und die Zuversicht, welche die Männer gegen sie ausgesprochen, hatte sich ihr mitgetheilt. Diodati hütete sich, sie zu erschüttern, obgleich er sie nicht ganz theilte. Er hielt einen unglücklichen Ausgang des

Kampfes doch nicht für so ganz unmöglich als die andern, und beschloß als vorsichtiger Mann auch für diesen Fall zu sorgen. Seiner Frau sagte er nur, daß er noch einen nothwendigen Gang habe, und nachdem er mit ihr zu Nacht gespeist und, wie es natürlich war, über die bevorstehenden furchtbaren Ereignisse zu ihr tröstend gesprochen, ihr seine Weisungen mitgetheilt hatte, wohin sie sich, wenn es wider Erwarten einer feindlichen Schaar gelingen sollte, bis in diese Gegend der Stadt vorzudringen, begeben solle, um die Flut, die sich wieder verlaufen müsse, vorüberrauschen zu lassen, — verließ er im Abenddunkel das Haus, ein schweres Kästchen, das seine besten Kostbarkeiten und viele werthvolle Papiere enthielt, unter dem Mantel. Hätte Frau Margherita geahnt, wohin er seine Schritte richte, so würde selbst sein strenges Verbot sie nicht verhindert haben, ihm zu folgen — hatte sie doch schon über Tafel den Gedanken geäußert, die Schreckenstage in demselben Asyl, wo ihr theuerstes vor den Gefahren des Lebens geborgen war, vorübergehen zu lassen. Aber sie ahnte nichts, und da sie gewohnt war, daß er von seinen Geschäften nie mit ihr sprach, so fragte sie auch heute nicht weiter. Spät erst kehrte er zurück und nun auf ein Paar Stunden, denn ehe noch

das Morgenroth erwachte, versammelten sich schon die Vertheidiger einzeln wieder auf allen Plätzen und nahmen die Aufstellungen an den Mauern der Angriffsseite ein, die ihnen bezeichnet waren. Filippo Diodati schied denn von seiner Gattin, welche heute Standhaftigkeit genug besaß, um ihm den Abschied nicht zu erschweren; erst als er fort war, brach ihr Muth und sie gab sich den schrecklichsten Vorstellungen hin, welche die alte Dienerin, die nicht von ihrer Seite wich, vergebens zu beschwichtigen suchte. Wiederholt rief sie den Namen ihres Kindes, aber Fiorina war fern, auf ewig von ihr getrennt.

Als der Tag zu dämmern begann, schmetterten die Trompeten im feindlichen Reiterlager und riefen die Reisigen aus dem Schlafe zu ihren Pferden. Auch in der Stadt ertönten Signale; Trommeln wirbelten durch die Straßen, Hörner klangen in allen Richtungen, auf den Thürmen begann wieder das entsetzliche Sturmgeläut. Von der Burg Falcone d' Italia führte nur ein schmaler Weg zur Stadt, diesen wirksam zu bestreichen war Geschütz im Thore aufgefahren; venetianische Söldner und ein erlesener Haufe von Bürgern, bei welchem sich Marco Marani befand, hielten das Thor und dessen innere Zugänge besetzt; sechshundert Mann waren in das Kloster Sankt Florian geworfen,

das hart vor der Stadtmauer lag und den Weg von der Burg von der Seite her beherrschte. Die Häuser und Dächer in den nächsten Straßen waren zur Vertheidigung eingerichtet, und die Frauen legten geschäftig Hand dabei an. Geschlossene Haufen hielten in den Quergassen, an den Straßenecken; auf den Plätzen war die Reiterei aufgestellt, die Hauptmacht des Fußvolks in fester Masse stand auf dem großen Marktplatze, neben ihr das Geschwader der Stradioten, über welche ein junger Sproß des uralten Hauses Contarini, welcher die wilden Söhne von Epirus wohlzuführen verstand, den Oberbefehl hatte.

Auf dem Höhenzuge, wo das Schloß und die gestern erstürmte Abtei lagen, schaarte sich nun auch das Heer des Königs von Frankreich. Die Ordonnanz-Compagnien der Hommes d'armes, die freien Krieger der Aventure, welche sich einem berühmten Ritter angeschlossen, wie hier dem tadellosen Bayard, ritten auf, in hellen Haufen zog das Fußvolk aus dem Schlosse, wo es genächtigt hatte und stellte sich unter seine Fahnen. Ein lautes Freudengeschrei begrüßte den jugendlichen Helden, welcher nun, von einem stattlichen Gefolge begleitet, im prächtigen Waffenschmuck vor die Fronte gesprengt kam — von den ersten Purpurlichtern der aufgehenden Sonne begrüßt, klar zu

erkennen von den Zinnen der Stadt. Unter Trommelschall sah man jetzt einen Herold von Schlachthaufen zu Schlachthaufen ziehen. Was er den Kriegern entbot, war nicht schwer zu errathen; denn alsbald traten aus der mittelsten Schaar viele zugleich vor, denen sich immer mehr anschlossen: Freiwillige zum Sturm wurden aufgerufen, und die Deutschen waren die ersten, welche freudig den Vorkampf, als ihr Ehrenrecht begehrten. So viele verließen die Glieder, daß der Prinz dem Andrange wehren mußte. Sein glänzendes Auge musterte mit Stolz und Wohlgefallen die kräftigen Männer, die voll Streitlust zu ihm aufblickten: viele der Hauptleute kannte er schon bei Namen, da fiel sein Blick auf Einen, den er lange nicht unter seinen Kriegern gesehen hatte: unter allen ragte er durch seine Riesengröße hervor, aus seinem offenen Helme blickte ein Antlitz von männlicher Schönheit. Der Prinz grüßte ihn ganz besonders und seine Farbe erhöhte sich ein wenig, als sein Auge dem Auge des starken Kriegers begegnete. Doch hielt er das Roß im Vorüberreiten nicht an, sondern sprengte nun zu seinen Gascognern, von denen sich auch schon dreihundert, wie er die Deutschen sich stellen lassen, als enfants perdus gemeldet, unter Molard, ihrem Hauptmann, und dem Ritter Gonnet,

welcher das Schloß bis jetzt behauptet hatte. Hinter diesen waren fünfhundert Hommes d'armes, sehr vornehme Herren, von ihren Streithengsten abgesessen, um zu Fuß am Sturme theilzunehmen. Da sprang auch Gaston de Foix in ritterlichem Muthe von seinem Rosse, mit ihm noch viele andere. Den Gewalthaufen bildete das gesammte Fußvolk, unter welchem dreitausend achthundert deutsche Landsknechte unter Jakob von Embs. Die Bürger von Bologna hatten damals dringend gebeten, ihnen diesen berühmten Kriegsobersten als Befehlshaber zurückzulassen, dem Prinzen war er aber bei seiner kühnen Unternehmung auch unentbehrlich gewesen.

Nachdem die Schlachtordnung vollständig gebildet war, sahen die Vertheidiger auf den Mauern, wie der Herold im leuchtenden Wappenrocke, von einem Trompeter begleitet, langsam gegen die Stadt herabgeritten kam. „Er bringt die übliche Herausforderung — mag er nur kommen!“ sagte Andrea Gritti, welcher mit vielen Hauptleuten und angesehenen Einwohnern auf dem Thorthurme stand, die Bewegungen des Feindes zu beobachten.

„Weiset ihn ab! Hört ihn nicht an!“ rief Graf Luigi Avogaro, welchem alles an der Durchführung seines Werkes gelegen sein mußte, da er

sonst wohl verloren war. „Was wollt Ihr schnöde Reden anhören? Schickt ihn mit Kugeln zurück!“

Das war aber gegen edle Kriegssitte, welche damals die Stelle des später ausgebildeten Völkerrechtes vertrat und auch gegen Feinde die Formen einer oft übertriebenen Courtoisie angenommen hatte, umso mehr mußte der Vorschlag des Grafen, welcher das Haupt eines Gesandten nicht einmal achtete, Mißbilligung erregen, welche sich auch in seiner Nähe unverholen aussprach.

„Wer ist der Mann?“ fragte der Führer der Stradioten, Contarini, heimlich, auf Einen deutend, der sich am lautesten geäußert hatte.

„Ein versteckter Franzosenfreund,“ erwiederte Avogaro. „Er heißt Diodati, und ist sehr reich. Gebt Euren wackern Bergsöhnen, die keine Rücksicht zu nehmen haben, Befehl, ihn im Auge zu behalten. Von Seinesgleichen, deren es mehr in Brescia gibt als Ihr glaubt, hat die Signoria alles zu befürchten.“

Diese hinterlistige Aeußerung, gegen einen venetianischen Gewalthaber gethan, hätte dieselbe Wirkung gehabt, als wenn sie schriftlich bei Nacht in einen der verrufenen Löwenrachen am Dogenpalast gelegt worden wäre — an dem edlen Stahl eines Contarini glitt sie aber machtlos ab, wie ein schwach

geschnellter Pfeil. Er warf nur einen verächtlichen Blick auf den Angeschuldigten, der sich wohl nicht träumen ließ, daß er, Filippo Diodati, jemals einer solchen Verdächtigung ausgesetzt werden könne.

Der Herold brachte im Namen des Prinzen Gaston de Foix, Herzogs von Nemours, Lieutenant Seiner allerchristlichsten Majestät, des Königs Ludwig XII. von Frankreich eine Aufforderung, nicht an den venetianischen Feldherrn, sondern an die Bürgerschaft von Brescia gerichtet. Er verlangte Uebergabe der Stadt und dreimalhunderttausend Gulden Entschädigung, und sicherte dagegen den Einwohnern Leben, Freiheit der Person und des Eigenthums. Da war nicht eine Stimme zweifelhaft, was zu thun sei; aber so kräftig sich auch die Versammelten aussprachen, wollte der Podestà doch, daß die Botschaft des Prinzen vor den Rath und die Vorsteher der Bürgerschaft gebracht werde, und der venetianische Feldherr fürchtete schon, die Drohungen, welche der Herold auf die gebotene Gnade folgen ließ, könnten die Mehrzahl einschüchtern. Er begab sich also ebenfalls in das Rathhaus, während der Herold draußen auf Antwort harren mußte; er fand seine Befürchtung nicht ganz unbegründet, denn es hatte sich schon eine Zaghaftigkeit wie ein ansteckendes Fieber verbreitet, welche gefährlich für den

Widerstand werden konnte. Seinen Worten gelang es aber, die Stimmung wieder zu ermuthigen, besonders, da er ihnen als Soldat versicherte, daß die Stadt so fest sei, daß kein Sturm sie überwältigen könne. Der Kleinmuth ging denn, wie es im italienischen Charakter liegt, zum andern Extrem, zum ausgelassensten Trotze über, und der Proveditor verlieh nur diesem allgemeinen Geiste den symbolischen Ausdruck, als er durch seine Stradioten zwanzig Hähne in der Stadt ergreifen, abkehlen und zur frechsten Verhöhnung als Antwort auf die Aufforderung des Prinzen über die Mauer dem Herold zu Füßen werfen ließ. Die Verhöhnung lag in dem italienischen gallo, der Hahn, was zugleich oder eigentlich Gallier heißt und damit die Franzosen bezeichnete. Empört, aber ohne seiner Würde durch ein unziemendes Wort etwas zu vergeben, ritt der Herold zu dem Heere zurück, das nun schon vier Stunden seit Sonnenaufgang in Schlachtordnung ungeduldig gehalten hatte. Gaston hörte die rohe Abfertigung seines Parlamentairs mit aufflammender Entrüstung und rief, das blitzende Auge zur Stadt gekehrt: „Wohlan! So mögen sie es haben!“ Dann befahl er, die Obersten der beiden deutschen Regimenter zu ihm zu rufen. Es war Jakob von Embs, der mit ihm von Bologna

gekommen, und Philipp von Freiburg, welcher aus Verona mit den kaiserlichen Landsknechten zu ihm gestoßen war, den Oberbefehl führte aber jetzt der erstere. Der Prinz erklärte ihnen, daß der Sturm ohne weitere Säumniß geschehen müsse und daß er sich dabei ganz besonders auf die Deutschen verlasse. Philipp von Freiburg übernahm es, die Freiwilligen, welche seit dem Aufrufe schon voran standen, zu führen; dabei waren fast alle Hauptleute, die nach alter Sitte bei gefahrvollem Kampfe immer im ersten Gliede des Schlachthaufens kämpften, mochte ihre eigene Mannschaft in der Masse stehen, wo sie wollte. Auch heute hatten sie dieß Recht verlangt, und wie sparsam sich auch sonst in den fremden Schriftstellern die Nachrichten über deutsche Heldenthaten im ausländischen Solde finden, wie absichtlich sie dieselben verschweigen oder verdunkeln, so sind uns doch einige der Namen aufbewahrt, welche hier den Vorkampf sich nicht rauben ließen, und wir wollen sie nennen. Johann Spät von Pflumern, Hans Harder, Wolfgang von Ehingen, Georg von Uffenloch, Sigismund von Freiburg, Burchard von Embs, lauter Schwaben, und mit ihnen zwei Sachsen: Gotthard von Ende und — den wir schon mit Prinz Gaston erkannt haben: Fabian von Schlabrendorff.

Im verlornen Haufen wurde nun der Ring gebildet, und als nach der üblichen Ansprache die Mahnung erging, wer an den Sturm auf die Stadt ehrlich sein Leben einsetzen wolle, der möge die Hand aufheben, da streckten alle freudig die Hände zum Himmel mit lautem Zuruf und schnitten sich Kerben in die glatten Stangen ihrer Spieße, um sie fester fassen zu können. Darauf wurde im ganzen Heere bei Todesstrafe untersagt, zu plündern, ehe der Sieg vollständig errungen sei und jeder ermächtigt, seinen Nebenmann, welcher diesem Verbote zuwiderhandle, niederzustoßen, dann aber, wenn die Stadt gewonnen, möge man thun nach Belieben. Nur bestimmte Häuser, welche scharf bezeichnet wurden als Wohnungen Französischgesinnter, und auch die Frauenklöster sollten geschont werden. Brescia war nächst Mailand die reichste Stadt der Lombardei: welche Aussicht auf unermeßliche Beute!

Mit Gott denn, hieß es, zum Sturm! Der Weg von der Höhe herab zum Burgthor war schmal und konnte mörderisch beschossen werden: die Freiwilligen, Deutsche und Franzosen, gingen daher nicht, wie es sonst geschah, in gedrängter Sturmsäule vor, sondern zerstreuten sich und suchten im vollen Lauf, jeder wie er konnte, oder in kleinern Trupps unter

den Schuß zu kommen, wozu ihnen hie und da einzelne Häuser, welche den Abhang bedeckten, einigen Schutz gewährten. Hart an der Stadtmauer erst sammelten sie sich wieder und gingen dann sofort zum Sturm gegen das Kloster Sankt Florian, das erst genommen werden mußte, ehe das Thor der Stadt angegriffen werden konnte. Tapfer wehrten sich die Dalmatier, welche das Kloster besetzt hielten, und hier war es, wo der Ritter Bayard von einem Speerstoß hartverwundet niedersank. Sein Fall aber reizte die Seinigen zur höchsten Wuth, das Kloster wurde erstürmt, unaufhaltsam wälzte sich der Strom der Flüchtigen mit den Siegern vermischt, so eng zusammengekeilt, daß selbst die Waffen nicht gebraucht werden konnten, gegen das Thor — unter Freund und Feind zu schießen, zagten die Büchsenmeister — eh' ein Entschluß gefaßt war, brach alles schon ein; die Geschütze wurden verlassen, aber verloren glaubte kein Mensch die Stadt, sondern nun erst schien der Untergang der tollkühnen Feinde gewiß, denn in den engen krummen Straßen erwartete sie die Vernichtung durch die Waffen der Vertheidiger, welche hier im unberechenbaren Vortheil waren, durch Steine, geschmolzenes Blei, siedendes Wasser und alle Mittel der Volkswuth von den Dächern!

Wir folgen ihnen nicht in den grausen Vernichtungskampf — wer seine entsetzlichen Szenen lesen will, der mag die Blätter der Geschichte aufschlagen. Auf ein freies und frisches Schlachtfeld mögen wir unsere Leser wohl führen, wo schöne und ritterliche Thaten, edles und anziehendes zu erzählen und die traurigen Bilder, welche unabwendbar sie begleiten, schonend zu verhüllen sind: in die Brandung des Falles von Brescia wollen wir nicht tauchen.

Siebentes Kapitel.

Zur Perle.

Am Ufer des Lago d'Iseo, eines der reizendsten oberitalienischen Seen, welcher wohl um den Preis der Schönheit mit seinen größern und besuchtern Nachbarn ringen kann, lag im üppigen Gebüsch halbversteckt ein kleines Wirthshaus. Es war nur von den Fischern, welche hier in der bequemen Landungsbucht anzulegen pflegten, besucht, denn keine Landstraße führte in der Nähe vorüber und von dem Hause liefen nur zwei Fußpfade aus: der eine nach dem Kirchlein, das sein Kreuz auf dem Berge erhob,

der andere nach dem geringen Dorfe, dessen Häuser sich in einiger Entfernung am Ufer des Sees hinzogen. Auf reichen Gewinn von ihren Gästen konnte also die Osteria nicht zählen, und doch hatte sie ein überaus wohlhabendes Ansehen, ein Geist der Ordnung und Reinlichkeit waltete hier, den der Fremde sonst jenseit der Alpen nicht immer findet, und das Haus machte seinem Namen: ‚alla perla' volle Ehre.

Es war ein sonniger Nachmittag. In den Uferthälern dieser lombardischen Seen, welche dem Schutze der Alpen ihr herrliches Klima verdanken, herrscht in Wahrheit ewiger Frühling, wie der Barkarol, welcher den Fremden über die grüne Flut fährt, mit Stolz versichert. Nur selten wird der Frost bei strengem Winter hier eindringen und die Blüthen und Knospen tödten, auch die entnervende Hitze, welche oft in der Entfernung weniger Miglien zur Sommerszeit die Fluren versengt, findet an den Bergen, in deren Schooß die langgestreckten Gewässer ruhen, an den frischen Lüften, die vom ewigen Schnee des Hochgebirges herabwehen, ihre Milderung. So war an dem Februartage, der uns zur ‚Perle' des Lago d'Iseo führt, obschon jenseit der Berge viel südlicher noch alles winterlich aussah, am See die reiche Vegetation, wie man sie dann erst hinter

der römischen Campagna wiederfindet, in voller Kraft. Vor dem weinumrankten Hause befand sich eine Terrasse, gegen den See hinab fest aufgemauert, oben mit Zitronenbäumen bepflanzt, unter denen ein Mann an einem kleinen Tische saß und es sich bei einer Flasche dunkelrothen Weines bequem gemacht hatte. Er ruhte in halbliegender Stellung auf der glattgezimmerten Bank, hatte den Hut neben sich auf die Erde geworfen, daß sein kahler Scheitel und sein gutmüthiges, stark verbranntes Gesicht in volles Licht trat, und schlürfte zuweilen einen Schluck aus dem Becher, wobei er jedesmal behaglich mit der Zunge schmatzte. Aber sein Auge schweifte immer wieder auf die spiegelglatte Flut, welche heute von keinem Winde gefurcht war, und wenn er ein weißes Segel erblickte, hob er sich auf den Ellenbogen und blickte scharf hinüber, bis er sich überzeugte, daß es noch immer nicht war, wonach er suchte. Jetzt kam die Wirthin zu ihm, ein Bild der Sauberkeit in ihrem kleidsamen, bunt bebänderten Anzuge. Sie nahm den Pfropfen von Weinlaub aus der weithalsigen Flasche und schenkte dem Gaste schweigend das leergewordene Glas voll.

„Corpo di Satanasso, Padrona," sagte er,

Euer Sohn wird den Franzosen in die Hände gefallen sein."

„Flucht nicht so unchristlich, Signor," versetzte sie. „Mein Sohn läßt sich nicht fangen. Wer weiß aber, ob der, den Ihr suchen laßt, schon angekommen ist. Franzosen wagen sich nicht hieher — wozu auch?"

„Fragt ein Soldat, der auf der Streife ist, wozu? Per Dio, Padrona, ich wünsche nicht, daß Eure Perle einmal von solchen Gästen heimgesucht würde."

Sie ließ die vielen Korallenschnüre, welche ihren dunkelbraunen Hals schmückten, gelassen durch die Finger laufen und sagte: „Wenn ich mit Deutschen fertig werde, hoffe ich auch mit Franzosen zurechtzukommen."

„Ich danke Euch!" erwiederte der Fremde lachend.

„Da kommt Cecco!" sagte sie, und deutete auf ein fernes Segel, das den Augen des Gastes kaum wie ein weißer Fleck erschien, so sehr er sich auch anstrengte, sich von der Wahrheit ihrer Behauptung zu überzeugen.

„Cospetto!" rief er. „Ihr müßt Augen haben, so scharfe wie ein Luchs, oder soviele wie eine Fliege! Wenn Ihr denn Euren Schwarzkopf erkennt, so seht Ihr auch, ob noch Einer in der Barke ist."

„Das seh' ich nicht, aber ich weiß es, denn ohne ihn würde Cecco jetzt noch nicht zurückkommen."

So war es auch. Als das Boot näher kam, erkannte man, daß es außer dem Ruderer noch einen Menschen trug, der saß aber so, daß man ihn, weil das Segel ausgespannt war, von der hochgelegenen Terrasse nicht recht sehen konnte. Der Gast mußte jedoch seiner Sache gewiß sein, denn er stand auf, hob seinen Hut vom Boden und schwenkte ihn gegen das nahende Fahrzeug. Der Gruß wurde zu seiner Verwunderung nicht erwiedert — jetzt wendete die Barke, um in die Bucht einzulaufen, und der dicke Herr am Lande stieß einen so langen Fluch aus, daß sich die Wirthin unwillig bekreuzte.

„Das ist er ja nicht!" schrie er. „Wie kann Euer Lümmel von Sohn einen Falschen bringen?"

Die Barke stieß auf den Strand, der Bootsmann reichte dem, den er über den See gefahren, die Hand, und dieser schwang sich mit einem leichten Sprunge an das Ufer. „Dort hinauf, Signorino!" sagte der Barkarol, indem er nach dem Pfade zum Wirthshause zeigte und dann sein Boot festmachte, ehe er dem Voraneilenden folgte. Die Wirthin ging ihm bis an den Rand der Terrasse entgegen, und auch ihr Gast trat heran, um sich den Ankommenden zu

beschauen, der für ihn nicht der Rechte war. Er sah einen sehr jungen Menschen zur Terrasse heraufsteigen, der in einen dunkelgrünen faltigen Rock von fremdem Schnitt gekleidet war, und einen schwarzen Mantel über die Schulter geworfen hatte, daß er ihm die ganze linke Seite bedeckte und ihn offenbar im Gehen hinderte. Vortheilhaft nahm sich die Erscheinung nicht aus, sie hatte etwas unbeholfenes und linkisches; als aber der junge Mensch die letzte Stufe erstiegen hatte und den grauen Hut mit der herabfallenden Feder zurechtsetzend vor die beiden trat, welche ihn etwas geringschätzig empfingen, änderte sich deren Urtheil über ihn. Sein Gesicht war sehr blaß, und unter dem Hute zeigte sich an der Schläfe ein dunkler Fleck, wie eine Brandwunde, aber die Züge dieses Antlitzes überraschten durch ihre regelmäßige Schönheit und vor dem Feuer der schwarzen Augen konnte der Gast, welcher vor ihm in der Perle gesessen, seine Prüfung nicht beendigen, denn es verwirrte ihn. Auch der Wuchs des Jünglings, der, bartlos wie er war, kaum das Knabenalter überschritten haben mochte, trat jetzt trotz des weiten Gewandes, das ihm offenbar nicht paßte, schlank hervor, und der Dolchgriff, der in seinem Gürtel funkelte, war so reich verziert, daß die Wirthin schon

dadurch bewogen wurde, ihre Meinung über ihn fallen zu lassen.

„Ihr seid die Padrona?“ redete er sie mit einer jugendlichen, aber ungemein wohlklingenden Stimme an.

Sie bejahte es und fragte nach seinen Befehlen.

„Ein Nachtlager für heute und vielleicht eine Wohnung für einige Tage.“

„Ihr habt zu befehlen,“ erwiederte sie. „Laßt Euch dort nieder — ich gehe, Euch eine Kammer zu bereiten.“

Den Sohn, welcher nun auch ankam, winkte sie zu sich, aber der ältere Herr, der ihm ein Paar Stufen herab entgegenging, hielt ihn fest. „Du bringst mir einen Unrechten!“ rief er ihn an.

„Euer Mann kommt erst morgen!“ entgegnete der Barkarol, ein schwarzlockiger Bursche von kaum sechszehn Jahren. „Ich bringe Euch einen Brief von ihm.“

„War er drüben?“ rief der Alte eifrig. „Hast Du ihn gesehen? Gib her!“ Er nahm den Brief hastig in Empfang und hörte kaum, daß der Schiffer die Fragen verneinte und von dem Boten sprach, der von Gardone gekommen, und den Brief mitgebracht statt des Mannes.

Während der Herr eifrig las, beobachtete ihn der Jüngling, der mit der Barke gekommen war, von dem Tische, wo er auf der Bank platzgenommen hatte. Es konnte ihm nicht entgehen, daß dieser Fremde kein Italiener war, und als er seinen Brief durchgelesen hatte und sich nach dem Schiffer umsah, der unterdessen zu seiner Mutter in das Haus gegangen war, entfuhr ihm gar ein Wort in fremder Sprache, das seine Vermuthung nur allzusehr bestätigte. Mit verdüstertem Blick, aber gesteigerter Aufmerksamkeit, setzte er seine Beobachtung fort und musterte ihn von Kopf zu Fuß. Da näherte er sich, bemerkend, daß der junge Mensch sich auf seinen Platz gesetzt hatte, dem Tische, um wenigstens den letzten Becher Wein ihm nicht zu überlassen. Er nickte dem Sitzenden jedoch gutmüthig zu, als er den Becher ergriff, welchen er dann auf einen Zug leerte.

„Ihr seid nicht aus diesem Lande?“ fragte der Jüngling.

„Nein,“ antwortete der Alte und konnte seinen Blick nicht von der feinen weißen Hand des jungen Menschen abwenden, welche nachlässig mit den Weinblättern der Flasche spielte.

„Ihr seid ein Deutscher, Signor?“ fragte der Jüngling weiter mit einer gewissen Dringlichkeit.

„Errathen, junger Herr. Ein Deutscher bin ich. Seid mir darum nicht böse!“

Vor dem Lachen, mit welchem er selbst seinen Scherz begleitete, stieg eine dunkle Röthe in des Jünglings Gesicht, und seine Augen senkten sich zu Boden, um ihren Ausdruck nicht zu verrathen. Doch schwieg er, und seine Lippen preßten sich. — „Versteht doch Spaß, junger Herr,“ sagte der Fremde, welcher das bemerkte. „Ich bin keiner von den Eisenfressern meiner Nation, sondern ein friedlicher Reisender, dem es in Eurem schönen Lande so wohlgefällt, daß er immer wiederkommen muß, selbst auf Gefahr bei dem allgemeinen Halsabschneiden seinen eigenen Kopf zu verlieren. Jetzt hab' ich aber noch ein besonderes Geschäft.“

Der junge Mensch hörte wohl gar nicht, was der gutmüthige Herr zu ihm sagte, er hatte vielmehr ganz unhöflich die Hand über seine Augen gelegt und stand plötzlich auf, um sich zu entfernen. Da sah der Alte zu seinem größten Erstaunen, daß des Jünglings Augen feucht waren und der Ausdruck des tiefsten Grames um seinen Mund schwebte. Es war aber nur ein flüchtiger Moment, wo er das bemerken konnte, denn jener ging, ohne ihm ein Wort der Entschuldigung zu sagen, in das Haus.

„Seltsam!“ murmelte der Alte vor sich hin, indem er sich wieder auf die Bank setzte. „Hat wohl auch im Kriege Verwandte verloren, vielleicht durch unsere Deutschen sonst Leid erfahren. Armes Kind!“

Die Wirthin kam nach einer Weile wieder heraus. „Wer ist der Knabe?“ fragte er sie.

„Ich weiß es nicht, er sitzt in der Kammer, die ich ihm eingeräumt habe, und weint, weint so, als müsse ihm das Herz brechen!“ Die gute Frau konnte selbst ihre Thränen nicht zurückhalten und auch der Gast war davon ergriffen. Nach einer Weile sagte er ihr, daß er von seinem Freunde eben einen Brief erhalten habe, wonach er ihn erst morgen erwarten könne: er werde also hier übernachten.

Das setzte die Padrona in einige Verlegenheit — ihr Haus war, wie gesagt, klein und auf Beherbergen nicht recht eingerichtet, da keine Reisenden, sondern nur Fischer und Landleute der nächsten Umgegend hier einkehrten. Doch wußte sie sich als resolute Frau immer leicht zu helfen: der alte Herr konnte mit dem jungen die einzige Kammer, die sie zur Verfügung hatte, theilen. Sie schlug ihm das vor, womit er ganz einverstanden war, da er an dem Knaben, wie er ihn nannte, großen Antheil nahm und ihn zu bewegen hoffte, seinen Kummer

auszusprechen. Die Wirthin ging denn, auch diesem ihre Einrichtung mitzutheilen, und warf noch im Abgehen die Bemerkung hin: „wenn ich nur nicht mehr Gäste bekomme — seht doch!“

Quer über den See steuerten mehrere Barken, deren Segel von der Sonne, welche eben hinter den westlichen Berghang sinken wollte, röthlich angeglüht waren. Der alte Herr beobachtete den Lauf der Fahrzeuge, aber nur eins nahm seine Richtung gerade nach der ‚Perle,‘ die andern hielten mehr nordwärts.

„Signorino!“ sagte die Wirthin mit sanftem mitleidigen Tone, als sie in die Kammer getreten war und der Jüngling, in seinen Gram versenkt, das Haupt auf die Brust geneigt, ihre Anwesenheit gar nicht zu bemerken schien. Er erschrak, sah mit einem furchtbaren Blicke empor und schauderte.

„Was fehlt Euch?“ fragte die Wirthin theilnehmend. „Ich bin nur eine arme Witwe und kann Euch wohl nicht helfen, aber Ihr thut mir leid — sagt mir, was Euch fehlt.“

Von neuem durchzuckte ein Schauder, wie von der entsetzlichsten Erinnerung eingeflößt, die schlanke Gestalt des schönen Knaben und er machte eine heftig abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Ich will Euch nicht quälen,“ sagte die Wirthin.

„Ihr werdet also hier über Nacht bleiben? Dieß Kämmerlein ist freilich das einzige, was ich habe, und es ist für Euch bestimmt, aber der alte gute Herr, der draußen sitzt, hat nun auch beschlossen, hier zu bleiben, und er ist doch früher da gewesen als Ihr —"

„Ich weiche ihm —" erwiederte der Jüngling bitter — „ich gehe weiter — es ist mein Loos, meine Wahl!"

„Nicht doch, Signorino! Die Kammer gehört Euch, aber Ihr werdet sie gewiß gern mit dem alten Herrn theilen."

Ein Blitz aus den Augen, ein flüchtiges Roth auf den Wangen des Knaben: „Nimmermehr!" rief er.

Die Wirthin schüttelte verwundert und mißbilligend den Kopf. „Ihr wollt also den alten Mann unter freiem Himmel lassen?" fragte sie. „Meinen Sohn nehme ich schon in meine Kammer, in den Stall zu der Kuh kann ich doch den alten Herrn, der ein fremder Kavalier ist, nicht betten?"

„O nein! Gebt ihm diese Kammer, laßt mich draußen weilen, mein Haupt ist ohnehin obdachlos."

„Faßt Euch, ich bitte Euch, junger Herr, Ihr seid krank! Ihr redet in großer Aufregung! Heilige Mutter Gottes! Was ist Euch denn widerfahren?"

„O es wird bald widerhallen vom Po bis zu den Alpen! Und dennoch, dennoch!“ Er schlug beide Hände vor das Gesicht. — „Wohlan!“ sagte er, die Trostesworte, mit welchen ihm die Wirthin leise zusprach, unterbrechend. „Es kann nicht anders sein. Ich werde auch das thun, sagt dem Deutschen, daß ich ihm diese Kammer gern abtrete, er ist alt, und kein Kriegsmann. — Hier bleiben kann ich nicht. — Padrona, ich habe noch ein Wort mit Euch zu reden.“

„Sprecht, armer junger Herr,“ erwiederte die Witwe.

„Ihr kennt mich nicht, aber ich kenne Euch! Ihr heißt Tonietta, und habt eine Schwester, die um ihres Fleißes willen schon als Kind la Ragna geheißen, an Fleiß eine Spinne, nicht an Bosheit.“

„Gott, ja! Wer seid Ihr? Kennt Ihr meine Schwester? Was macht sie?“

„Sie lebt und ist wohl geborgen.“

„O das weiß ich, sie dient schon dreißig Jahre treu der Frau Margherita Diodati.“

Hier schwankte der bleiche Knabe plötzlich, der Kampf, den er in seinem Innern gerungen, um äußerlich die Standhaftigkeit zu bewahren, ging über seine Kräfte, er sank ohne einen Laut auf dem Lager,

wo er saß, zusammen. Aufschreiend vor Schreck eilte ihm die Wirthin zu Hilfe, that, was in ihren Kräften stand, um ihn wieder zu sich zu bringen — — und es gelang ihr.

Nach einer Viertelstunde trat sie wieder auf die Terrasse, wo der alte Herr noch unter den Zitronenbäumen stand und mit großer Erwartung der Barke entgegensah, die mit Menschen gefüllt, daß sie zu sinken drohte, schwerfällig über das Wasser kam, und noch immer nicht das Ufer erreichen konnte.

„Schaut doch, schaut!" rief er der Wirthin zu. „Was soll das bedeuten?"

Sie blickte auch verwundert hin und konnte sich nicht recht erklären, woher die vielen Menschen kämen, besonders als ihr der Gast sagte, daß auch die andern Boote, welche in schräger Richtung mehr nordwärts gesteuert, starkbesetzt geschienen. — „Nun, wir werden's ja gleich hören," äußerte die Wirthin darauf. — „Mit der Kammer hab' ich's geändert. Ihr sollt sie allein haben, seid ja früher hier gewesen als das junge Blut — das nehm' ich zu mir in meine Kammer, der Cecco mag im Stall oder draußen schlafen."

„Ei seht doch, Padrona!" rief der alte Herr blinzelnd und lachte.

Sie war aber nicht zum Scherz aufgelegt. „Ich bin in Ehren sechsundfünfzig Jahre alt geworden, Signor Cavaliere,“ sagte sie, „was ich thue, kann die ganze Welt wissen. Das junge Blut liegt mir sehr nah am Herzen und ich werde sorgen wie eine Mutter für ihn, da er keine mehr hat.“

„Darum also! Er hat sie wohl kürzlich verloren — armes Kind!“ — Die Stimmen der Menschen in der Barke, welche eben landete, unterbrachen das Gespräch — bald genug hörte man von ihnen, wer sie waren: Flüchtlinge aus Brescia! Wie achtsam auch der Ritter aus Auvergne mit seinen fünfhundert Reitern die einzig freie Straße besetzt hatte, um niemand aus der Stadt entrinnen zu lassen, war die Schaar doch nicht zahlreich genug gewesen, den Strom der Verzweiflung, der endlich, als alles verloren war, herausbrach, so völlig zu dämmen, daß nicht einzelne freie Bahn gefunden hätten. Und von diesen war es eine Handvoll, die sich auf Umwegen hieher geflüchtet und nun die Kunde von dem furchtbaren Schicksale Brescias brachte. Es war für den alten Herrn ein Glück, daß ihm sein langer Aufenthalt in Italien die Sprache des Landes so geläufig gemacht hatte und er bei der Dämmerung, die nun schon eingebrochen war, nicht für einen

Fremden erkannt wurde: Kriegsmann oder nicht, er wäre der Volksrache zum unschuldigen Opfer gefallen. Aber die Flüchtlinge hielten sich nur eine kurze Zeit auf, dann nahmen sie ihren Weg unter dem Schutze der Dunkelheit weiter hinauf in die Berge. Herzzerreißend war ihr Jammer gewesen, entsetzlich, welche Verwünschungen sie gegen ihre Feinde ausgestoßen hatten — auf den wilden Tumult, der noch ihren Pfad bezeichnete und allmälig in der Ferne verhallte, folgte nun tiefe Stille. Die Wirthin hatte sich zurückgezogen, ihr Sohn die Flüchtlinge begleitet, um ihnen von der Kirche, wohin sie stiegen, den nächsten Pfad in die Val camonica zu zeigen. Mit schwerem Herzen blieb der alte Herr allein zurück und saß bis in die späte Nacht, da er nicht hoffen konnte, ein Auge zu schließen, ehe er nicht von den schrecklichen Erzählungen, die er bruchstückweise vernommen, seine Seele einigermaßen gestillt hatte.

Am andern Morgen erwachte er spät. Der Schlaf, der endlich doch über ihn gekommen war, hatte ihn umso fester gehalten. Draußen stand die Sonne schon hoch am Himmel; durch das offengebliebene Fenster hörte er das Rauschen des Sees, welcher heute vom Ostwinde aufgeregt große Wellen an das Ufer trieb. Der Alte stand auf und suchte

das Freie. Draußen empfing ihn die Wirthin mit freundlichem Morgengruß; auf seine Fragen erfuhr er, daß der junge Mensch bereits seit einer Stunde aufgebrochen und fort sei, Cecco, ihr Sohn, aber, der spät in der Nacht wiedergekommen, seine Barke bereits über den See geführt habe, um den Herrn, welcher gestern ausgeblieben war, abzuholen. Das war dem Gaste sehr lieb, denn nach allem, was er erfahren hatte, sehnte er sich nach dem Freunde noch mehr und zitterte vor dem Gedanken, daß er, so nahe gekommen, abermals durch widrige Ereignisse von ihm getrennt werden könne. Wovon ihm seit gestern das Herz voll war, das beschäftigte auch die Wirthin, und sie wußte noch viel mehr als er von dem, was sich in Brescia begeben hatte; nur durfte sie es nicht sagen, denn sie hatte feierlich Verschwiegenheit gelobt, und dankte nur Gott, daß sie ihre Schwester, die gute treue Ragna, geborgen wußte. Sie ließ sich daher von dem Fremden erzählen und hörte seine Bemerkungen über die schlimme Zeit, die noch immer für das schöne Land kein Ende nehmen wollte, schweigend an. Später ging sie an ihre Geschäfte und er blieb wieder auf der Terrasse bei seinem Kruge Wein, den er zum Zeitvertreib allmälig leerte, bis er endlich das Boot, auf welches seine Hoffnung

gerichtet war, auf den schäumenden Kämmen der Wogen tanzen sah. Es kam näher, denn der Wind beflügelte seinen Lauf, er erkannte zwei, hinter dem Schiffer richtete sich der andere auf, ließ ein Tuch wehen — er war es, Bernhard! Da fehlte wenig, der Alte wäre mit seinen Reiterstiefeln eine Strecke im Wasser entgegengelaufen. Als die Barke an das Ufer stieß, sprang er hinein, und schloß den Wiedergefundenen in seine Arme.

„Hab ich Euch endlich!“ rief er. „Nun kommt Ihr nicht mehr los! Nun nehme ich Euch mit!“

„Was macht die Mutter — was alle, alle?“ fragte Bernhard stürmisch.

„Gesund habe ich sie verlassen, das ist die Hauptsache! — Ich soll Euch bringen, todt oder lebendig. Steigt aus, kommt herauf! Wir wollen uns nur ein wenig erfrischen — Vino santo, sagt' ich's Euch nicht zu Hause schon? Vortrefflich! Dann fort — im Dorfe stehen meine Pferde, ich habe hier wie ein Wachtposten auf Euch gelauert.“ Sie waren unterdessen aus dem Boot und zur Terrasse hinaufgestiegen und jetzt erst kam Bernhard zu Wort.

„Seid mir gegrüßt, mein lieber und gütiger Herr von Haugwitz!“ sagte er. „Wir sehen uns

endlich wieder — ich hatte gehofft unter ganz andern Verhältnissen! Ihr wißt doch —?“

Der tiefe Ernst, die schwere Betrübniß, die auf Bernhard's Antlitz stand, ließ außer Zweifel, was er meine.

„Ich weiß es seit gestern Abend erst,“ erwiederte Haugwitz.

„Ich seit gestern Mittag — Flüchtlinge kamen von Brescia, darum konnte ich nicht gleich Eurem Rufe folgen — fragen mußte ich, zu erfahren suchen, was mich so nahe angeht.“

„Und habt Ihr von Diodati's etwas gehört?“ fragte Haugwitz dringend.

„Filippo Diodati soll bei der Vertheidigung des Burgthors gefallen sein,“ erwiederte Bernhard mit schwerem Seufzer.

„Armer Freund! Und die Seinigen? Seine edle, treffliche Frau? Sein Kind?“

„Von ihnen — weiß niemand“ — sagte Bernhard, mit seiner Bewegung kämpfend.

„O das ist gräßlich! Komm, mein Sohn, setze Dich her. Du bist außer Dir — komm, fasse Dich — alles geschieht ja nicht von ungefähr — es lebt ein Gott im Himmel, der die Seinigen schützt. Die

Frauen werden sich in die Kirchen geflüchtet haben, welche kein christlicher Krieger verletzt."

Bernhard wußte es anders und auch der theilnehmende Greis sprach nach dem, was er schon gestern gehört, gegen seine Ueberzeugung. — „Ich muß erst nach Brescia ziehen," sagte jener. „Wär' es nicht um Euren Rath gewesen, so würde ich gleich von drüben dahingeeilt sein."

„Das wäre eine Tollheit gewesen!" rief Haugwitz. „Was? Denkt Ihr, mit heiler Haut in diese Hölle einfahren, Euch darin zurechtfinden, den Freunden, die Ihr sucht, begegnen, ihnen helfen zu können? Wollt Ihr meinen Rath hören, so nehmt ihn auch an. Versprecht mir das."

„Ich kann mir zur That die Hände nicht binden lassen!" versetzte Bernhard.

„Das will ich auch nicht. Ihr sollt nur nicht blindlings in Euer Verderben rennen. Die Sache steht so. Entweder sie sind nicht mehr zu retten, was Gott verhüten möge! dann wäre es nur um Gewißheit darüber zu thun. Oder sie leben noch, haben eine Freistatt gefunden oder sich sonst gerettet, dann muß man sie zu finden trachten, um sie ferner zu schützen und in Sicherheit zu bringen. Beides wird aber nicht erreicht, wenn Ihr spornstreichs nach

Brescia hineinstürmt. Wir müssen uns geradezu an diejenigen wenden, welche dermalen das Regiment in Brescia führen, und dazu verhilft uns, daß ich mit den deutschen Hauptleuten, auch mit mehrern der französischen Herren bekannt bin — so mit Jakob von Embs."

„Auch ich!" rief Bernhard. „Ich habe den Embser auf meinem Herwege bei Brixen kennen gelernt."

„Seht Ihr? Auch ist wohl der Freiburg dabei und der Schlabrendorff — Ihr entsinnt Euch?"

„Er?!" rief Bernhard. „Ihn suchte ich auf andern Wegen, ich wurde durch Nachrichten getäuscht, die mich irreführten, wollte besseren, die ihn beim Heere wußten, nicht glauben, versäumte darüber die Zeit, da ich das Heer noch hätte treffen können, — und so war ich weit verschlagen nach Verona hin, wo der Sachse sein sollte —"

„Was habt Ihr mit dem?" fragte Haugwitz. „Damals schon ließt Ihr nicht ab, mich auszufragen."

„Wenn alles sich entschieden hat, sollt Ihr es erfahren," versetzte Bernhard. „Ihr meint also, wir gehen ins französische Lager, was hofft Ihr davon?"

„Dort erhalten wir fürs erste freies Geleit,

Sicherheit für unsere Nachforschungen und vielleicht auch schon einige Auskunft, wenn wir den Schlabrendorff treffen, denn der ist, wie ich bestimmt weiß, in alter Zeit schon mit dem Diodati, wenigstens mit dem ältern Bruder, der jetzt in Venedig wohnt, bekannt gewesen, und es läßt sich kaum denken, daß er nicht etwas gethan haben sollte —"

„O Ihr wißt nicht! — Doch ich sehe keinen bessern Rath! Brechen wir auf denn! Ich bin nur herübergekommen, um Euch zu sehen, Euch alles zu sagen — der Bootsman soll mich gleich wieder zurückfahren auf die gerade und nächste Straße, mein Pferd steht drüben in guter Obhut und Ihr könntet die eurigen um die Spitze des Sees schicken und mit mir fahren, Ihr habt mir ohnehin noch nichts von meinen Eltern und all' meinen Lieben aus Läßnitz erzählt!"

„Läßnitz — ja freilich —" sagte der alte Herr, und nur, weil Bernhard von seinen Gedanken befangen war, bemerkte er nicht, daß dem Freunde seines Vaters etwas auf dem Herzen lag. „Wir können unterwegs davon reden. Ihr habt Recht, ich schicke meine Pferde um den See auf die große Straße, wir kommen früher dahin und erwarten sie dort. Das will ich gleich besorgen." Er ging bei

der Wirthin seine Zeche zu bezahlen, die Magd wurde nach dem nahen Dorfe geschickt, wo der Diener, welchen dießmal Herr von Haugwitz, der verschlimmerten Verhältnisse wegen, bei sich hatte, mit den Pferden stand, und nachdem sie abgefertigt war, nahm er von der alten Frau Abschied. Sie erschrak, als er ihr das Ziel seiner Reise nannte und rieth dringend ab: dort sei alles vorbei und es werde wohl keine lebende Seele, kein Stück, auch nur eine Stecknadel werth, in Brescia übrigbleiben; er wolle doch nicht plündern helfen? Was zu retten gewesen sei, das habe schon seinen sichern Ort gefunden, davon könne sie erzählen, wenn sie wolle, aber sie wisse anvertraute Dinge wohlzubewahren und warne ihn nur vor dem schlimmsten.

„Ha!" rief er. „Der blasse Knabe ist wohl auch aus Brescia entflohen? Ja, ja — der Brandfleck an der Stirn. Er hat es Euch vertraut — nicht wahr? Ihr könnt mir's immer sagen — von mir hat niemand etwas zu befürchten."

„Ihr könnt auch nichts dabei helfen," erwiederte sie. „Das ist eine traurige Geschichte. Ich rathe Euch, bleibt davon."

„Das geht nicht, Padrona. Lebt wohl. Vielleicht komme ich künftig einmal wieder. Wahrlich,

hier wäre ein Ort, um sich endlich einmal zur Ruhe zu setzen, wenn sich's nicht in der Heimath doch besser stürbe als in der Ferne!" Er schüttelte der Witwe die Hand und eilte zu seinem ungeduldigen Gefährten, der bereits in der Barke saß; Cecco stieß ab und nach den ersten Ruderschlägen schon bat Bernhard um die versprochene Kunde von den Seinigen. Da faßte sich der alte Freund ein Herz gleich mit dem schlimmsten vorzurücken: Läßnitz, das alte Stammgut, war von Grund aus abgebrannt, und die Familie, da vorerst keine Mittel vorhanden waren, an den Aufbau zu denken, hatte sich trennen müssen, da keiner der Söhne sie ganz aufnehmen konnte. Die Eltern wohnten bei dem ältesten, der das Stammgut wahrscheinlich nun auch übernehmen werde, und Erdmuthe — wie der alte Haugwitz seine Pathe beharrlich nannte — war bei der Aebtissin zu Marienstern in der Ober-Lausitz, welche eine Verwandte der Linden'schen Familie war.

„Und der Großvater? — Und — Barbara?" rief Bernhard, von diesen Nachrichten tiefgebeugt.

„Das weiß ich nicht genau," erwiederte Haugwitz. „Sie sind fortgezogen — wohin? das hab' ich nicht erfahren. Ich war nur ein Paar Stunden bei meinem alten guten Heinrich, Eurem Vater, und viel

fragen mocht' ich nicht, es that mir zu weh! Nachher sagte mir jemand, der Landeshauptmann sei nach Prag gegangen zum Könige Wladislaw, der ihn gut aufgenommen habe, weil er doch große Verdienste um die Krone Böhmen und Ungarn hat, wenngleich von dem vorigen Herrn her. Es hieß auch, die Kleine mit den goldenen Locken und dem Engelsköpfchen habe einen vornehmen böhmischen Grafen geheirathet — warum nicht? Sie wäre für einen Fürsten gut. Bernhard, Ihr hättet daheim bleiben sollen!"

Fühlte das Bernhard auch? Und verstand er den Gedankengang des alten Freundes, der seine Rede, als habe er zuviel gesagt, plötzlich unterbrach und verstummte? Bernhard sah still über die bewegte Flut hinaus, deren Wogen den Kiel, der sie durchschnitt, zornig umrauschten: ein schmerzlicher Ausdruck breitete sich mit wachsender Gewalt über seine Züge.

Achtes Kapitel.

Einmal und ewig.

Der Lenz, welcher in den Seethälern schon die Blüthen geweckt hatte, kündigte sich in den Ebenen

der Lombardei durch ein langanhaltendes Regenwetter an, daß es war, als wolle der Himmel die Erde ertränken. Auf den Feldern, welche ohnehin da, wo der Krieg sein Wesen getrieben, nur dürftig bestellt waren, zeigte sich selten ein Mensch; die Strassen waren so tief aufgeweicht, daß das Fortkommen selbst dem Fußgänger äußerst beschwerlich war, die Pferde aber sich kaum durch den schweren Boden arbeiten konnten. Verstimmt und schweigend ritten die beiden Freunde nebeneinander: es war aber nicht das üble Wetter, welches sie in solche Stimmung versetzt hatte — dem hätten beide wohl widerstanden — sondern das gänzliche Mißlingen ihres Unternehmens. Ohne Hinderniß waren sie vom Lago d'Iseo nach Brescia gelangt, obgleich ihnen viel Kriegsvolk, in kleinen Haufen selbst einzeln ziehend, begegnet war; niemand hatte sie angehalten oder belästigt, auf ihre Fragen nach dem Zustande in der Stadt hatte man ihnen sehr widersprechenden Bescheid gegeben, nur darin stimmten alle überein: „daß es vorbei sei!" Wo war der Oberbefehlshaber? Wo das Heer? Darauf hatten sie meist die Achseln gezuckt, Einer aber einmal geantwortet: „Ja wo? Hier und überall!" So war es auch gewesen. Nach der siebentägigen Plünderung mit ihrem fürchterlichen

Geleit hatten die Sieger eine so unermeßliche Beute gewonnen, daß kein Machtgebot des Prinzen, kein Band der Disziplin die Schaaren mehr zusammenhielt! Selbst die vornehmsten der französischen Herren, auf einmal so reich geworden, daß, nach dem Ausdruck eines Zeitgenossen, Kind und Kindeskind daran genug hatten, verschmähten es nicht, vor allen Dingen ihre mit der Eisenfaust gewonnenen Schätze in Sicherheit zu bringen. Auf drei Millionen Reichsthaler ist die Beute von Brescia geschätzt worden, über dreitausend Wagen wurden beladen, den Raub aus der Stadt zu schaffen, und zahllose Krieger, die ihren Antheil dabei hatten, geleiteten sie in allen Richtungen. Nur die deutschen Knechte, welche verhältnißmäßig am wenigsten erbeutet hatten, waren meist bei ihren Fahnen geblieben und dem Prinzen von Foix auf seinem weitern Marsche gefolgt, wohin? das wußte niemand. Die Straße nach Mantua, auf welcher er hergekommen war, hatte er nicht wieder eingeschlagen, sondern war fast in entgegengesetzter Richtung abgezogen; einige meinten gar nach Genua. So hatten denn die Freunde um freies Geleit nicht zu sorgen und waren auch ohne viel Schwierigkeit, da sich Haugwitz auf bekannte Hauptleute berief, in die unglückliche Stadt eingelassen

worden. Vorüber war alles hier! Die Kriegsleute hatten Recht gehabt. Die tiefste Ruhe herrschte in Brescia, die Ruhe des Grabes. In ihre Häuser verschlossen, zitterten die Bewohner, welche das Schwert und die Mordart verschont hatte, daß nicht von neuem die Wuth der Sieger losbrechen werde, selbst die Französischgesinnten, deren Wohnungen ausdrücklich vorherbezeichnet worden und nichts gelitten hatten, hielten sich verborgen und trauerten über das entsetzliche Unglück, dessen Größe sich noch gar nicht überschauen ließ. Die Freunde eilten sogleich nach dem Hause Diodati's. Sie fanden es verwüstet, — ausgeraubt — keine menschliche Seele, welche ihnen hätte Nachricht geben können! Nur der Springbrunnen im Hofe rauschte wie sonst, in unaufhörlichem Geplätscher — hätte er nur zu erzählen vermocht, was er alles gesehen hatte! Schweren Herzens durchirrten die beiden das öde Haus, ob sie nicht in einem der vielen Zimmer, deren Thüren weit offenstanden, deren Geräth zertrümmert oder hinweggeschleppt war, irgend ein Wahrzeichen finden könnten. Umsonst! Nur der Betaltar im Gemach der Hausfrau war unentweiht geblieben, das Heiligthum anzutasten, hatten sie doch nicht gewagt. Die Freunde standen hier eine Weile in ernstem Schweigen, die

Häupter gesenkt — dann schieden sie stumm aus dem Hause, wo Haugwitz, gastlich aufgenommen, einst manche frohe Stunde verlebt hatte, wo Bernhard in das Geschick der schönen unglücklichen Fiorina eingeweiht worden war. Lebte sie noch? Hatte man wirklich die Frauenklöster geschont, oder waren sie erbrochen worden — großer Gott! Bernhard wußte ja nicht einmal, in welchem sie geweilt hatte — und als er Nachforschungen anstellen wollte, sah er bald die Unmöglichkeit ein. Was auch geschehen sein mochte, die Pforten der Klöster hatten sich wieder geschlossen und öffneten sich keiner Bitte, keiner Frage mehr. Haugwitz hatte in Diodati's Nachbarschaft ebenso wenig etwas erfahren können. In so allgemeinem Verderben, wer kümmert sich um andere? Endlich führte ihn der Zufall in ein Haus, wo ein vornehmer französischer Ritter verwundet lag: er hörte seinen Namen — Bayard! Da faßte er sich ein Herz, auf den weitberühmten Charakter des Helden vertrauend, von welchem die Dame, in deren Hause er lag, unter Thränen ihm einen neuen herrlichen Beweis erzählte — die Geschichte hat ihn der Nachwelt aufbewahrt: wie er, selbst arm, das reiche Lösegeld ihren Töchtern zur Mitgift geschenkt. Haugwitz ließ sich dem Ritter, der schon halbgenesen im Begriffe

stand zum Heere abzugehen, vorstellen. Bayard empfing ihn mit der Leutseligkeit, die ihm alle Herzen gewann, hörte theilnehmend an, was er ihm vortrug und lieh ihm den Beistand seines Namens, um die Nachforschungen nach den Diodati zu fördern. Aber sie blieben erfolglos, wie bisher. Daß Filippo gefallen sei, hatte Bernhard schon zu Gardone von einem der Flüchtlinge, der an seiner Seite gestritten hatte, erfahren — näheres oder nur Bestimmtheit war nicht mehr zu erlangen. Von seiner Gemahlin, von seiner Tochter wußte kein Mensch etwas — die Nachfrage nach Fiorina setzte sogar diejenigen, welche mit der Familie oberflächlich bekannt gewesen, in Verwunderung und die gewöhnliche Antwort war immer: Arme Fiorina! Sie ist schon längst gestorben! — Bernhard erinnerte sich, daß sie vor der Welt todt sein sollte! Er fragte gelegentlich auch nach Marco Marani. Der werde sich schon gerettet haben, hieß es, denn er sei klug und wisse seinen Vortheil wahrzunehmen. Zuletzt fand sich Einer, der ihn sogar gesehen haben wollte am dritten Tage nach der Einnahme, aber nur von fern, mit einem Weibe in einem zertrümmerten Heidentempel versteckt, wo manche Zuflucht gefunden. Bernhard's Herz bebte: konnte das Fiorina nicht gewesen sein, die er gerettet?

Gewißheit war aber auf keine Weise zu erlangen und die eine Frage drängte sich fort und fort auf: wie konnte Fabian von Schlabrendorff, wenn er bei dem Sturme zugegen gewesen, das Haus, in welchem er einst ein Herz zu Dank sich verpflichtet und gewonnen hatte, nicht vor Verheerung schützen, auch wenn er auf dieß Herz keinen Werth legte? Und Fabian von Schlabrendorff war zugegen gewesen: deutsche Knechte von der zurückgelassenen Besatzung hatten es Bernhard auf seine Fragen bestimmt versichert; er war dann mit dem zusammengebliebenen Heerhaufen des Prinzen abmarschirt. In den letzten Tagen hieß es, der neue Sammelplatz der französischen Streitmacht sei an die Seeküste, an einen Ort der Riviera di Ponente verlegt, wo man die aus der Provence kommenden Verstärkungen am bequemsten an sich ziehen könne, um dann mit blitzschnellen Operationen und einem entscheidenden Schlage dem Kriege ein Ende zu machen.

Die Freunde hatten nun in Brescia alles erschöpft, was zu einer Ermittelung hätte führen können, und endlich die traurige Stätte verlassen. Das böse Regenwetter, welches unterdessen eingetreten, war nicht fähig gewesen, sie länger zu fesseln. So finden wir sie aus der Porta orientale gezogen auf

der Straße nach Ponte San Marco. Schweigend ritten sie, von Haugwitz's Diener gefolgt, durch den strömenden Regen, und es mochte wohl eine Stunde vergangen sein, ehe das erste Wort zwischen ihnen gesprochen wurde. In Ponte San Marco trennten sich ihre Wege. Haugwitz hatte vergebens gesucht, Bernhard für ungesäumte Heimkehr nach Schlesien zu stimmen, alle seine Vorstellungen waren fruchtlos gewesen, ja er hatte beschämt verstummen müssen, als ihm Bernhard erwiederte, daß er ihn ja zum Verlassen der Heimath ermuntert, ihm die Wege bereitet habe. „Ich habe freilich nichts errungen!“ hatte Bernhard hinzugefügt. „All' meine hochfahrenden Träume sind zerronnen — ärmer an Hoffnungen, reicher an bittern Erfahrungen stehe ich da, aber ich gebe keinem die Schuld als mir selbst. Ohne ein festes Ziel bin ich nur glänzenden Irrlichtern gefolgt, habe mich von meinen Gefühlen, nie vom Verstande leiten lassen, und meiner Kraft nicht vertraut. Ich weiß, daß ich in diesem Abwarten eines Antriebs von außen zu nichts gekommen bin als zu besserer Erkenntniß. Aber ich habe mir in letzter Zeit doch Eins vorgenommen, und das muß ich durchführen. In der Heimath finde ich keinen Platz mehr. Soll ich meinen Geschwistern zur Last fallen? Läßnitz, wie

Ihr mir gesagt, hat mein Bruder übernommen. Ich besitze nichts, um mir nur eine eigene Hufe Landes zu kaufen — Euch bin ich noch verschuldet und andern, ich meine dem unglücklichen Diodati, dem ich es vielleicht nicht mehr abtragen kann, auch wenn ich einst die Mittel finde. So will ich dem Kaiser dienen, wie ich Euch schon gesagt habe. Erst aber muß ich noch eine andere Pflicht erfüllen. Ihr wollt noch vor dem Winter heimkehren — dießmal auf immer. Verzeiht mir, wenn ich nicht recht daran glaube. Ich weiß noch sehr genau, was Ihr zu meinem Großvater gesagt, als Ihr zu uns in Läßnitz unter die Linde tratet: der Erdmann Haugwitz kann es draußen nicht mehr aushalten, es ist schön in der Ferne, aber daheim ist es besser. Und dennoch hat es Euch kaum nach Jahresfrist wieder fortgetrieben, und wenn Ihr auch jetzt wieder heimkehrt, Eures Bleibens ist doch nicht dort, Ihr seid ein Wandervogel. Ich kehre dereinst ganz gewiß auch heim, auf fremder Erde, so Gott nicht über mich anders verfügt, mag ich nicht sterben, aber erst, wenn ich alles erfüllt habe, was mir noch obliegt, und wenn ich den meinigen wahrhaft ein Helfer erscheinen kann — meiner Mutter vor allen!" Hier war er denn von dem Gedanken überwältigt worden, wie schwer es gerade seiner

Mutter bei ihrer Selbständigkeit und ihrem feurigen, thätigen Sinne fallen mußte, ihr jetziges Loos zu tragen. Haugwitz hatte seine Versuche, ihn umzustimmen, nicht erneuert, und als sie die Mella passirt und in Ponte San Marco eine Stunde gerastet hatten, trennten sie sich auf einige Zeit mit der Verabredung, in Verona, nachdem beide ihre Vorsätze ausgeführt, wieder zusammenzutreffen. Wer zuerst dort ankam, sollte auf den andern warten, mochte es auch noch solange dauern; Verona war von den Kaiserlichen besetzt, also vollständig gesichert. Haugwitz hatte Venedig zum nächsten Reiseziele: dort konnte er vielleicht bei Andrea Diodati, dem Goldschmied, wenn irgend ein Glied der Familie oder nur der Verwandtschaft sich gerettet hatte, Nachricht über das Schicksal Filippo's und der Seinigen erhalten. Wohin Bernhard zog, das sprach er nicht aus: der alte Freund glaubte aber zu errathen, daß er das französische Heer aufsuchen wolle, um Fabian von Schlabrendorff zu sprechen. Aus welchem Grunde? Es gab ihm unterwegs viel zu denken.

Leicht war es nicht, dem flammenden Meteore zu folgen, das bald genug wieder aufblitzte und über Italiens Fluren dahinschoß, um nur zu früh in Todesnacht zu erlöschen. Bei Finale — das Gerücht

hatte nicht gelogen — sammelte Gaston de Foix gegen Ende des März wieder sein Heer, von dem sich ein großer Theil nicht in der edelsten Absicht zerstreut hatte. Von allen Seiten zogen ihm neue Streitkräfte zu. Ueber die Alpen kamen Freiwillige des französischen Adels — Aventuriers nannten sie sich, damals im ehrenhaften Sinne — tausend wallonische Reiter, ebensoviel Gascogner. Das Fußvolk wuchs durch französische Fahnen, durch italienische und deutsche Söldner. Alphons von Este, der Herzog von Ferrara, führte ihm hundert Lanzen, zweihundert leichte Reiter und was vom höchsten Werthe war, seine leicht beweglichen, trefflich bespannten Geschütze zu, die unter seiner eigenen Leitung, viele von ihm selbst, gegossen waren, wie er denn einer der kriegsverständigsten Fürsten seiner Zeit hieß. So wuchs die Macht des Prinzen von Foix auf zweiundzwanzigtausend Mann und er konnte hoffen, den Krieg mit einer einzigen Entscheidungsschlacht zu beendigen. Dieser wich aber der Vizekönig von Neapel aus; aus einer unangreifbaren Stellung zur andern zog er vor dem in Eilmärschen anrückenden Heere der Franzosen — Zeit gewonnen, war alles gewonnen, denn die Verhandlungen mit dem Kaiser entwickelten sich immer erfreulicher und König Ludwig gab dem ritterlichen

Maximilian selbst die gerechteste Ursache, mit ihm zu brechen. Es kam nur darauf an, bis das geschehen sein würde, das Gebiet des heiligen Stuhles und besonders Rom, die ewige Stadt, vor den feindlichen Waffen zu schirmen. Dahin gingen alle Befehle, welche König Ferdinand von Spanien seinem Statthalter gab, und Don Raymon de Cardona wußte die Ungeduld seines tapfern Heeres, das ebenso dringend als nur der Feind, nach der Schlacht verlangte, zu zügeln. Es war ein seltsames Spiel, das mit Hin- und Herzügen getrieben wurde; die Spanier hüteten sich, in freiem Felde mit den Franzosen zusammenzutreffen, sie nahmen feste Stellung, wenn diese marschirten und brachen ihrerseits auf, wenn jene lagerten. Jetzt kam die wichtige Nachricht, daß zu Rom am 6. April zwischen dem Kaiser und Venedig ein Waffenstillstand auf zehn Monate abgeschlossen sei und Gaston mußte die Schlacht, die er vergebens suchte, erzwingen, wenn nicht alles, was er bisher gewonnen, wieder gefährdet werden solle. In dieser Ueberzeugung faßte er einen raschen Entschluß und brach plötzlich mit seinem Heere, ohne den ihm gegenüberstehenden Vizekönig, der die Straße nach Rom deckte, weiter zu beachten, in östlicher Richtung nach dem Gestade des adriatischen Meeres auf.

Bernhard von Linden hatte zweimal sein allzubewegliches Ziel verfehlt, endlich war er auf die rechte Spur gekommen, und die Wahrzeichen, die jedes marschirende Heer hinter sich läßt, führten ihn sicher. Es war am Gründonnerstage, als er in Lugo, einem Städtchen wenige Meilen von Ravenna spät abends Quartier genommen hatte. Noch gestern waren Reiter des französischen Nachtrabs hier gewesen und hatten alle Zurückbleibenden und Säumigen streng nachgetrieben, heute fanden sich nur noch einige Kranke im Ort, wie man ihm sagte. Im Dunkel des Abends kam auch noch ein verspäteter Reisiger an, der sein müdes Pferd in dieselbe Herberge zog, wo Bernhard rastete; er kam in die Gaststube und fluchte in fremder Sprache, fremd den Wirthsleuten, aber für Bernhard nicht. Das war ein Deutscher! Er redete ihn gleich an und fragte ihn, ob er auch zum Heere des französischen Statthalters wolle. Der Reiter dankte seinem Gruß, entledigte sich aber erst einer ledernen Tasche, die er auf der Brust trug, schnallte sein Schwert ab und legte es auf die Tasche, ehe er eine Antwort auf die Frage gab.

„Nun wird es doch Stand halten!" sagte er. „Ich reite wie ein Narr in die Kreuz und Quer."

„Auch ich habe es bis jetzt vergebens gesucht,“ versetzte Bernhard. „Ihr bringt wohl Botschaften?“

Mit einem Blick auf die Tasche, die er näher an sich zog, nickte der Reiter nur mit dem Kopfe und sprach dann dem Weine mächtig zu, welchen der Wirth ihm aufgesetzt hatte. — „Füttert mein Pferd gut, und weckt mich in vier Stunden,“ befahl er. „Ich muß bald weiter.“ Es waren also wichtige Botschaften, die er brachte — da er aber wortkarg war und sich in kein Gespräch einzulassen schien, hielt es Bernhard unter seiner Würde, ihn durch Fragen zu belästigen. Er nahm auch gleich darauf seine Tasche zum Kopfkissen, während er sich auf die Erde streckte, und mit der Hand am Schwertgriffe schlief er fest ein. Bernhard hätte ihm, wäre er freundlicher gewesen, vielleicht den Antrag gemacht, mit ihm zu reiten, da er auf solche Weise leichtern Eingang in das Lager gefunden haben würde; diesen Gedanken gab er auf, suchte nun auch, sogut er konnte, den Schlaf und hörte, noch vor Tagesanbruch, den Reisigen, welchen der Wirth zu rechter Zeit geweckt, aufstehen und abreiten. Als es hell geworden, folgte er seinem Beispiele.

Kanonendonner! Wie? Auch am heiligen Charfreitage, wo der Heiland sein Blut am Kreuz für

die Versöhnung der Menschen vergossen hatte, an dem Gedächtnißtage der Verklärung der höchsten Liebe ruhten die Waffen nicht? Bernhard fühlte, das könne nimmermehr Segen bringen, er beschleunigte seinen Ritt, aber er kam doch zu spät. Ein Sturm, welchen Gaston de Foix hatte unternehmen lassen, war abgeschlagen. Ravenna, die wichtigste Stadt, gegen welche er sein Heer geführt, um dadurch den vorsichtigen Spanier in das ebene Land zu ziehen und endlich zur Schlacht zu nöthigen, hatte nur eine schwache Besatzung, welche der Vizekönig, als er Gaston's Absicht erkannt, schnell hineingeworfen hatte, aber Mark Antonio Colonna, der sie befehligte, hatte den voreiligen Angriff, durch welchen Gaston am Charfreitage die Stadt zu nehmen gehofft, kräftig abgewehrt, obgleich dreißig der versuchtesten Ritter, wie bei Brescia, in vollem Harnisch den Stürmenden als leuchtendes Beispiel vorangeschritten waren. Im Lager herrschte infolge dessen große Aufregung, welche durch Meldungen vom Anmarsch des feindlichen Heeres auf der Straße von Imola noch vermehrt wurde. Es gelang Bernhard, sich der Lagerwache, ohne daß er durch einen Streiftrupp angehalten worden wäre, zu nähern: zu seiner Freude waren es Deutsche, und als er nach Fabian von Schlabrendorff fragte, erbot sich der Wacht-

habende, ihn durch einen Knecht nach dem Zelte des Hauptmanns, zu dessen Fähnlein er selbst gehörte, führen zu lassen. So war denn erreicht, wonach Bernhard seit langer Zeit schon gestrebt hatte — in diesem Augenblicke aber befiel ihn wieder ein unbestimmtes Bangen, als strecke er die Hand nach einem Schleier aus, welcher ihm wohlthätig verhülle, was er besser nicht schauen möchte. Doch unterdrückte er diese Anwandlung und folgte dem Landsknechte, der, seinen Spieß auf der Schulter, vor ihm herschritt, quer durch das Revier der deutschen Fahnen. Das Treiben im Lager zog seinen Blick dießmal nicht an, er ließ sein Auge nur schweifen, ob er unter den vielen Kriegern, die er in wechselnder Gruppirung sah, nicht die mächtige und edle Gestalt des Sachsen bemerken könne. Da begegnete ihm der Reisige, mit welchem er in Lugo übernachtet hatte, er kam zu Fuß von einem Zelte, vor welchem die große Fahne mit dem Reichsadler flatterte, unter welchem die deutschen Knechte auch im fremden Solde, wenn es mit Bewilligung von Kaiser und Reich geschah, dienten. Dort mußte der Feldoberst lagern, Bernhard wußte, daß es Herr Jakob von Embs war, und er freute sich, ihn wiederzusehen: jetzt aber wollte er sich auf seinem Gange nicht aufhalten lassen. Der Reisige,

welcher augenscheinlich seine Botschaft an den Obersten der deutschen Landsknechte gebracht hatte, erkannte Bernhard ebenfalls wieder und grüßte ihn mit der Hand; beide gingen schweigend aneinander vorüber. Welche Wichtigkeit hatte aber die Botschaft, welche er befördert, auch für Bernhard, da sie ihn von langer Ungewißheit befreite!

„Dort seht Ihr ihn!“ sagte der Landsknecht, als sie in eine neue Lagergasse traten.

Vor seinem Zelte saß Fabian von Schlabrendorff — wie hätte er verkannt werden mögen? Er saß auf einem Strohbunde und sah gedankenvoll in die Ferne, wo sich die Thürme und Bollwerke von Ravenna erhoben, an denen heute der Muth der Stürmenden gescheitert war. So tief schien er in die Betrachtung versunken, daß er auf Bernhard's Annäherung nicht achtete, bis dieser neben ihn trat und seinen Namen nannte. Da blickte er sich nach der fremden Stimme um und als er die Züge erblickte, die schon bei erster Begegnung in Padua wegen ihrer Aehnlichkeit mit andern unvergeßlichen auf ihn einen großen Eindruck gemacht hatten, rief er, von Ueberraschung hingerissen: „Wanda's Sohn! Am Vorabend der Schlacht!“ Er stand schnell auf und reichte Bernhard die Hand. „Willkommen!“

„Erkennt Ihr mich wieder?“ sagte Bernhard erfreut. „Ich suchte Euch lange.“

„Gut, daß Ihr mich noch findet! Eine Friedensbotschaft zur letzten Stunde!“

Bernhard verstand ihn nicht. Wie hätte er auch solchen Gedanken in dem starken Krieger vermuthen können? Seltsam, daß es sich oft begibt! — „Ich habe mit Euch zu reden,“ sagte er.

„Theilt mein Zelt mit mir — tausendmal willkommen! Was bringt Ihr mir? Wie haben sie aufgenommen, was ich Euch damals gesagt? Und — sagt mir alles, was Ihr wißt. Ihr kommt doch aus Schlesien?“

„Ich bin nicht wieder daheim gewesen und habe die meinigen seitdem nicht gesehen. Was Ihr mir damals gesagt habt, das hab' ich Wort für Wort behalten und meiner Mutter getreulich von Venedig geschrieben. Antwort ist mir darauf nicht geworden, wie hätte sie mich auch finden sollen, da ich bald darauf übers Meer ging? Ich habe erst kürzlich durch Einen, den Ihr kennt: Erdmann von Haugwitz, aus Schlesien Nachricht erhalten, aber keinen Brief und auch keine mündliche Botschaft in Bezug auf Euch.“

„Und Ihr sucht mich auf?“

„Ich habe mit Euch zu reden —“

„Was hat Euch Haugwitz erzählt? Ist er auch im Lager?“ fragte Schlabrendorff. „Ihr habt keine guten Nachrichten erhalten, Euer Blick sagt es mir.“

Bernhard fand keinen Grund, zu verschweigen, was er betrübendes erfahren hatte. „O daß ich vermöchte —“ rief Schlabrendorff, doch vollendete er nicht, was er sagen wollte: vielleicht hielt er es für verletzend. „Ihr seid auf dem Heimwege begriffen, nicht wahr? Eurer Frau Mutter zum Trost, zur Hilfe!“

Es fiel Bernhard schwer, zu gestehen, was ihn davon abhielt. Der Sachse warf einen bedeutungsvollen Blick in seinem leeren Zelte umher, das nichts enthielt als seine Rüstung und wenige Habe.

„Hätte ich, wie viele andere gethan,“ sprach er, „so solltet Ihr mein Erbe sein, da ich auf der weiten Welt niemand habe, der mir nahesteht! Aber ich bin nicht hinausgegangen des Raubes wegen! — Kehrt dennoch heim, Bernhard von Linden. Ist nicht ein lieber Freund schon im Unglück ein Trost, auch wenn er mit leeren Händen kommt, vielmehr ein theurer Sohn? Hat Euch Frau Wanda nicht darum bitten lassen?“

„Das hat sie nicht gethan," antwortete Bernhard. „Sie hat ein starkes Herz."

„Das hat sie!" bestätigte Schlabrendorff und seine Brust hob sich mächtig. In seinen Augen strahlte ein düsteres Feuer. — „Ihr kommt, mit mir zu reden," fing er nach einer Weile wieder an, „ich weiß, warum. Es ist auch gut, daß zwischen uns alles klar werde, denn es könnte später nicht mehr Zeit dazu sein."

„Wenn Ihr es ahnt, was mich zu Euch führt," erwiederte Bernhard, „so sagt: was ist aus Fiorina Diodati geworden?"

Betroffen starrte ihn der Sachse an, er hatte etwas ganz anderes im Sinne gehabt, diese Wendung nicht erwartet. „Wie kommt Ihr auf das unglückliche Mädchen?" fragte er mit finsterer Stirn.

„Mich hat mein Weg mit den Diodati zusammengeführt, ich habe Freundschaft von ihnen genossen, Vertrauen — schon vor dem furchtbaren Schicksale von Brescia war ich bemüht, Euch aufzufinden, um Mißverständnisse, welche einen Schatten auf das edle und hochherzige Mädchen werfen konnten, aufzuklären und — vielleicht alles zum Glücke zu wenden, für sie und für Euch!" Bernhard war sich des schönen Sieges bewußt, den er einst in dem

gefährlichsten Kampfe, den wir zu bestehen haben, errungen hatte — dennoch wurde es schwer, das Wort auszusprechen. — „Der Friede hätte alles ausgeglichen — Ihr hättet ein Glück gefunden, das Euch traurige Verwickelungen, die ich nicht kenne, in der Heimath versagt haben.“

„Glaubt Ihr, das sei je möglich gewesen?“ rief Schlabrendorff, der mit steigendem Affekt Bernhard's Mittheilungen angehört hatte. „Einmal und ewig!“

Bernhard verstand ihn jetzt und ein neues Licht, ein Strahl in die Ferne, blendete ihn, daß er sich vergaß. „So wäre, was einst Euer Glück gewesen, noch immer —“

„Forscht nicht! unterbrach ihn Schlabrendorff heftig, indem er die Hand auf seine Brust preßte. „Das laßt hier begraben — bis es mit begraben wird! — Ihr fragtet nach Fiorina Diodati. Sie ist gerettet. Ich wußte ihren Aufenthalt — ich konnte sie schützen, zu rechter Zeit, mitten im brennenden Hause.“

„Gott sei Dank!“ rief Bernhard. „Aber das Haus?“ — Er entsann sich wohl der Verwüstung, aber nicht, daß er Spuren von Brand getroffen habe.

„Ein Kloster war's — Diodati's Haus konnte ich nicht retten."

„Der Vater soll gefallen sein" — Schlabrendorff bestätigte es stumm — „wißt Ihr von der Mutter etwas?"

„Ich habe nichts erfahren können," erwiederte der Sachse. „Im Kampfe bis drei Uhr Nachmittags, wie wäre es möglich gewesen? Als es endlich nach andern Stadtvierteln ging und ich bis zu Diodati's Hause vordringen konnte, fand ich noch alle Thüren und Fenster geschlossen, denn es war bei Lebensstrafe verboten, vor gewonnenem Siege in die Häuser zu brechen. Ich schlug nur ein Kreuz über das Haus, daß Gott es schützen möge, der Kampf riß mich weiter fort. Als dann das Werk der Waffen gethan war und das andere begann, daran ich nicht theilhaben wollte, eilte ich vorerst zu dem Kloster, wo ich das Mädchen wußte —"

„Fiorina? Wie konntet Ihr das wissen?" rief Bernhard.

„Ein Bote, der mit Briefen nach Venedig unterwegs war, und von unsern Läufern aufgefangen wurde, hatte mit vielen andern auch ein Schreiben Filippo Diodati's an seinen Bruder, der in Venedig wohnt, bei sich, und — da mein Name in dem

Briefe vorkam, so übergab ihn mir der Prinz, welchem sie alle vorgelegt worden.“ Eine leichte Röthe färbte Schlabrendorff's männliches Gesicht und er schien nach Worten zu suchen. „Gleichviel, was sonst in dem Briefe stand — das nur sage ich: das Kloster war darin genannt, in welches Fiorina gebracht worden war, und so erfuhr ich es und so konnte ich sie retten, als schon Feuer eingeworfen war und die Franzosen grausam d'rin hausten.“

„Wo ist sie jetzt?“ fragte Bernhard erschüttert.

„Ich weiß es nicht, so wahr mir Gott helfe!“ antwortete Schlabrendorff. „Sollt' ich sie bei mir behalten? Ich trug sie aus der Gefahr in die Klosterkirche, wohin sich viele gerettet und wo sie sicher war, ich stellte ein Paar meiner ehrenfestesten Knechte zur Wache davor und eilte dann, ihrer Mutter wegen, hinweg. Die fand ich nicht mehr und das Haus schon ausgeplündert — und als ich zurückkam, war auch Fiorina und alle, die in der Kirche gewesen, nicht mehr da. Welchen Ausweg sie gefunden, weiß Gott allein. Doch hab' ich seitdem und gestern erst von ihr eine Kunde erhalten. Ein Streiftrupp, der über den Montone, den Fluß dort zur linken, weit hinausgeschickt worden, war zwei Reisenden begegnet, und hatte sie, wie es Brauch,

nach allem ausgefragt, worauf Einer von ihnen, der Sohn, wie die Reiter glaubten, des Aeltern, seinerseits kecke Gegenfragen gethan, wo sie herkämen, welchem Herrn sie dienten — was unsere Reiter sehr belustigt, bis er sie nach mehrern Hauptleuten, deren Namen er wußte, gefragt, zuletzt auch nach mir. Da sie ihm gesagt, ich sei dabei, hat er ihnen für mich aufgetragen: „die Italienerin, die ich in Santa Chiara gerettet, bete noch immer für mich.“ Er schwieg, von Bewegung selbst ergriffen, und Bernhard wagte nicht, mehr zu fragen.

Da hörten sie draußen eine tiefe Stimme: „Ist Dein Hauptmann im Zelt?“ und gleich darauf trat Jakob von Embs ein, welchen auch Bernhard sogleich wieder erkannte. Der Oberst sah den Fremden groß und unmuthig an und auch, als dieser ihn bei Namen achtungsvoll grüßte, ihn an das Lager vor Brixen erinnernd, wurde sein Gesicht nicht freundlicher, er dankte Bernhard zwar, aber seine zerstreute Miene wie sein ganzes Wesen zeigten, daß ihm etwas schwer auf der Seele lag. Auch ließ er darüber keinen Zweifel: „Kommst Du mit mir, Fabian? Ich habe Dir etwas zu sagen,“ sprach er.

Bernhard wollte augenblicklich das Zelt verlassen, aber Schlabrendorff hielt ihn zurück. „Ihr

seid mein Gast, mein Zeltgenoß! Ich bitte Euch, bleibt. Heute und morgen lasse ich Euch nicht fort — wir haben noch viel miteinander zu reden. Nun, Jakob, ich komme."

Auch der Oberst gab Bernhard's Entfernung nicht zu: „Bleibt! Ich muß ihn mit mir nehmen so oder so," sagte er, dem Schlesier jetzt die Hand reichend. „Ihr kommt doch nicht etwa, um in unsere Reihen einzutreten?"

Die Frage, so gestellt, überraschte Schlabrendorff, und er fragte: „Warum sollt' er's nicht? Mir wär's die größte Freude, wenn er mein Waffenbruder werden wollte!"

„Vielleicht bald! entgegnete Bernhard. „Ihr wißt ja, daß ich dem Kaiser dienen will."

Da blickte Jakob von Embs wieder unruhig und finster und Schlabrendorff verließ mit ihm das Zelt, nachdem er seinen Gast gebeten hatte, sich zu längerm Bleiben einzurichten, für sein Pferd, das noch draußen gehalten wurde, solle schon Sorge getragen werden. Kaum waren die beiden Feldhauptleute draußen, als Jakob von Embs mit unterdrückter Stimme, so daß es keiner der in der Nähe befindlichen Krieger hören konnte, sprach: „Denke Dir! Eben ein Reichsbote: Der Kaiser beruft uns ab!"

Schlabrendorff fuhr zurück.

„Bei Strafe der Acht und Aberacht sollen alle deutschen Fahnen mit ihren Hauptleuten, Weibeln und Knechten sofort vom Heere des französischen Königs abziehen! Was thun wir?! Treue und Gehorsam dem Kaiser, wie es deutschem Blute ziemt! Aber unsere Waffenehre! Abfall von den Kriegsgenossen, an deren Seite wir seit Jahren so manchen harten Strauß bestanden haben — am Tage vor der Schlacht vielleicht, denn morgen oder übermorgen haben wir sie! Heißt es edel, ritterlich handeln, wenn wir den jungen Helden, der uns Deutsche so hoch hält, höher fast als seine Wälschen, wenn wir die tapfern Gefährten, den Bayard, den la Palice, den Alegre, Lautrec, und so viele verlassen, die auf unsere Treue, wie auf einen Felsen gebaut? Wenn sie ohne uns besiegt werden, wen trifft die Schmach? Uns! Was thun wir, mein Bruder?“ —

Neuntes Kapitel.

Die Schlacht von Ravenna.

Der heilige Ostersonntag brach an, es war der 11. April 1512. Im französischen Lager wurde Lärm

geschlagen, die Heertrompeten schmetterten zum Ausrücken. Vor dem höchsten und stattlichsten Zelte, wo das Hauptbanner mit den goldenen Lilien flatterte, hielt eine Schaar von dreißig der edelsten Ritter, welche der Prinz von Foix erlesen hatte, sein Gefolge zu bilden — sein Streithengst, mit Federbüschen und einer kostbaren Wappendecke in den Farben von Foix und Navarra geschmückt, welche fast die Erde streifte, wurde von zwei Knappen gehalten, die sein Feuer kaum zu zügeln vermochten. Jetzt trat Gaston aus dem Zelte, der offene gekrönte Helm, von leuchtendem Stahl mit goldenen Zierrathen, ließ sein blühendes Antlitz schauen, um dessen Lippen und Kinn der erste Flaum des noch nie geschornen Bartes sproßte; auch heute zur Schlacht trug er ‚seiner Dame zu Lieb' keinen Harnisch über dem reichen, fürstlichen Waffenrocke. Er grüßte freudig die versammelten Edeln, dann blickte sein leuchtendes Auge zur Sonne, die heute strahlenlos, ein blutrother Ball, im Osten aufgegangen war und fragte den Bastard von Chimay, der ihm zunächst hielt, was das Zeichen wohl bedeute?

„Ein hohes Haupt wird heute fallen," erwiederte der Bastard, „Ihr oder Don Raymon."

Der Prinz lächelte, saß auf und ritt, von

seinem Gefolge begleitet, zum Flusse, wo er eine Brücke für Fußvolk und Geschütz hatte schlagen lassen. Das war der Ronco, der sich mit dem Montone, beide bis Ravenna paralell strömend, unterhalb der Stadt, deren Mauern sie — jener südlich, dieser nördlich — umspülen, in der angeschwemmten Uferstrecke vereinigt, die in alten Zeiten der berühmte Kriegshafen der Römer war. Zwischen beiden Flüssen hatte der Prinz sein Lager gehabt, während das Entsatzheer seit zwei Tagen bis auf drei italienische Meilen herangerückt war und sich, mit dem linken Flügel an die Dämme des Ronco gelehnt, verschanzt hatte, statt sich mit der Besatzung der Stadt durch den Urwald von Pinien, welcher damals noch südlich jener Versandung sich hinzog, in Verbindung zu setzen und frisch zum Angriff zu gehen. Dieser wurde, auf Graben und Wall vertrauend, den Franzosen überlassen. Der Vizekönig hatte durch einen Trompeter den Prinzen von Foix zu einer Unterredung geladen, beide unter höflicher Wechselrede die Schlacht sich entboten und zum Zeichen die weißen Stäbchen zerbrochen, welche sie als friedliche Symbole mit sich geführt.

Während das Heer der Liga schon seine Schlachtordnung hinter den beiden, durch einen breiten

Zwischenraum getrennten Gräben angenommen hatte, ritt Gaston langsam am Ronco hinauf, den Uebergang der Seinigen auf das freie Feld zu beobachten. Jenseit des Flusses sprengte ein kleines Geschwader von spanischen Helmen an. Eine wunderliche Reitergestalt führte sie, wie ein Kobold, zwerghaft und verwachsen hinter dem Schwanenhalse des andalusischen Hengstes kaum zu bemerken — aber weit bekannt, geachtet und auch gefürchtet von Freund und Feind: es war Don Pedro de Paz, welcher sich vor zwanzig Jahren bei der Eroberung von Granada, der Maurenstadt, die Gunst Gonsalvo's de Cordova, den die Geschichte den gran capitan genannt, erworben hatte. Auch den Franzosen war der Zwergritter, bei dem Ruhme seiner Tapferkeit und Klugheit, wohlbekannt und Bayard ritt hart an das Ufer, mit ihm höfliche Worte nach der Courtoisie jener Tage auszutauschen, nachdem gegenseitig versprochen worden, nicht die Armbrust, welche die Reiter am Sattel führten, zu gebrauchen. Don Pedro fragte, wer der Ritter in dem prachtvollen Aufzuge ohne Harnisch sei, und als ihm Bayard erwiedert: „Gaston ist es, vom Hause Foix, Eurer Königin Geomaine Bruder,“ beugten alle Spanier vor dem jungen Fürsten die Kniee, nannten sich, vorbehaltlich ihren König, seine

getreuen Diener und beklagten, daß nicht Friede zwischen ihren Königen sei, um ihm ihre Achtung durch die That zu beweisen. So harmlos war das Vorspiel!

Ernster nahm es schon der erste Streithaufe, aus den deutschen Landsknechten gebildet, welche, sechstausend Spieße stark, in dichtgeschlossener Masse über die Brücke drängten. Sie waren also doch geblieben, der Abmahnung ihres Kaisers zum Trotz? Deutsches Herzblut, das im sechszehnten Jahrhunderte in allen Kriegen Europa's floß, weil die Wehrhaftigkeit und Wanderlust im Volke immer neue Schaaren aus der Heimath zur Ferne trieb, das goldene Glück zu erjagen, deutsches Herzblut sollte auch hier wieder für eine fremde Sache vergossen werden? In dem furchtbaren Zwiespalte, wo des Kaisers Spruch, wie der Pakt mit dem jetzigen Kriegsherrn, deutsche Treue anrief, hatte Jakob von Embs, auf dessen Haupt die ganze Verantwortung lag, sich nicht allein seinem Freunde und Waffenbruder, sondern auch den edelsten, in makelloser Rittertugend strahlenden Helden Frankreichs entdeckt. Ihren Bitten, sie nicht zu verlassen, ihren Vorstellungen, wie schimpflich das am Abende einer Feldschlacht sei, hatte er nachgegeben — er wollte dem

Kaiser gehorchen, aber erst am Tage nach der Schlacht! Den Hauptleuten blieb daher die Abberufung verborgen und die armen Knechte gingen mit gewohnter Freudigkeit in den Kampf, gelobten im Ringe auf die Ansprache der beiden Obersten zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau für den Sieg am nächsten Samstag zu fasten, verrichteten dann knieend ihr Schlachtgebet und warfen aufstehend nach uralter Sitte mit den Händen Staub hinter sich, wie der Pilger, der von allem theuren scheidet, den Staub von seinen Schuhen schüttelt.

Mit den Deutschen zugleich waren, den Strom in ihrer Ungeduld durchwatend, auch zweitausend Gascogner übergegangen und theilten sich, rechts und links an jene sich anhängend. Dann rasselte das Geschütz über die Brücke: ein reichgepanzerter Herr jagte voraus an die Spitze der Vorhut, die er befehligte. Das war Alphons von Ferrara, sein dunkelgefärbtes Antlitz verrieth Geist und Kraft, die sogar einer Lucrezia Borgia, seiner zweiten Gemahlin, grauenhaften Andenkens, gewachsen waren. Siebenhundert Hommes d'armes folgten. Hinter der Vorhut ordnete sich das Haupttreffen, Fußvolk und Reiterei, dann kam die Nachhut, bei welcher sämmtliche leichten Reiter waren.

Ein Schlachtbild vergangener Zeiten! Rollen wir es auf? Noch strahlte das Ritterthum in seinem vollen Glanze, noch galt die persönliche That, der Lorbeer mußte, Brust an Brust mit dem Feinde, errungen werden, aber schon brach die neue Zeit auch in der Kriegskunst an und der Donner der Feuerwaffen, welcher seit zweihundert Jahren schon in Europa gehört worden war, machte zum erstenmale bei Ravenna sein volles Recht geltend. Man hat darum auch die Schlacht von Ravenna die erste moderne Schlacht genannt. Es sei ferne von uns, ihr durch alle Schrecken, welche sie entfaltete, zu folgen, wie Bernhard von Linden, welcher es sich zur Schande gerechnet hätte, sie zu fliehen, wenn er auch nicht mit den Waffen in der Hand theilnahm. Der Sachse, als er von seinem Gespräch mit Jakob von Embs in großer Aufregung zurückkam, hatte ihm selbst abgerathen — dem Kaiser diene er hier nicht! Er hatte aber erwirkt, daß Bernhard sich dem Gefolge des Prinzen von Foix anschließen durfte, um der Schlacht wenigstens als Zeuge beizuwohnen. Auch von den Thürmen und Zinnen der Stadt sahen zahlreiche Menschen hinaus, wo sich zugleich Ravenna's Schicksal entscheiden mußte. Nicht allzu fern von dem äußersten linken Flügel der Franzosen,

wo die reitenden Armbrustschützen das Horn der halbmondförmigen Schlachtordnung bildeten, stand eine dichte Gruppe von Pinien, gleichsam wie ein verlorner Posten des erwähnten Urwaldes, der, einige hundert Schritt weiter, seine dunklen Schranken zog. Hier, wohlversteckt und nicht beachtet, weilte auch ein Reiterpaar, nicht wie Krieger gerüstet, nur für die Reise nothdürftig bewehrt. Zu ihnen mögen sich unsere Leser gesellen, um das furchtbar schöne Schauspiel, das sich nun eröffnete, in mildernder Entfernung zu schauen.

Das klarste Sonnenlicht machte die Schlachthaufen, die sich noch unthätig gegenüberstanden, in südlich scharfen Umrissen erkennbar. Man sah am Flusse die Geschwader der Gepanzerten in beiden Heeren, die der Spanier hinter den Gräben dichter gedrängt, dann die Schaaren des Fußvolks in großen viereckigen Haufen, jeder von vielen Fahnen überwallt. Am hintern Graben konnten die beiden im Walde die Geschütze der Spanier deutlich sehen und neben denselben eine Reihe von Karren, auf denen es von Waffen blinkte. Das war die Erfindung Pedro Navarra's, des Generalobersten der spanischen Infanterie, durch welche er die Streitwagen der Alten wieder in das Leben zu rufen hoffte: Wagen,

von Speeren starrend, mit Sicheln und Sensen an den Naben der Räder, mit kleinen Feuerröhren belegt. Horch! Der erste Kanonenschuß!

„Laß uns fliehen!“ bat der ältere der beiden Reiter.

Der jüngere hörte ihn nicht, sein Auge hing starr an der Rauchwolke, die den zweiten Schuß begleitete — und nun erdröhnte Luft und Erde von dem Donner der Geschütze. Ein frischer Wind wehte aber den Pulverdampf stetig nach den Flüssen hin, so daß er nicht verhüllte, was sich weiter begab. Der vorderste Schlachthaufe drüben setzte sich langsam gegen die Schanzen der Spanier in Bewegung. Auf einmal machte er wieder Halt, die Entfernung war zu weit, um zu erkennen, was er im wirksamsten Geschützfeuer litt. Man sah nur die dunkle Masse unerschütterlich halten. Das waren die Deutschen, welche im Sturme die Schanzen zu nehmen gehofft und nun durch Gaston's Befehl festgebannt standen. Warum? Der feurige Feldherr hatte sich gegen seine Ueberzeugung selbst durch den Herzog von Ferrara, den Meister in der Kriegskunst, bannen lassen. Dieser wollte aber zeigen, was seine Artillerie vermochte. Geschützkampf denn von beiden Seiten zwei Stunden lang!

Auch die beiden Zuschauer in den Pinien blieben wie festgebannt — der Vater hatte noch einmal leise den jungen Sohn, das war er ihm wohl! gemahnt, die Stätte des Schreckens zu verlassen, und sich, da es vergebens war, in Geduld ergeben. Mußte er doch froh sein, daß der Knabe nicht sein Roß in die Schlacht hineintrieb. Begegnen konnte ihnen übrigens hier nichts — keine Kugel erreichte diese Stätte, und sollte sich Gefahr durch Versprengte nahen, so sah man sie kommen und der nahe Pinienwald bot die sicherste Zuflucht.

Ein neues Ereigniß endlich! Hinter dem vorgebogenen Halbmonde der Franzosen kam ein Gewirr von Reitern und Fahrzeugen in raschem Laufe daher — es war Alphons von Este, der einen Theil seiner Geschütze in Person hinter dem Fußvolke fort nach dem äußersten linken Flügel führte, dort in der Flanke der feindlichen Stellung auffahren und diese nun von der Seite beschießen ließ. Die Wirkung machte sich flugs bemerkbar, man sah, wie das spanische Fußvolk sich auf die Erde warf, um die Kugeln über sich hinwegfliegen zu lassen und wie nun unter den dichten Reitergeschwadern, in welche sie verheerend einschlugen, eine wachsende Bewegung entstand. Freilich trafen sie aus dieser Seitenrichtung

auch verloren in die französischen Haufen — man hat den Herzog beschuldigt, daß er verrätherisch seinen Büchsenmeistern zugerufen habe: Zielet nicht lange! Frisch d'rauf! Feinde unsers Landes trefft Ihr überall!

Jetzt brach auf einmal das vorderste Reitergeschwader der Liga, dem Feuer zu entgehen, in das freie Feld hinaus, gegen den Befehl des Vizekönigs. „Sollen wir alle zugrundgehen durch einen Maranen?“ hatte Fabrizio Colonna, der es führte, gerufen, als auf Pedro Navarra's Betrieb alles innerhalb der Gräben festgehalten wurde. Er spornte sein Roß über den Durchgang, den man frei gelassen, und seinem Geschwader folgte das nächste, so daß Don Raymon nichts übrigblieb, als seine gesammte Reiterei aus den Verschanzungen vorbrechen zu lassen. Von drüben stürmten sofort die französischen Geharnischten entgegen — das Geschütz verstummte.

Starr und bleich hatte der Knabe, der bei dem ältern Manne im Schatten der Bäume hielt, bisher hinübergeblickt, wo er doch in der Ferne nur die dunklen Haufen durch Zwischenräume getrennt bemerken, aber nicht wahrnehmen konnte, was sich bei ihnen begab — jetzt röthete sich seine Wange, funkelte sein Auge, als die gepanzerten Schaaren im

vollen Lauf ihrer Pferde den freien Raum, der zwischen ihnen lag, durchrannten, um sich im furchtbaren Zusammenstoß zu treffen, zu mischen — viel tausend Rosse! Zu unterscheiden war nichts in dieser Entfernung als ein Lichterspiel zahlloser Waffenblitze, ein wildes Wirren und Wogen der weit über das Feld sich verbreitenden Reiterschlacht: nur ein dumpfes Getöse klang wüst herüber. Wer nahe gewesen wäre, das Getümmel mit seinen Einzelkämpfen zu schauen, wie Helme und Panzer dröhnten unter den Hieben, Stahl an Stahl Funken schlug, Rosse sich bäumten, Reiter stürzten — darüber hin das brausende Gemisch von Freund und Feind und auf allen Gesichtern flammend die Kampfesfreude, die Begeisterung, die jedes frische Reitergefecht weckt! Da war noch einmal die volle Glorie des Ritterthums aufgegangen, wie alte Heldenlieder sie besungen haben, der Adel Frankreichs, Spaniens und Italiens rang um die Palme des Sieges und sie neigte sich dem jugendlichsten Ritter zu, der selbst im Schlachtgewühl Thaten der Bewunderung werth verrichtet: Gaston de Foix. Wie es geschah, konnten die athemlosen Zeugen von fern nicht schauen, aber allmälig löste sich das Reitergewirr, erst Einzelne, dann ganze Schaaren, zuletzt ein allgemeiner Schwarm,

stäubte die wilde Flucht der Spanier an den Schanzen vorüber — Verfolgung hinterd'rein! In wenig Augenblicken war das Feld geräumt und das Auge, das bange der freigewordenen Aussicht folgte, sah wieder die dunklen tiefen Massen des deutschen Fußvolkes, das während der Reiterschlacht unerschütterlich seine Stellung bewahrt hatte. Es setzte sich jetzt langsam von neuem gegen die Schanzen in Bewegung. Innerhalb derselben konnte man wahrnehmen, wie ein starkes Viereck, weiß leuchtend, da alle Knechte dieses Soldhaufens weiße Waffenröcke trugen, dem Graben näher rückte, die vordere stärkere Masse der spanischen Infanterie zu unterstützen.

„O nun laßt mich!“ rief der Knabe bebend.

„Du hast mir geschworen“ — entgegnete der ältere Mann und ergriff den Zügel des Zelters, auf dem der schlanke, todbleiche Knabe saß, damit er ihm, sein Gelöbniß vergessend, nicht entfliehe.

Ach, hätte er sehen können, was sich begab, als die Deutschen — wer anders konnte es sein? — allen voranstürmend, den ersten Graben überschritten hatten! Wie würde er, sich und sein Leid, Vaterland, alles vergessend, im begeisterten Gefühl aufgezuckt sein! Nicht die Ritterschlacht allein bot edle Bilder aus alter Zeit. —

Der Schlachthaufe der Deutschen hatte beide Gräben trotz des Kugelregens überschritten. Aus dem vordersten Gliede, wo mit Jakob von Embs wiederum alle Hauptleute standen, trat Einer heraus, der schönste, der stärkste Mann des ganzen Heeres, einen grünen Kranz auf dem Haupte: Fabian von Schlabrendorff. *) Er forderte mit lauter Stimme irgend einen spanischen Hidalgos zum Zweikampfe. Gleich nach ihm trat noch ein zweiter hervor, von schwäbischem Blut, geschmückt wie er mit dem Kranze: Johann Spät von Pflümern. Zwei Spanier sprangen aus der feindlichen Schlachtreihe, und alle Waffen ruhten, aller Augen richteten sich auf den Doppelzweikampf, der an die Heldenzeit von Troja erinnerte. Lange blieb er zweifelhaft, dann sank Johann Spät unter dem Jubelgeschrei der Spanier, das aber schnell verstummte, als ihr bester Hauptmann, der sich den Sachsen zum Gegner erwählt, von Schlabrendorff niedergestreckt wurde. Gleich darauf donnerten wieder die Feuerschlünde und Hakenschützen der Spanier; Jakob von Embs reichte dem in das Glied zurücktretenden Waffenbruder die Hand und

---

*) Geschichtlich.

führte nun seine Deutschen zum Nahkampf: die alte Freudigkeit lebte aber nicht in ihm, seit er des Kaisers Gebot verachtet, er war sich des Unrechtes bewußt, das lähmte das Vertrauen auf Gottes Schutz und seine eigene Kraft und er wußte nichts besseres zu thun, als allen voran sich in die Feinde stürzen, wo er im Zweikampf mit einem spanischen Hauptmann Zamudio den Tod fand. Seinen Fall sah Fabian von Schlabrendorff: mit beiden Händen faßte er den Schaft seiner Hellebarde, nahm sie quer vor und warf, seine volle Riesenkraft gebrauchend, mit der Länge der Stange sechs Mann zu Boden, um eine Gasse für die Seinigen in den feindlichen Schlachthaufen zu sprengen — wie einst Arnold von Winkelried gethan bei Sempach. Dann Brust an Brust!

Die zitternden Hände faltend, aber keinen Blick zum Himmel gehoben, keinen Gedanken zum Gebet, hatte der schöne Knabe in starrer Verzweiflung den Ausgang des Kampfes abgewartet; endlich schien er zu Ende zu sein! Auch der Platz hinter den Gräben wurde lichter, Reiterhaufen sprengten, wie es schien, mitten unter das Fußvolk, und nach einer Weile zog sich nur noch ein schmaler dunkler Streif von Kriegern längs des Ronco stromauf, offenbar im Rückzuge. Die Franzosen hatten gesiegt — ein tiefer

Seufzer, von einer Verwünschung begleitet, entrang sich der Brust des ältern Mannes, dann bat er: „Nun komm, mein Kind! Es ist alles vorüber!“

Alles vorüber! Dieß Wort schien den Knaben aus seinem Starrkrampfe zu wecken: „Ich muß!“ rief er plötzlich, griff in die Zügel und jagte, ehe es der Begleiter hindern konnte, aus den Pinien hervor, querfeldein!

Das war zu der Zeit, als die Schlacht allerdings gewonnen war und Gaston de Foix, in Siegesfreude strahlend, den schweren Helm vom Haupte genommen, dem Bastard von Chimay, der ihm wieder begegnete, lachend zurief: „Nun, Meister Schwätzer, leb' ich noch?“ — „Ah doch,“ versetzte der Bastard ernst, „es ist noch nicht abgemacht.“ In diesem Moment, der an Julius Cäsar und die Idus des März erinnert, wo er auf dem Gange zum Kapitol den Seher, der ihn gewarnt, in gleicher Weise verspottete, wurde dem Prinzen gemeldet, daß zweitausend Spanier in geschlossener Ordnung unbezwinglich vom Schlachtfelde den Rückzug anträten. „Meinen Helm!“ und ohne viel Reiter zu sammeln, stürmte Gaston mit kaum zwanzig, die ihm folgten, den Abziehenden nach. Zwischen Wall und Damm längs des Ronco war nur ein schmaler Weg, in welchem die lange,

tiefe Kolonne mit vier Mann Front marschirte; Kerntruppen waren es noch, alte versuchte Banden, welche sofort dem nachsetzenden Häuflein die Stirn boten und mit gefälltem Speer die Ritter, welche nur einzeln ansprengen konnten, erwarteten. Mehrere stürzten am steilen Damme, den sie hinaufreiten wollten — ein Hieb mit dem Beil der Hellebarde schlug dem Rosse des Prinzen in die Kniekehle und brachte es zu Fall.

„Um Gott!" schrie Lautrec den hinzustürzenden Spaniern zu. „Es ist Gaston de Foix! Der Bruder Eurer Königin!" — Sie hörten ihn nicht. Ein Speer durchbohrte die Brust des jungen Helden, welche kein Harnisch deckte: seine kurze strahlende Laufbahn war beschlossen.

Zehntes Kapitel.

Ein schöner Tod.

Ein trüber Morgen folgte der sternhellen Nacht, welche sich über Ravenna und die Flur, wo das siegreiche Heer um seinen Feldherrn trauerte, wohl=

thätig gelagert hatte. Die Sonne war schon aufgegangen, aber ihr Strahl vermochte die Nebel im Osten, die von der Niederung am Meere aufstiegen, nicht durchzubrechen. In der Stadt hatte man schon gestern Rath gepflogen und sich in die unvermeidliche Uebergabe gefügt, auch im französischen Lager vereinigten sich heute die Führer, um einstweilen, bis der Königs Wille bekannt würde, einen Oberfeldherrn zu wählen und zu beschließen, wie der Sieg zu benutzen sei. Die Krieger waren unterdessen auf dem Felde bei dem ernsten und traurigen Geschäft, welches dem Tage nach der Schlacht zusteht.

Am Ronco unweit der Brücke, auf welcher das Heer Gaston's den Fluß überschritten hatte, lag eine Mühle, von blühenden Bäumen umgeben. Das Getriebe stand still, halb zerbrochen blickte das Rad über das Wasser — Müller und Knappen waren längst entflohen. Aber vor dem Hause war es nicht einsam — eine Gruppe von drei Personen stand unter den Bäumen und schien in tiefem Schweigen nach der niedern Thüre, welche in das Haus führte, hinüberzulauschen; in einiger Entfernung sah man einen gedrängten Trupp von Kriegern, sie hatten ihre Spieße in die Erde gestoßen, und waren

ebenfalls still, nur selten wechselten sie ein leises Wort oder eine Frage.

„Daß auch die besten das Loos trifft!“ hörte man.

„Was haben wir nun!“ sagte ein anderer. Alles schwieg. In diesem Augenblicke mochten die armen deutschen Knechte wohl fühlen, daß sie besser in der Heimath geblieben wären, ihre Kraft und ihr Blut nicht Fremden zu opfern. Aber solche Anwandlungen gingen immer schnell vorüber.

Die kleine Pforte öffnete sich: ein Greis im geistlichen Gewande trat heraus. Ihm entgegen eilte der jüngste und schlankste von den dreien, welche vor dem Hause weilten. — „Wie fandet Ihr ihn, hochwürdiger Herr?“ fragte er mit banger Stimme.

„Wie es einem Christen geziemt,“ antwortete der Kaplan ernst.

„Ihr habt nicht blos Balsam für die Seele — man hat mir gesagt, daß Ihr auch ein Arzt seid. Vermag Eure Kunst nichts? — O rettet, rettet ihn! Ich bin nicht arm, wie ich scheine, ich besitze noch viel Schätze, sicher geborgen in treuer Hut. Nehmt sie, nehmt alles, was ich habe, nur rettet ihn!“

„Habt Ihr ihn so lieb?“ fragte der Kaplan mitleidig.

„Ich liebe ihn mehr als mein Leben! Ich ver-

lange nichts mehr auf Erden, nur daß er gerettet werde — nicht für mich! Ich habe keinen Anspruch auf ihn — ich will mein Antlitz verhüllen und gehen, wenn er gerettet ist! Hochwürdiger Herr, wollt Ihr Euch nicht erbarmen?" —

Der Geistliche war erstaunt und bestürzt über die Glut und Leidenschaft, welche sich ihm hier offenbarte — der irre, flehende Blick, der auf ihn gerichtet war, machte ihn zweifeln, sanft suchte er seine Hand, welche der Knabe ergriffen hatte, zu befreien, und sein Auge richtete sich fragend auf die beiden andern, deren Gegenwart der Verzweifelnde gar nicht zu beachten schien. — „Laßt mich zu ihm!" rief dieser plötzlich.

„Ich bitte Dich bei allem, was Dir heilig ist, fasse Dich!" bat der ältere, ein Mann mit einem klugen, scharfgezeichneten Gesichte. „Willst Du die letzten Augenblicke eines Sterbenden trüben?"

„Der Verwundete wünscht Euch zu sprechen, Herr!" wandte sich der Kaplan zu dem dritten, welcher schweigend, aber umso tiefer erschüttert, zugehört hatte. „Euch, Herr Bernhard von Linden."

Bernhard gehorchte, indem er einen stummen, bittenden Blick auf den Zurückbleibenden warf, der

nun die tonlose Frage an den Geistlichen richtete: „Wie lange kann er noch leben?“

„Gott allein hat die Sandkörner für jeden gezählt,“ erwiederte der Kaplan. „Doch hoffe ich, bis zum Abend.“

Da gab der Knabe den leisen Bitten des ältern Mannes, mit welchem wir ihn schon unter den Pinien am Schlachttage gesehen haben, Gehör und ließ sich seitab führen, wo er sich mit ihm auf den Rasen setzte. Der Geistliche ging zu den Knechten, die ihn voll Ungeduld erwarteten, um über den Zustand ihres geliebten Hauptmanns zu hören: der Kaplan gehörte zu ihnen, er war zu dem Regimente Jakobs von Embs als Seelsorger berufen worden, als dieser seine Fahnen in Tirol geworben hatte.

Bernhard trat in die Hütte. Er hatte, als der Kampf des Fußvolks mit der Niederlage der Spanier geendigt hatte, das Gefolge des Prinzen, das er auch in das Gedränge geführt, verlassen, um nach denen zu fragen, die ihn angingen, hatte den Tod der beiden Obersten, Embs und Freiburg, und vieler Hauptleute erfahren und auf einer Bahre von Spießen, zum Tode verwundet, auch denjenigen getroffen, den er vor allen suchte und den seine Knechte nun, da er noch lebte, vom Schlachtfelde zurück nach der Mühle

trugen, die sie beim Uebergange über den Ronco bemerkt hatten. Hieher war er ihm gefolgt, hatte ihm ein Lager bereiten und den Verband anlegen helfen, den der herbeigerufene Kaplan, welcher zugleich die Heilkunst übte, verordnete. Hieher hatten wenig später auch die Knechte vom Schlachtfelde einen andern gewiesen, welcher überall wie in Todesangst nach dem Hauptmanne, den jeder im Heere kannte, gefragt, und mit ihm war der ältere Mann gekommen, welcher ihn durch stets erneuten Zuspruch zu beruhigen suchte. Welch' ein Wiedersehen, als beide mit Bernhard von Linden vor der Mühle zusammentrafen! Sie hatten sich verständigt, hatten dann die Nacht unter den Bäumen durchwacht, aber nur Bernhard war zu dem Verwundeten, der bei vollem Bewußtsein war, in die Hütte gegangen, wo der Kaplan nicht von seiner Seite wich. Am Morgen hatte der Kranke dann zu beichten und die heiligen Sakramente verlangt, und, ehe ihm die letzte Wohlthat der Kirche gespendet werde, Bernhard zu sich entbieten lassen, dem er viel zu sagen habe.

Fabian von Schlabrendorff — in Fülle der Kraft haben wir ihn zuletzt gesehen, seinen Tapfern den Weg zum Siege bahnend, wir finden ihn auf den Tod verwundet in der verlassenen Mühle wieder.

Doch bewährte sich seine Heldenkraft auch noch hier; kein Zeichen, als nur die Blässe auf seinem schönen Antlitze verrieth, daß es mit ihm zu Ende und auch seine Stimme hatte noch guten Klang, als er den Eintretenden willkommenhieß. — „Setze Dich zu mir,“ sagte er, wenn auch langsam, doch klar und zusammenhängend. „Ich habe gebeichtet, werde das letzte Sakrament empfangen und bin bereit. Mein Herz ist leichter — doch will ich es ganz ausschütten — zu Dir, Wanda's Sohne.“

Bernhard hatte dicht bei ihm platzgenommen und bat ihn, sich nicht durch Sprechen aufzuregen.

„Es regt mich nicht auf, es thut mir wohl. Du gehst von hier nach Hause zurück, zu — Deiner Mutter, zu allen! Gehst Du nicht? — O versprich mir das! In der Ferne kein Glück — such' es Dir auf deutscher Erde. Sag' es auch meinen treuen Knechten — sie finden in der Fremde nur Elend und Wunden und ein namenloses Grab, wie ich. — Hörst Du, Bernhard? Und nun — ich will Dir alles sagen; wohl dachte ich, daß es mit mir begraben werden sollte, aber ich sterbe leichter, wenn ich es Dir sage, Du bist Wanda's Sohn.“

Von der Ahnung ergriffen, die ihn schon bewegt hatte, seit er mit Schlabrendorff wieder zusam-

mengekommen war, bat ihn Bernhard, die Vergangenheit ruhen zu lassen, wie auch seine Mutter oft gegen ihn ausgesprochen habe.

„Ruhe kann ich nicht finden, wenn ich Dir nicht alles sage. Sei still, höre mich an, unterbrich mich nicht. Hab' ich eine große Sünde begangen, so bitte ich sie um ihre Verzeihung durch Dich: mag sie mir vergeben, daß ich sie so heiß, so unaussprechlich geliebt habe — und noch im Tode lieben muß, wie reuig ich auch meine Schuld gebeichtet habe. Ich kannte sie nicht, als ich mit Christine das Verlöbniß schloß — o Deine Schwester war so reinen Gemüthes, so trefflich, herzgewinnend für alle, die ihr nahten, ich hatte sie wahrhaft lieb, und meine Verwandten wünschten den Bund, Dein Vater war mir auch freundlich und alles schickte sich, da sprach ich, rasch wie ich war, das Wort und erhielt die Zusage — wie war ich zufrieden in meinem Herzen! Wanda — Eure Mutter sag' ich, war zu der Zeit abwesend zu einer Feier bei ihren Eltern, zur Jubelfeier ihrer Hochzeit, wie ich glaube, sie blieb sehr lange in Polen — und als sie zurückkam, fand sie mich als Bräutigam ihrer Tochter und ich lernte sie erst kennen.“ — — Hier schwieg der Verwundete und an den unruhigern Athemzügen konnte Bern-

hard wahrnehmen, wie ihn doch die Erinnerung mächtig angriff. Er suchte also, wie sehr ihn selbst auch die Enthüllung, die er mit klopfendem Herzen erwartete, betraf, die weitere Aufregung zu verhüten.

„Ihr dürft nicht mehr sagen, ich weiß nun alles," sprach er beschwichtigend.

„Ahnt Ihr es auch, o dann könnt Ihr doch nicht ermessen, was ich gelitten habe, wie ich oft nahe daran war, wahnsinnig zu werden oder meinem Leben ein Ende zu machen! Ich suchte mich zu betäuben, ich stürzte mich in das tolle Treiben des jungen Adels am Hofe des Königs und auf den Landsitzen — mein Wort wollte ich um jeden Preis halten, aber ich vergaß, wie ich durch mein Thun Christinen's reines und lauteres Gemüth, das kein Falsch und keine bösen Gedanken kannte, betrüben mußte. Sie machte mir Vorstellungen — denn wir verlebten den Winter zusammen in der Königsstadt, wie es Eurer Mutter Wunsch gewesen war. Ich suchte mit Christine darüber zu scherzen und verletzte sie dadurch nur noch mehr — streng und klösterlich erschien mir nun ihr Wesen, ach! und wenn ich Vergleiche anstellte mit jener lebensvollen Frische, der Heiterkeit und edlen Freiheit im Umgange — — welchen alle Männer bezaubert

ihre Huldigung brachten und welche sie alle doch mit einem Blick, oft lachenden Mundes, in ehrerbietigen Schranken hielt — Bernhard! und dennoch wollt' ich mein Wort halten. Da kam die dunkle Stunde, in welche erst Licht durch Eure Botschaft mit dem Ringe —" er machte eine Bewegung mit der Hand nach der Brust, wo er den Ring seitdem trug, aber der Schmerz der Wunden erwachte dadurch und ließ ihn einen Moment innehalten. Kräftiger, als bezwinge er sich, fuhr er dann fort.

„Es war ein Fest im Schloß — Tanz und Spiel und wildes Gelage, das die Frauen dann vermieden. Ich sprang endlich auf, das Treiben war mir plötzlich zuwider — ich wollte die andern Gemächer suchen, wohin die Frauen sich mit wenigen ältern Herren zurückgezogen hatten; mir brannte das Hirn, in dieser Stunde trat auf einmal mein ganzes Unglück vor mich hin und wie ich im einsamen Gange aufschaue, steht, die Maske vor dem Gesicht, wie zum Heimgange in kalter Nachtluft schon gerüstet, eine Frau vor mir. „Euch suche ich!" klang die Stimme, die ich zu kennen glaubte, und eine weiße Hand ohne Handschuh, streckt sich mir entgegen. Christine! ihre Stimme und Gestalt, dieß Wort — sie wollte mich aufsuchen, ehe sie ging,

mich warnen, abmahnen — ich bedachte nicht, wie solcher Schritt ihrem Sinne widersprach, ich fühlte in diesem Augenblicke nur mein ganzes Unrecht gegen sie, faßte die schöne, weiße Hand, drückte sie an meine Lippen: „Geliebt!“ rief ich — und schlang meinen Arm um sie, wollte sie an meine Brust ziehen und ihr von neuem geloben — weh mir! was ich nicht halten konnte! Sie aber trat heftig zurück — wollte sprechen — da hört' ich Tritte, fremde Stimmen — sie eilte hinweg, mir blieb nur der Ring, den ich gewaltsam von ihrem Finger zog — zum Gedächtniß der Stunde! wie ich ihr zurief. O ich weiß nun, daß es nicht Christine gewesen! Am andern Tage lag es mir schwerer denn je, auf der Brust, und ein finsterer Trotz bemächtigte sich meiner Seele — ich kam in das Haus, wo Eure Eltern wohnten, ich begegnete zuerst Eurer Mutter, sie hatte nur einen Blick der Verachtung für mich, den ich nicht verstand, und verließ das Zimmer, ehe ich Muth zur Frage gewann — gereizt, aber doch im wildesten Rausche einer Leidenschaft, die jede Begegnung wieder steigerte, sah ich gleich darauf Christine eintreten: ruhig, streng — ich wähnte kalt. Was sie mir gesagt, war es eine Bitte, ein Vorwurf, ich weiß es nicht — daß ich sie beleidigt haben muß, ist

gewiß, eine Anspielung auf gestern vielleicht, wo sie mich im einsamen Korridor aufgesucht, der Ring, den ich ihr vorhielt — ich weiß nichts mehr. Sie hatte mich verlassen, der Ring war nicht mehr in meiner Hand, ich mußte hinaus in freie Luft, jagte mein Pferd halbtodt am Ufer der Moldau und als ich abends wieder in meine Wohnung kam, da fand ich Christinen's Brief, der mit mir brach. Ob es ihr schwer geworden, ich glaube es nicht — das rechte hatte sie gefunden, mit mir kein Glück! Seit der Zeit habe ich die Heimath wieder nicht gesehen!" —

Bernhard legte seine Hand auf die des Verwundeten und drückte sie leise — zu sprechen war ihm nicht möglich, und beide hatten sich nun auch wohl wenig mehr zu sagen.

„Kein Glück mit mir!" begann der Leidende wieder, aber nun mit schwächerer Stimme. „Nimmer hätte es eine andere an meiner Seite gefunden, auch wenn sich alle Hindernisse geebnet hätten — meine Liebe konnte ich ihr doch nimmer schenken, die ist ewig. Seht Ihr das arme Kind wieder — so segnet sie von mir —"

„Wollt Ihr es selbst?" — fragte Bernhard leise. — „Sie ist hier — vielleicht findet sie Frieden, wenn sie noch einmal Euch sieht —"

Google

„Fiorina? — Sie ist hier!“ rief der Kranke tiefbewegt. „Verdiene ich soviel Treue! O laß sie kommen!“

Bernhard ging und mit ihm kehrte der bleiche, schöne Knabe zurück: Fiorina Diodati war es, wir haben sie längst in dem fremden Gewande erkannt. Unsichern Schrittes schwebte sie zu dem Lager des Todkranken, kein Gedanke irdischer Scham trübte in diesem Moment ihre reine Seele, sie kniete zu Füßen des Lagers nieder und küßte die Hand, welche sich schwach erhob, sie zu grüßen.

„Fabio!“ hauchte es von ihren Lippen und ihr Auge suchte in unaussprechlicher Angst das seinige.

Noch war es nicht gebrochen, ja es leuchtete wie in höherer Verklärung, und ein mildes Lächeln, das im Leben diesem kühnen Antlitz in seiner Heldenschönheit selten genaht war, zog wie ein Sonnenschein über seine Züge. Sprechen konnte er nicht viel mehr — er war erschöpft, aber er legte die Hand auf Fiorina's dunkles Haar und flüsterte: „Gott segne Dich!“

Da erschien auch des Geistlichen ehrwürdige Gestalt in der Thüre und hinter ihm wurden noch viel andere, dem Sterbenden bekannte und vertraute Gestalten sichtbar. Sein Auge leuchtete auf — „Laßt

sie alle, alle kommen!“ sagte er noch einmal mit klarer Stimme, und sie kamen herein, die wenigen Hauptleute der Deutschen, welche den Tag von Ravenna überlebt hatten, mit ihnen mehrere der französischen Edelleute, welche den starken, schönen Sachsen immer bewundert hatten, zuletzt in der Bescheidenheit, die sein schönster Schmuck war, der edle Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, und hinter den Führern, soviel der Raum fassen konnte, viel deutsche Knechte. Sie nahmen Abschied von dem Waffenbruder und verließen ihn dann, damit er in Frieden von der Hand des greisen Kaplans das letzte Sakrament empfangen konnte. Nur Bernhard und Florina und der Oheim, welcher sie hergeleitet hatte: Marco Marani, blieben bei der heiligen Handlung zugegen und beteten für das Heil seiner Seele.

Eilftes Kapitel.

Letzte Kunde.

Mehrere Wochen waren seit dem Osterfeste vergangen, viele Verhältnisse hatten sich abgeklärt: alles war anders gekommen, als man erwartet hatte.

Wer hätte das geglaubt, nach dem furchtbaren Schlage, dessen Kunde wie ein Erdbeben ganz Italien erschütterte, so daß die Signoria zu Venedig im ersten Schrecken schon um jeden Preis den Sieger befriedigen wollte, daß die Kardinäle zu Rom den Pabst in seiner ehernen Unbeugsamkeit bestürmten, Frieden mit Frankreich zu schließen, daß in Neapel die Empörung der Barone für das Haus Anjou frech ihr Haupt erhob? Der Sieg, welcher ganz Italien den Franzosen zu unterwerfen drohte, war ohne bedeutende Folgen geblieben.

Diese Verhältnisse und warum sie sich so gestaltet hatten, beschäftigten die Gedanken eines Mannes, der zu heißer Mittagsstunde, die Gluten nicht achtend, welche der Sonnenball vom wolkenleeren Himmel ausströmte, auf der höchsten Rundstufe des uralten Baues stand, welcher noch heute Veronas Stolz ist: der Arena. Vierzehn Jahrhunderte waren damals schon vorübergegangen, seit Antoninus Pius, wie man annimmt, dieß Riesentheater, das zwanzigtausend Menschen fassen kann, erbaute und das dunkle Granitgemäuer stand unverwüstet, wie es noch heute, dreihundert Jahre später, auf seinen mächtigen Arkaden steht.— Auf dem höchsten der fünfundvierzig Steinkreise des Amphitheaters weilte der Fremdling an diesem Tage

nicht zum erstenmale; man hatte ihn schon seit längerer Zeit fast täglich oben gesehen, wie er sich auch viel an andern Punkten der Stadt, vorzüglich auf dem engen „Herrenplatze,“ wo die prächtigen Denkmäler der Signori della Scala stehen, blicken lassen. Manche schlanke Veroneserin hatte dem schönen Fremden durch ihren weißen, so kleidsamen Schleier einen Blick ihrer Feueraugen geschenkt, den der Blödsinnige, wie sie ihn dann schalt, nur nicht bemerkt hatte. In der That achtete er aber auf wenig, was außer ihm vorging, und wenn er fast täglich die Stufen in der Arena erstieg, so war es nicht, um sich der herrlichen Aussicht auf die blühende Ebene, das goldene Band der Etsch und die Stadt mit ihren Prachtgebäuden aus allen Jahrhunderten ihrer Existenz zu erfreuen, nicht des Fernblicks in die grüne Niederung, wo Mantuas schwimmende Reisfelder liegen und nördlich zu den schimmernden Alpenhöhen, mit ewigem Schnee bedeckt, sondern es war, um hier ungestört, wie ein Aar auf seinem Felsenhorste, sich selbst überlassen zu sein, bis endlich die Stunde der Erlösung aus dem Banne seines Versprechens, das ihn zu Verona festhielt, schlagen würde.

Sie schlug spät, aber sie überraschte ihn doch.

Er hatte an diesem Tage — es war Himmelfahrtstag — länger als gewöhnlich verweilt und sprang endlich von Stufe zu Stufe hinunter, als ihm aus einer der Arkaden vom Eingange her ein freudiger Ruf entgegenscholl.

„Muß ich Dich suchen von einem Ende zum andern in Wälsch-Bern? Und finde Dich hier, wie einen Athleten oder Gladiator in der Arena? Sieh mich nur nicht für einen Löwen oder ein anderes reißendes Thier an und falle mir auf den Hals — lieber um den Hals, Junge!"

Das waren deutsche, herzliche Klänge. Beide umarmten sich, froh des Wiedersehens, das sich nur allzulange für den Wartenden verzögert hatte. — „Ja, mein Bernhard," erwiederte der Alte und das herzliche Lachen, das noch soeben sein starkes, gutmüthiges Gesicht verzogen hatte, verlor sich gleich — „das war nicht zu ändern. Komm, ich erzähle Dir das im Gehen. — Ich war denn, Du weißt, beim Andrea Diodati in Venedig. Dort wollt' ich hören, was wir in Brescia nicht hatten erfahren können. Du suchtest das Heer des Prinzen Gaston auf, der nun gefallen ist, der junge königliche Held! wie auch unser armer Fabian Schlabrendorff — Gott schenke ihm eine selige Auferstehung! Du siehst,

ich weiß alles. Denn die Fiorina kam, als ich eben abreisen wollte, und die Tochter meines alten Freundes mußte ich erst geborgen sehen, das ist es, warum ich so spät nach Verona komme."

„Und ist Fiorina denn geborgen?" fragte Bernhard. „Sie war verschwunden, während wir den Entschlafenen die letzte Ehre erzeigten; geheimnißvoll, wie sie plötzlich mit ihrem Oheim erschienen war, ist sie auch wieder hinweggegangen, und da ich sie in bester Obhut wußte, hatte ich keinen Grund und kein Recht, weiter nach ihr zu forschen. Gott tröste sie! Wie habt Ihr sie verlassen? Sie ist doch in Venedig."

„Nicht mehr," erwiederte Haugwitz mit einem Seufzer. „Ihr sollt alles mit einemmal erfahren. Sie ist in einem Kloster oben in den Bergen."

„Freiwillig?" fuhr Bernhard auf.

„Aus eigenem freiem Willen, eigentlich jetzt gegen den Wunsch ihrer Verwandten in Venedig, die sie gern bei sich behalten hätten. Sie hat mir an Euch noch einen wahrhaftigen Gruß aufgetragen: Ihr solltet daran denken, was sie Euch in ihres Vaters Garten zu Brescia gesagt, als sie Euch das letztemal gesehen habe. Die heiligen Mauern gewähren kranken und gebrochenen Herzen eine Zu-

flucht — damals habe sie noch Kraft und Muth gefühlt, zu kämpfen mit der Welt, sich eine eigene Bahn, wenn ihr auch das Glück des Lebens versagt sei, wenigstens in Freiheit zu brechen, nun sei das alles vorbei und sie sehne sich nur nach Stille und Frieden. — Das hat sie mir für Euch gesagt, und was ich sonst über die Geschichten in Brescia erfahren habe, das weiß ich nicht von ihr, sondern von dem alten Marant und von einer Magd, die beim Diodati gedient und die ich auch noch von frühern Zeiten her kenne — sie hat mir manchen Labetrunk edlen Weines gebracht."

„Die Ragna? Sie ist gerettet und ihre Herrin, Frau Margherita?"

Haugwitz schüttelte traurig den Kopf. „Die konnte wohl so etwas nicht überleben."

„Wie?" rief Bernhard erschreckend. „Gott wolle nicht, daß ich Euch recht verstehe!"

„Nicht doch!" entgegnete Haugwitz. „Kein Mensch hat Hand an sie gelegt, noch weniger konnte eine solche Sünde, wie Ihr denkt, in ihren Sinn kommen, denn sie war eine fromme Frau. Aber sie hatte nicht Kraft, dem Unglück, wenn es über sie kam, zu widerstehen; schon, als Fiorina vorher vom Prinzen Gaston ausgezeichnet wurde, dann die Geschichten

mit den leichtfertigen französischen Herren und Fabian Schlabrendorff's Dazwischentreten mit allem, was daraus entstand, hatten sie die Unruhe und Sorge auf das Krankenlager geworfen — und als sie bei Fiorina's Rückkehr nun gar erfuhr, wie es mit dem Herzen ihres Kindes stand, da hat sie keine recht gesunde Stunde mehr gehabt, nun der Feind in der Stadt, ihr Herr unterm Thore gefallen, wie unverständige Menschen ihr gleich ins Haus geschrieen — wie sollte ihr da das Herz nicht brechen? Die alte Ragna hat sie mit dem Marani, der sich noch während des Kampfes eingefunden, nach der Ruine getragen, die kennt Ihr nicht, ein alter Cerestempel, dort haben sie sich versteckt, und kein Feind ist hineingekommen — was hätten sie unter zerbrochenen Säulen und Bergen von Schutt, wo nur Stechapfel und Brennesseln wachsen, gesucht? In der Nacht hat sich dann die treue Alte hervorgewagt und ihre todte Herrin auf den Gottesacker der nächsten Kirche gebracht, daß sie die geistlichen Herren, wenn es an der Zeit, in geweihter Erde begraben möchten — und mit dem Marani hat sie dann auf geheimen Schlupfwegen, wie viele, die Stadt verlassen."

„Wo aber hat Marani seine Nichte wiedergefunden?" fragte Bernhard. „Es war nicht Zeit,

mit ihm von vergangenen Dingen zu reden — ich weiß von unserm gefallenen Freunde, auf welche Weise er Fiorina vor dem allgemeinen Schicksal behütet hat, wenn ich auch nur vermuthen kann, wie sie dann aus der Stadt sich gerettet, was gleichgiltig ist. Aber wie hat sie den einzigen ihrer Verwandten und die Ragna dann gefunden?“

„Das hat mir die Ragna auch erzählt. Die Menschen, die aus der Stadt entflohen sind, haben sich in allen Richtungen, wo sie den lauernden Reitern nicht in die Hände zu fallen glaubten, zerstreut, sehr viele sind nach den Bergen und zu den Seen hinaufgeflohen, und auch Marani, weil die Ragna dort eine Schwester hat, Ihr kennt ja die gute Wirthin aus der Perle am See von Iseo, wohin ich Euch beschieden hatte, das ist sie. Mit der Villa, die ich mir kaufen wollte, um meine alten Tage nicht unstät zu beschließen, ist nun nichts geworden, doch was red' ich von mir! Die Ragna hatte also dem Marani vorgeschlagen, dorthin zu gehen, wo sie in aller Sicherheit bessere Zeit abwarten könnten. Aber auch Fiorina war in diese Richtung versprengt worden, hatte sie auch wohl, da ihr die Ragna oft von ihrer Schwester und von der hübschen Wirthschaft am See erzählt hatte, absichtlich gewählt. Genug,

Fiorina war früher in der Perle gewesen als jene, und hatte der guten Padrona — doch das geht Euch nichts an, ich kann Euch davon nichts sagen, wenigstens jetzt nicht, vielleicht in Zukunft, so Gott will! Daheim, daheim!"

Bernhard sah ihn trotz des Antheils, der ihn nur auf die Thatsachen achten ließ, etwas verwundert an, da Haugwitz offenbar verlegen war und sich, wie es schien, festgeredet hatte. Er kam ihm aber unwillkürlich durch seine Bitte, ihm nur Fiorina's weitere Schicksale zu berichten, zu Hilfe.

„Ja, wenn ich sie gekannt hätte! Wenn Ihr nicht durch die Nachrichten in Gardone aufgehalten worden wäret! Ihr hättet mit ihr in eine Barke gerathen können, da der Cecco, der Sohn der Perlenwirthin, nur auf Euch wartete. Denn er brachte sie ja, da Ihr ausbliebt, herüber. In Knabentracht, die ihr eine mitleidige Frau unterwegs in einer Casina geschenkt, wie sie nachher der Ragna gesagt hat. O hätte ich gewußt, wer der bildschöne Knabe war, der so bitterlich weinte, als die Padrona zu ihm kam! Aber ich hatte sie ja nur als Kind vor vielen Jahren gesehen, und wie konnte ich das denken! Der Wirthin hatte sie sich entdeckt und ihr dann ein Pfand anvertraut — doch davon red' ich nicht,

der Filippo war aber ein vorsichtiger Mann und hatte für den äußersten Fall noch am Abende vor dem Sturm seiner Tochter selbst das beste hingebracht. Aber davon hoffentlich einmal später!“ Er sah den jungen Freund mit liebevollen Augen an, wie einer, dem das Herz überfließen will. „Denkst Du denn gar nicht mehr an unsere alte Schlesing?“ rief er.

Die seltsame Frage, welche so gar nicht in die Erzählung paßte, traf dennoch, eben weil sie unerwartet war, Bernhard, wie des Alphorns Klang den ausgewanderten Schweizer. Er sah die traute Heimath vor sich, all' die lieben Stätten, wo er einst ein glücklicher Knabe umhergeschwärmt oder als Jüngling sich seiner stillen phantastischen Welt hingegeben hatte, er sah die theuren Menschen alle und in ihres Kreises Mittelpunkt das holde Bild, dem nur ein Zauber der Selbsttäuschung, von den Sinnen geboren, durch den Reiz des fremdartigen und räthselhaften genährt, ihn eine Zeitlang abtrünnig gemacht hatte, das aber immer wieder — wir wissen es! — in seines Herzens Heiligthum aus den zerrinnenden Nebeln des Truggewebes leuchtend hervorgetreten war. So licht und lebendig in diesem Momente, daß er die Hand des alten Freundes er-

griff und bewegt sagte: „O doch! Doch ist sie mir unvergeßlich, die alte Heimath, und ich denke an sie früh und spät.“

„So laß die Ferne fahren!“ rief Haugwitz freudig. „Kehre mit mir um!“

„Das kann ich nicht!“ versetzte Bernhard. „Wenn ich den meinigen helfen könnte, wenn ich den Eltern das verbrannte Haus schöner aufbauen, sie in sorgenfreie, glückliche Lage versetzen, dem theuren Großvater auf dem alten Stammsitze wieder die Stätte bereiten könnte, und — — Dann, ja dann käme ich mit Euch! Aber —“

„Das kannst Du, wenn Du nur willst!“ rief Haugwitz mit leuchtendem Angesicht. „Höre mich!“

„Nein, Herr von Haugwitz! Was Ihr mir auch sagen wollt, meine Ehre gebietet mir festzubleiben. Ich ahne Eure großmüthige Absicht, aber ich darf sie nicht annehmen, es würde mich vor mir selbst erniedrigen, würde mir das Gefühl nicht geben, das ich durch eigene Kraft zu erringen hoffe. Einst komme ich zur Heimath zurück, ganz gewiß! Was ich in der Ferne erlebt, an Erfahrungen bitterer und trauriger Art gewonnen habe, das ist für mein ganzes Leben von Wichtigkeit — davon sollt Ihr Euch

überzeugen. Bis dahin verzeiht, wenn ich Euer edles Erbieten nicht annehmen darf."

„Ach Du lieber Gott, von mir, denkt Ihr?" sagte Haugwitz, und sich besinnend fuhr er fort: „Wenn Ihr denn durchaus nicht wollt, Trotzkopf, Rath und Hilfe daheim nicht von mir annehmen wollt, sondern lieber als ein großer und reicher Herr aus eigener Mache Eure Auffahrt in Läßnitz zu halten gedenkt, corpo di Bacco! so versucht Euer Heil. Ich gehe nach Hause. Was Ihr mir aufzutragen habt, will ich bestellen. In Prag sehe ich wohl zuerst den Landeshauptmann, Euren Herrn Großvater. Dem werde ich sagen: Ihr seid zwar schon hoch in die achtzig, aber geduldet Euch nur noch ein dutzend Jahre, dann sollt Ihr Euren Ehrenplatz wieder unter der alten Linde in Läßnitz haben."

„Das verdiene ich nicht!" versetzte Bernhard von dieser Wendung verletzt.

„Nein, wahrhaftig nicht! Das war dumm von mir — kränken wollt' ich Euch nicht!" rief Haugwitz. „Weiß der Himmel, ich bin ein schlechter Ambassador, verstehe nicht zu unterhandeln und vergesse alle Augenblicke, was ich sagen darf und was nicht! Es wird denn schon so am besten sein, Ihr geht

zum Kaiser und sucht Euren Weg zu Ehren und Glück, ich aber gehe nach Hause und besorge das andere. — Mein alter Heinrich wird sich freuen, wenn ich ihm von Euch erzähle, und die Frau Mutter auch; wenn ich kann, will ich auch meine Pathe Erdmuthe in Marienstern besuchen. Die Kleine, wenn sie verheirathet ist, wird sich um mich nicht kümmern, die such' ich nicht auf. Nun, Bernhard, Du siehst ja immer finstrer d'rein — bist Du denn rachsüchtig geworden, wie ein eingeborner Italiener?"

Bernhard gab ihm die Versicherung, daß er ihn nicht verkenne und ihm stets dankbar für seine Freundschaft bleibe. Dann bat er ihn, wenn es irgend möglich sei, ihm bald Nachrichten zukommen zu lassen, wie er alles in der Heimath gefunden habe, bei seinem ungewissen Aufenthalt sei es bisher schwierig gewesen, nun aber werde er vor der Hand dem Kaiser folgen, an dessen Hoflager ja fortwährend Botschaften aus allen Theilen des Reiches kämen, so könne es vielleicht über Prag, wo der Großvater sie vermitteln werde, geschehen. Es kostete Bernhard Ueberwindung hinzuzusetzen: „Wenn Ihr einmal in Prag seid, bitt' ich Euch, doch nach meiner Verwandten Barbara von Linden zu fragen — denn — ich

möchte wissen, an wen sie verheirathet ist — und ob sie glücklich ist."

„Möchtet Ihr das!" rief Haugwitz. „Per Dio santo!"

„Was soll das heißen?" fragte Bernhard, und sein Antlitz erglühte.

„O Ihr verdient gar nicht — doch was hilft alles Reden! Ich hab' Euch ja selbst in den Sattel geholfen, und Euch das heimtückische Thier gegeben, das Ihr nachher kennen gelernt habt, Ihr seid in alle Welt geflogen, wie das Vöglein, das Ihr der Bärbel geschenkt, unterdessen ist Läßnitz abgebrannt, was eine scharfe Aufsicht vielleicht verhütet hätte, die Eltern sitzen auf dem Auszugtheil, der Großvater muß wieder zu Hofe fahren und die Bärbel hat vielleicht Einen genommen, den ihr junges Herzel halt nicht mag."

„Wer konnte sie zwingen?" rief Bernhard.

„Und wenn sie's nun gethan hätte, um dem Großvater wieder einen ruhigen Platz für sein weißes Haupt zu schaffen? Was sagt Ihr nun, junger Mensch?"

„Ihr wißt das?" rief Bernhard außer Fassung.

„Ich weiß nichts, auf mein Wort! Aber es könnte doch möglich sein. — Das hilft nun alles

nichts mehr, ich will aber nachsehen und Ihr sollt Antwort haben, verlaßt Euch d'rauf." Er beobachtete den Freund, welcher verstummt neben ihm ging, eine Weile blinzelnd unter seinen buschigen Augenbrauen von der Seite, und ein Lächeln, das er zu verhehlen suchte, nahm mehr und mehr überhand. — „Wenn sie nun aber nicht verheirathet ist," sagte er dann, „wenn sie noch bei dem alten Herrn ist und ihn treulich pflegt, meint Ihr nicht, sie kann eher warten, wie ich vorher sagte, auf einen großen und reichen Vetter aus der Ferne, denn sie ist erst siebzehn Jahre alt, soviel ich weiß?"

„Wollt Ihr mein spotten?" entgegnete Bernhard, aber man sah ihm an, wie er durch diesen Gedanken in Aufregung gesetzt wurde.

„Sollte sie älter sein?" versetzte Haugwitz, ohne sich stören zu lassen. „Ich habe sie einmal gar für meine Pathe Erdmuthe oder wie Ihr sie nennt Christine gehalten, worüber ich mich noch schäme. — Schämt Ihr Euch, Bernhard!" fiel er plötzlich aus. „Gegen einen alten Freund hinterlistig, wie ein Stradiot! Warum sagt mir nicht offen, wie es steht? Bin ich der Mann, Euch zu verrathen? Oder helf' ich etwa nicht, wo ich kann?" — Sie hatten während ihres Gespräches schon längst das Haus erreicht,

wo Haugwitz seine Wohnung genommen hatte und standen noch immer, allen Vorübergehenden auffällig, welche ihnen finstere Blicke schenkten, da sie die fremde Rede nicht verstanden.

„Kommt herein!“ sagte der Alte jetzt. „Ihr sollt mir nun Euer Versprechen halten. Wenn alles hier sich entschieden, sollte ich erfahren, was Euch mit Schlabrendorff begegnet ist. Ich habe Euch erzählt, was ich zu erzählen hatte — nun ist an Euch die Reihe.“ — Bernhard folgte ihm in das Haus, und als sie im Zimmer allein waren, erinnerte er ihn daran, daß er seine Erzählung über Fiorina's Geschick noch nicht vollendet habe.

„Die ist bald zu Ende. Das arme Kind! In der Perle blieb sie zu Nacht bei der Wirthin, welcher sie zum Aufheben — ihr gerettetes gab; dann wollte sie auf gut Glück weiter, wohin? das hat sie nicht gewußt, meinte die Ragna, ich glaube es aber doch — sie war viel zu fest, nicht abzubringen nachher — Du lieber Gott! im Kloster ist sie am besten aufgehoben, nach allem, was sie erlebt hat. Aber da kam sie zu ihrem Oheim Marani, der am See ein Landhaus hat, sie wußte schon, daß er entkommen und die alte Magd ihm gefolgt sei — die Frau, bei der sie die Kleider gewechselt, kannte die

ganze Familie und der Marani mit der Magd war auf seiner Flucht kurz zuvor bei ihr gewesen. So kam Fiorina wieder zu ihnen. Dann, als das Heer der Franzosen sich nach der Einnahme von Brescia zerstreut hatte, wollte Marani seine Nichte wieder nach Venedig bringen, wo sie in der Familie Andrea's besser aufgehoben sei als bei ihm, und sie hatte das auch angenommen, aber nur, um unterwegs ihren Willen durchzusetzen, nämlich den Mann, dem sie nun einmal ihr Herz geschenkt hatte, noch einmal zu sehen, ihn zu segnen — wie sie es durchgesetzt und wieder in Knabentracht mit ihm den Reisezug verlassen, mit welchem viele Menschen den Weg nach dem sichern Venedig genommen hatten, das weiß ich nicht, ebensowenig, wie sie die Spur des Heeres gefunden haben, denn die Ragna hatte bei dem Reisezuge mit allen Habseligkeiten bleiben müssen. Daß sie aber vor Ravenna gerade zur Schlacht gekommen sind und was sich dann weiter begeben hat, das wißt Ihr besser als ich. In Venedig fanden sie mich dann, wie ich Euch gesagt habe, und ich — ich mußte mich noch zu besondern Dingen verpflichten, die — die einmal künftig zu besprechen sind. Marani geleitete sie von der Perle — ich meine, von Venedig aus, nach dem Kloster in

den Bergen, das sie sich erkoren hatte, und ging dann auf sein Landhaus zurück, wo er den Frieden abwarten will. Die Ragna, die einmal zu den Diodati gehört, ist in Venedig beim Andrea geblieben. So ist denn alles beschlossen und entschieden und nun gebt Ihr mir, was Ihr versprochen habt!"

Konnte sich Bernhard dem Wunsche versagen? Und war es ihm nicht eine Herzenserleichterung, sich gegen den treuen Freund seiner Familie auszusprechen? Vieles zwar, dessen Zusammenhang ihm selbst dunkel war, blieb nur der Vermuthung überlassen, aber wie vieles bleibt uns ein dunkles Räthsel im Leben, weil es seinen Ursprung nimmt in der unergründeten Tiefe des Menschenherzens!

Spät erst wandte sich ihre Unterhaltung auf die öffentlichen Angelegenheiten, welche nun für Bernhard von höchster Wichtigkeit waren, da seine Zukunft sich nach ihnen gestalten mußte. Der Fall Gaston's hatte die Benutzung des Sieges von Ravenna gelähmt; la Palice, welchen das Heer einstweilen zum Oberfeldherrn gewählt und der Kardinal San'Severino, der vonseiten des papstfeindlichen Konzils zu Pisa dabei war und sogar in seiner riesigen Gestalt von Kopf zu Fuß in Stahl gepanzert an der Schlacht theilgenommen hatte, waren un-

einig über die nächsten Operationen: beide wollten befehlen, keiner sich fügen. Nach Süden hin wollte dieser rasch auf Rom marschiren, nach Norden hin jener vorerst das Land gegen den drohenden Einfall der Schweizer decken. Mittlerweile zogen auch die deutschen Landsknechte auf Befehl des Kaisers ab, nachdem sie in ihrer Ehrlichkeit noch sechs Tage ausgehalten, weil sie doch auf solange noch Sold bekommen hatten — echt deutsch! Nur ein kleines Häuflein, der Reichsacht trotzend, unter dem Grafen Emicho von Leiningen und dem rothbärtigen Hans von Brandeck, blieb zurück, um dreizehn Jahre später, nachdem es wieder zu einer starken Schaar angeschwollen war, auf dem Schlachtfelde von Pavia von den kaisertreuen deutschen Brüdern vernichtet zu werden.

Die Feinde Ludwig's XII. hatten Zeit gewonnen und damit alles. Kein Beispiel beweist so klar, wie von der Benutzung des Sieges erst dessen Erfolg abhängt. Schon war Neapel durch den Vizekönig von Sizilien, Don Ugo de Moncada, wieder gesichert, in Florenz bereitete sich der Sieg der Medici über die demokratische Partei, die zu Frankreich hielt, vor; die Franzosen waren bereits in eine defensive Lage, auf die Behauptung der festen Plätze,

gewiesen, und an demselben Tage, wo die beiden deutschen Freunde zu Verona über diesen schnellen Umschwung der Dinge ihre Ansichten austauschten, am Himmelfahrtstage, wurde zu Trient ein schweizerisches Heer von zwanzigtausend Mann gemustert, das dem Papste zu Hilfe zog und sich die Rächer des heiligen Kreuzes nannte. Der Kaiser hatte den Eidgenossen, die sich zu Chur gesammelt, den Weg durch das Engadin in das Reichsgebiet geöffnet. Da war denn Frankreichs Sache in Italien verloren.

Am andern Tage traten Bernhard und Haugwitz ihre Rückreise an. Dem Schweizerheere, von dessen Anmarsch sie unterwegs, noch ehe sie Ala erreicht hatten, Kunde bekamen, wichen sie seitwärts nach dem Monte Malaro aus und ließen die drei Haufen, in welchen es durch die Pässe aus Tirol herabzog, erst vorüber, ehe sie ihren Weg fortsetzten. Beide trennten sich bald, nachdem sie die Alpen überstiegen hatten: Bernhard nahm, seinem Vorsatze getreu, die Straße nach Augsburg, wo zur Zeit das Hoflager des Kaisers sein sollte, Haugwitz, nach herzlichem Abschiede, reiste gen Salzburg und weiter nach Linz. Welchem sollen wir folgen? Bernhard in die hochgehenden Wogen der Welthändel, an den Rhein,

nach den Niederlanden, in die „Sporenschlacht" *) von Guinegate, wo der Kaiser Maximilian im Silberhaar auf derselben Stelle siegte, auf der er einst als Jüngling glorreich gekämpft hatte? Manch' schimmerndes Bild könnten wir unsern Lesern bieten, von Ehren zu Ehren Bernhard von Linden begleiten, der Gnade des Kaisers ihn theilhaftig werden, sie mehr und mehr verdienen sehen. Aber aus der Ferne zur trauten Heimath folgen wir lieber dem redlichen Freunde, der sich viel Sorgen macht, wie er alles finden und ob es ihm gelingen werde, das Vertrauen, Fiorina's letztes Vermächtniß, als sie der Welt und ihrem Glanz entsagt, zu rechtfertigen.

Zwölftes Kapitel.

Die Heimath.

Der Sommer neigte sich zu Ende. Die Felder wurden schon leer, der Wind ging über die

*) Spottweise so genannt, weil die französischen Ritter, von Kaiser Max und dem Könige von England überrascht angegriffen, mehr die Sporen zur Flucht als die Schwerter zum Kampf brauchten.

Stoppeln. Aber es war eine gesegnete Ernte gewesen, die Scheunen vermochten den Reichthum nicht zu fassen und überall standen hochgethürmte Getreidehaufen, Miethen, Fehme, oder wie sie provinziell genannt werden, im Freien. Das schöne Wetter, das die Ernte begünstigt hatte, währte fort in den September hinein; Tag für Tag blitzte jeden Morgen reichlicher Thau auf allen Halmen und Blättern, die Sonne ging strahlend auf und zog ihren flacher werdenden Bogen am krystallklaren Himmel, bis sie im Niedergang die prachtvollste Abendröthe hinterließ, deren farbige Lichter erst spät erloschen.

An einem solchen Tage war es, als längs der Oder, wo sie im weiten, hie und da versandeten Bette zwischen Weiden ihren Lauf durch mehrere Arme bezeichnet, ein Wäglein, landesüblich mit einer Decke von Leinwand überspannt, langsam dahinfuhr. Zwei Personen saßen darin, kein Knecht, der Herr fuhr selbst, und hinter ihm schaute eine Frau mit aufmerksamen, aber nicht freudigen Blicken über die Felder hinaus.

„Von hier konnte man den Schloßthurm sonst schon sehen,“ sagte sie mit einem Seufzer.

„Gib Dich d'rein, Wanda,“ erwiederte ihr Begleiter — „Es ist nicht zu ändern.“

„Doch wäre es zu ändern gewesen," versetzte sie, „mit etwas Entschlossenheit und Kraft zum Handeln. Aber ich will nicht mehr davon reden, Heinrich, Du hast Recht."

„Da ist das Mauerthürmchen — siehst Du's?"

Das kleine Thürmchen mit der Plateform, das zur Umschau in der Mauer aufgerichtet war, wurde im üppigen Hollundergrün sichtbar, zugleich aber bemerkte das scharfe Auge der Frau von Linden, daß ein Mann oben stand. Es mochte der künftige Besitzer von Läßnitz sein! Sie äußerte diesen Gedanken und wünschte die unangenehme Begegnung zu vermeiden. Aber ihr Gatte hatte nun schon in den festen Feldweg eingelenkt, welcher zu der Mauer und längs derselben zu dem großen Eingange des Herrenhofes führte, und wollte, soweit gekommen, nicht wieder umkehren. Sie hatten doch einmal den weiten Weg von ihrem jetzigen Wohnorte, dem Landgute ihres ältesten Sohnes gemacht, um von Läßnitz auf immer Abschied zu nehmen: sein Wunsch, sagte Herr von Linden, sei es nicht gewesen, sondern Wanda's, und sie habe ihn durchgesetzt, obgleich sie davon nur neue Bekümmerniß haben könne, nun müsse es, wie er sich echt schlesisch ausdrückte, ‚ausgetitscht werden bis zum letzten

Tröpfel.' Er machte seinem Verdruß durch einen Kreuzhieb auf das magere, polnische Pferd vor dem Wäglein Luft und im Trabe rollten sie der Mauer zu, wo der Mann auf dem Thürmchen nicht vom Platze wich.

„Wenn es der künftige Herr auf dem Stammsitze Deines Hauses ist, so wird er doch soviel Zartgefühl haben, uns aus dem Wege zu gehen, sobald er erfährt, wer wir sind."

„Ei warum denn? Von wem könnte er bessere Auskunft über Feld und Wirthschaft bekommen, ehe er den Handel abschließt? Ich bin neugierig, zu erfahren, wer es eigentlich ist."

Wanda seufzte schwerer als zuvor. Das war es eben, woran alles scheiterte! Wunderbar, wie oft der Frauen Seelenkraft und Seelenadel den der Männer überwiegt. Wir meinen damit nicht die heldenkühnen Frauen, deren Namen der Geschichte angehören: eine Gräfin Francesca, welche zu jener Zeit Mirandola für ihre Kinder vertheidigte, so daß sich der kriegerische Papst in Person gegen sie erhob; eine Katharina von Foix, des gefallenen Gaston Kusine, welche ihrem Gatten, als er schmählich sein Reich verlor, sagen konnte: „Wärst Du als Katharina geboren und ich als König Johann, so wären wir noch

König von Navarra" — viel andere könnten wir dann noch nennen. Wir haben aber Frauen in beschränktern Kreisen im Sinn, deren Geist nur im Hause und in der Familie wirken kann. Wanda Tarnowska, die Schwester des Kronfeldherrn von Polen, welche noch als halbes Kind an Heinrich von Linden, damals einen reichen und angesehenen Edelmann, verheirathet worden war, hätte nun ihrem Gatten ein ähnliches Wort und mit gleichem Rechte sagen können, als Katharina von Foix ihrem Gemahl. Aber sie schwieg und faßte nur den Fremden auf dem Gartenthurm, der sich schon benahm, als sei er Herr auf Läßnitz, schärfer ins Auge.

„Wie?!" rief sie plötzlich. „Ist das nicht Dein Erdmann Haugwitz?"

„So wahr ich lebe!" sagte Linden. — Sie fuhren heran, es war Haugwitz in der That, der sie von oben lebhaft grüßte und ihnen zurief, er werde gleich bei ihnen sein, worauf er verschwand. An der Einfahrt kam er ihnen dann ganz außer Athem entgegen, hatte auch schon einen Knecht bei der Hand, der sich des Pferdes und Wagens annehmen sollte. Das abgebrannte Schloß war zwar nicht wieder aufgebaut, aber Ställe und Scheunen, soviel die Wirthschaft erforderte, hatte der Sohn, welcher das

Stammgut zu dem seinigen noch übernommen, nothdürftig aufrichten lassen und so auch das nöthige Gesind im Lohn behalten.

„Wo kommst Du her, Erdmann? Wolltest viele Jahre wegbleiben, mit den Schwalben bist Du im vorigen Herbst erst weggegangen.“

„Und mit den Krammetsvögeln komme ich dieß Jahr schon wieder! — Gute Botschaft, Frau Gevatterin! Der Bernhard ist gesund — aber hier ist kein Ort zum Erzählen, kommt, der Pfarrer hat mich aufgenommen und wird auch seine Herrschaft gern sehen, ich meine, seine alte Herrschaft.“

Wanda konnte kaum erwarten, Nachrichten von ihrem Sohne zu erhalten, welchen Haugwitz nun gesehen hatte. Bei der weiten Entfernung war es damals, trotz des regen Handelsverkehrs, in welchem namentlich die süddeutschen Städte mit Italien standen, bei dem Mangel regelmäßiger Verbindungen überaus schwierig, Nachrichten aus der Fremde zu bekommen und ein einziger Brief, kurz vor Bernhard's Abreise nach der Levante geschrieben, war alles, das bis jetzt ihr Mutterherz von ihm erfreut hatte. Inhaltschwer für sie war jener Brief auch gewesen, da er ihr die Erfüllung ihres Auftrages für Schlabrendorff meldete, aber das Räthsel blieb noch immer

ungelöst und sie hoffte vielleicht heute mit der frohen Kunde von Bernhard's Wohlergehen mehr zu erfahren.

Beim Pfarrer, der sie mit großer Freude empfing, fand sich aber auch vorerst keine Zeit dazu, die Männer hatten soviel über andere Dinge zu reden! Wanda hörte in ihrer Ungeduld kaum, wovon die Rede war, bis ihr Gatte erklärte: es sei ihm ganz recht, daß er nicht mehr die Sorge der Wirthschaft habe, er sei alt genug, um sich Ruhe zu gönnen und wenn sein Sohn, welcher Läßnitz sehr niedrig angenommen, damit einen guten Handel mache, verdenke er es ihm gar nicht, daß er sich nicht die Last und Gefahr zweier Besitzungen aufladen wolle. Da erhob sich Wanda und trat zu den Männern.

„Dein Stammgut, das nie aus der Familie kommen sollte“ — sagte sie lebhaft — „in fremden, wer weiß, in welchen Händen!“

„O — ich denke doch — es wird in recht gute Hände kommen — nicht wahr, Ehrwürden?“ Haugwitz rieb sich die Hände und war augenscheinlich in Verlegenheit, so daß es Wanda auffiel.

„Ihr wißt, Herr von Haugwitz?“ rief sie rasch. „Wer ist der Käufer?“

„Nun — es muß doch einmal heraus — ich, Frau Gevatterin!“

Sie sah ihn sprachlos, mit einem staunenden Blick des Unwillens an; ihr Gatte war wie versteinert.

„Ich, Frau Gevatterin! Ich, guter Heinerle! Sollt' ich's in fremde Hände kommen lassen? Seid doch nicht böse, liebwertheste Frau! Was habt Ihr gegen mich?“

„Aber, Erdmann! Du rennst in Dein Unglück! Hast Dich zeitlebens in der Welt herumgetrieben, verstehst nichts von der Wirthschaft! Und womit, womit willst Du's denn bezahlen? Ich weiß doch, was Du hast! Schuldig bleiben willst Du's doch nicht — das ginge nicht! Hast Du einen Schatz gefunden?“

Der Stein war vom Herzen, Haugwitz lächelte schlau. „Kannst Recht haben!“ versetzte er. Dann faßte er Wanda's Hand mit einem Drucke, der ihr wehthat und sah ihr treuherzig ins Gesicht. „Vertraut mir, wie mir auch der Bernhard vertraut und — andere. Ich denke, so ungeschickt ich bin und überall anrenne, doch meine Sache gutzumachen.“

„Dem Freunde meines Mannes wäre es geziemender gewesen, offen und ehrlich, nicht durch

einen Unterhändler zuwerke zu gehen," erwiederte sie. „Doch habe ich kein Recht, Euch deßhalb Vorwürfe zu machen und wünsche Euch alles Glück zur neuen Besitzung."

„O, o, Frau Gevatterin, wie klingt das? Ehrlich gehe ich zuwerke — offen soll's auch werden, wenngleich nicht heute und morgen. Hier — seid nicht böse! Ich habe einen Brief von Bernhard mit, Ihr sollt ihn aber lesen, wenn Ihr allein seid —" hier sah er über sich selbst betroffen seinen Freund an, und sagte: „Seht da, wie ich offen zuwerke gehe! Nimm's nicht übel, Heinerle, daß ich hinter Deinem Rücken mit Deiner Frau — — ich wollte sagen, der Bernhard ist nun beim Kaiser und Ihr sollt sehen, er kommt als großer Herr, zum Ritter geschlagen, mit Ehren überhäuft wieder und das soll ein Einzug in Läßnitz sein. Nicht wahr, Ehrwürden?"

„Ihr vergeßt, daß Läßnitz nicht mehr seiner Familie gehört," sagte Wanda. „Doch — ich danke Euch für Eure Nachrichten von meinem Sohne und bitte, gebt mir den Brief."

Er ging hinaus zu seinem Gepäck, ihn zu holen und Herr von Linden fragte unterdessen den Pfarrer, ob er von diesem Kauf etwas gewußt habe; dieser

hatte ihn jedoch erst durch Haugwitz selbst erfahren und äußerte, es sei doch besser, daß das Gut in befreundete Hände gekommen.

„Lieber in ganz fremde," erwiederte Wanda, „daß wir nie wieder etwas davon hörten! Sehen werden wir es ohnehin heute zum letztenmale!"

„Ich begreife nur nicht, wo der Erdmann das Geld herhat!" sagte Linden. Wenn er nur nicht denkt, weil er doch ein alter Freund ist, daß wir ihm —"

Erdmann's Eintritt unterbrach die Gedanken seines Freundes, er brachte Bernhard's Brief sauber eingewickelt in ein buntes, lombardisches Tuch, das nach dem feinsten Wohlgeruch duftete. Wanda nahm ihn mit einem freundlichern Blicke als bisher, in Empfang und zog sich, ohne zu entschuldigen, was sich von selbst erklärte, in die Laube des Pfarrgartens zurück, um zu lesen.

Welche Gefühle ergriffen sie bei den Mittheilungen, die dem Papiere anvertraut waren, weil Bernhard, Aug' in Auge mit der Mutter, nicht den Muth gehabt hätte, ihr alles zu sagen! Wanda las — ein Zucken, eine flüchtige Blässe bekundeten den ersten Eindruck, welchen Schlabrendorff's Tod auf sie machte, dann stieg plötzlich eine lichte Glut in ihr Antlitz,

als sei die Zeit der Jugend zurückgekehrt, war es die Röthe der Scham oder des Zornes oder erwachte eine andere Regung, welche sie einst siegreich bezwungen hatte, durch des Räthsels Lösung, die sie nie geahnt, wie durch einen Zauberspruch vom Tode erweckt? Sie ließ die Hand mit dem Briefe auf ihren Schooß sinken, die andere verhüllte ihre Stirn, auf welcher die Sorgen der letzten Zeit ihre Linien eingegraben, das Rabenhaar mit den ersten einzelnen Silberfäden vorzeitig durchsponnen hatten. Ihre schlanke Gestalt, welche dennoch immer die Anmuth der Jugend bewahrte, lehnte sich, wie sie nie gewohnt war, der Stütze bedürftig zurück — aber es war nur ein vorübergehender Moment der Schwäche. Unwillig über sich selbst richtete sie sich schnell auf und las, ihre Gefühle bezwingend, bis zu Ende.

„War es das, so hätte es ihn heiligen, nicht in wüstes Leben stürzen müssen — er war ein Mann, er konnte kämpfen und siegen — glaubte er wirklich, daß mein Kind ihn suchen könne, aller Weiblichkeit zum Hohn, wie konnte er sie kränken, mit frecher Rede ihr reines Herz beschimpfen! Im Wahnsinn!“ — So sprachen ihre Gedanken. Was sie selbst dabei unbewußt verschuldet, durch ihr heiteres, freies Wesen, wie es der Polin angeboren, durch ihren

Liebreiz im Gegensatz zu der Tochter, welche der Ernst und die Bekümmerniß um sein unbegreifliches Treiben nicht verschönten, das trat auch in diesem Augenblicke nicht zu seiner Entschuldigung vor ihre Seele, denn eben: sie wußte es nicht! Aber eine andere Sühne hatte er gefunden — und sie faltete die Hände.

Dann ging sie zu den Männern zurück, welche unterdessen eine Wanderung durch die noch im Schutt liegenden Räume des Herrenhofes gemacht und die Pläne besprochen hatten, welche Haugwitz für den schleunigsten Wiederaufbau gefaßt. Noch im Herbst sollte er soweit als möglich durch Werkleute, die schon aus allen Städten der Nachbarschaft bestellt waren, gefördert und im nächsten Frühlinge beendigt werden. Wanda fand das Gespräch darüber noch im vollen Gange und Haugwitz, so gern er gewollt hätte, konnte es nicht dämpfen, denn Linden interessirte sich zu sehr dafür. Er schnitt es endlich gewaltsam ab, indem er Wanda fragte, ob er nicht eine Bestellung nach Kloster Marienstern mitnehmen solle, da er den Umweg nicht scheuen werde, um auch seine Pathe Erdmuthe wiederzusehen. Daß die Frage, unmittelbar nach Bernhard's Briefe, Frau Wanda schmerzlich berühren müsse, fiel ihm erst ein, als er in ihr Gesicht

sah, doch war er zu wenig Menschenkenner, um etwas darin wahrzunehmen. Sie erwiederte, daß sie ihre Tochter bald selbst zu sehen hoffe und bat ihren Gatten, anspannen zu lassen, da es die höchste Zeit zur Rückfahrt sei.

„Aber Du hast ja noch gar nichts gesehen? Du wolltest den Garten, die Erbgruft —“

„Laß nur!“ unterbrach sie ihn. „Ich habe Läßnitz im ganzen noch einmal gesehen und bin damit zufrieden.“

„Ihr werdet es öfter sehen, immer sehen!“ rief Haugwitz.

Sie reichte ihm die Hand und schüttelte sanft den Kopf — ihr ernster Wink bedeutete Linden, die Abreise zu beschleunigen, und es drückte dem ehrlichen Haugwitz fast das Herz ab, daß er sie scheiden lassen mußte, ohne ihr sein Geheimniß zu entdecken. Aber er hatte sich selbst ein zu theures Gelöbniß darauf gesetzt. — „Denke an mich, was ich Dir jetzt sagen werde,“ äußerte Linden unterwegs. „Der Erdmann mag zu dem Gelde gekommen sein, wie er will, genug, er hat Läßnitz — Kinder hat er nicht, er vermacht es unserer Christine, seiner Pathe.“

Wanda verwarf diesen Gedanken, obgleich ihr selbst an Haugwitz, der sich wenig verstellen konnte,

eine gewisse Befangenheit, eine Art versteckter Freude aufgefallen war.

„Oder, mir fällt noch etwas ein!“ rief Linden. „Er heirathet unsere Christine.“

„Du träumst!“ entgegnete Wanda unwillig. „Christine!“ Was sie damit sagen wollte — Christinen's Sinn, ihr Herz, ihre Lebensansicht betreffend, die Unmöglichkeit, daß sie sich noch zu einer Verbindung entschließen, oder in einer solchen ihr Glück finden könne, ging dem Gatten verloren, der ausführlich seinen neuen Gedanken besprach und — nicht ganz Unrecht hatte. Dem guten Haugwitz war es wirklich einmal eingekommen, wenn er noch auf seine alten Tage, wie doch mancher gethan, heirathen wolle, wäre kein Mädchen, das er lieber zur Frau nähme, als seine Pathe; aber ihm war doch bei der Idee gleich so heiß geworden, daß er sie längst aus seinem Kopfe wieder verbannt hatte. Sonst würde er auch nicht so unbefangen von einer Reise nach Kloster Marienstern gesprochen haben. Er reiste übrigens vor der Hand erst nach Glogau, um bei der Kammer des Fürstenthums seinen Kauf in Ordnung zu bringen und noch ein anderes Geschäft zu einem glücklichen Ende zu führen, das ihm besondere Freude zu machen schien, denn er lächelte stets, wenn er daran dachte,

selig vergnügt vor sich hin. Die Kaufurkunde wurde in aller Form Rechtens ausgestellt, aber nicht auf seinen Namen, sondern auf den eines ganz andern, das blieb jedoch vor der Hand noch verschwiegen, denn es war ein Dokument, das er nur in gerichtliche Verwahrung niederlegte, während der zum Abschluß des Kaufes erforderliche Kontrakt, in welchem zugleich über den Empfang der baargezahlten Kaufgelder vonseiten des Empfängers quittirt wurde, allerdings seinen Namen trug. Jene zweite Urkunde war also vielleicht eine Zession, ein Vermächtniß oder gar eine donatio inter vivos, wie Juristen sagen, ein Geschenk bei Lebzeiten, das später erst in Kraft treten sollte. Haugwitz wußte, daß er darin nicht vorsichtig genug zuwerke gehen konnte — stolz ausgeschlagen wollte er es doch nicht sehen.

Geschäfte mit der lieben Justiz lassen sich nicht so schnell abmachen, als der einfache Menschenverstand in seiner Mißachtung des mit Ornamenten überladenen Rechtsgebäudes wohl glaubt. Auch Herr von Haugwitz sah das bald ein, und fand deßhalb gleich in den ersten Tagen Muße, an sein zweites kühnes Unternehmen zu gehen. Der Landeshauptmann von Linden fuhr nicht, wie er Bernhard vorgehalten, auf dem Hradschin zu Hofe, wohnte überhaupt nicht

in Prag, wo er nur eine kurze Zeit sich aufgehalten hatte, um persönlich beim Könige, welcher gerade in Böhmen war, das er nur allzusehr um Ungarns willen vernachlässigte, einen alten Anspruch seiner Familie geltend zu machen. Dieser war zweifelhaft und verjährt, so daß er kaum durchzusetzen schien, der König aber, welcher gern jedermann zufriedenstellte, hatte dem Greise, dessen Verdienste um beide Kronen ihm die Ersten des Reiches: der Oberstburggraf Leo Rozmital, die Sternberg, Schlick, Hrzan nicht genug rühmen konnten, ein Freigut im Fürstenthum Glogau geschenkt, wo er jetzt mit seiner Enkelin weilte. Daß Bärbchen mit einem vornehmen böhmischen Herrn verlobt sei, hatte zwar Haugwitz nochmals vernommen, als er aber in Prag der Sache auf den Grund ging, war ihm das unglaubliche berichtet und als Wahrheit betheuert worden: Bärbel, das arme Fräulein, das bei ebenso armen Verwandten lebte, hatte die Hand eines reichen Grafen ausgeschlagen. Darum lächelte eben der gute Haugwitz so vergnügt, wenn er an seine Negoziation dachte, die er, ohne bevollmächtigt zu sein, auf eigene Hand unternahm. Wie aber kleidete er sie ein? In spaßhaftes Gewand, erschien ihm, da er sich vor

seiner Ungeschicklichkeit gegen Frauen fürchtete, am rathsamsten — armer Erdmann!

Da ritt er vor auf dem Freigute, da stand, in ungebeugter Kraft wie ein Eichbaum, der greise Landeshauptmann vor ihm, so daß Haugwitz sich schämen mußte, wie gebückt er selbst schon war — und nach dem ersten herzlichen Gruße erschien in der Hausthüre die Enkelin, bei deren Anblick er seine ganze Fassung verlor. Ein schmächtiges Kind mit blonden Locken und lieben blauen Augen schwebte seiner Erinnerung vor, schüchtern und demüthig, mit dem er ohne viel Gefahr reden könne — hier aber sah er in vollendeter jungfräulicher Schöne, lieblich und majestätisch zugleich, wie eine junge Königin, eine Gestalt vor sich, bei deren Erscheinung ihm war, als fülle sich der Raum um sie her plötzlich mit goldenem Sonnenglanz. Sie hatte ihn erkannt, in heller Freude, erröthend eilte sie herbei und er, fassungslos, wie ein Versinkender sich an den elenden Halm seines spaßhaften Einfalls, mit dem er seine Diplomatie klug einzuleiten gedacht, klammernd, fing an, von dem Vogel zu sprechen, der ihr vor Jahr und Tag entflohen sei und den er ihr wieder bringe.

Sie sah ihn an und nahm es erst für eine Rede ohne viel Sinn, aber seine wachsende Verlegenheit,

welche schon Perlen auf seine Stirn treten ließ, gab einen tiefern Sinn zu erkennen — es durchzuckte sie und die lichten Rosen auf ihren Wangen glühten auf zum dunkelsten Karmin.

„Was fabelt Ihr da?“ sprach der Landeshauptmann. „Geh', Bärbel, sorge für unsern Gast. — Nun, Erdmann, Ihr seid willkommen. Was bringt Ihr uns für Kunde aus dem Reich und Wälschland? Habt Ihr meinen Enkel gesehen und wie geht es ihm? Ich habe ihm harte Worte gesagt, eh' er ging — das thut mir leid.“

So in das richtige Geleis zurückgeführt, erkannte Haugwitz, daß er sich nicht in unbekanntes Fahrwasser mit blinden Klippen wagen, sondern am Lande auf vernünftigen Wegen sich forthelfen müsse und staunend, wie er das nächste und beste übersehen, beschloß er, sich dem Landeshauptmann zu entdecken und alles in seine Hand zu legen; dadurch war er ja aller Schwierigkeiten überhoben.

Der Großvater hatte seine Mittheilungen schweigend angehört, nur von Zeit zu Zeit das schöne blaue Auge auf ihn gerichtet, das in ungetrübter Klarheit strahlte. Ein Zug ernster Strenge, welcher anfangs hervorgetreten war, hatte sich allmälig in Milde und zuletzt in freudige Rührung verwandelt. —

Er schwieg noch eine Weile, nachdem Haugwitz mit einer Frage geschlossen hatte, als bedenke er die Antwort. Dann sagte er und schlug damit das ganze künstliche Bauwerk, welches Haugwitz ausgesonnen, zu Boden:

„Ihr seid viel und lange in Wälschland gewesen, mein Erdmann, da lernt sich's, krumme Wege für die besten zu halten. Seid Ihr gewiß, daß Bernhard ein tüchtiger Mann geworden ist, daß er mein Kind noch immer lieb hat und glücklich wäre, sie zur Frau zu bekommen? Gut. Ich gebe Euch auf, ihm zu schreiben, daß die Bärbel noch frei ist und freundlich an ihn denkt. Ihr wißt, wo Euer Brief ihn findet, bestellt Euch die Antwort. Aber Ihr müßt ihm noch mehr schreiben: ich meine Euren ganzen Anschlag. Mit diesen Listen und Ueberrumpelungen ist es nichts. Schreibt ihm offen und ehrlich, daß Euch die Italienerin ihr Vertrauen geschenkt, daß sie Euch, als sie den Schleier genommen, ihren Reichthum übergeben hat — sagt ihm genau, wie das alles zusammenhängt. Er wird nicht, wie Ihr fürchtet, das Glück, das ihm aus so tiefgefühlten Gründen von fremder Hand bereitet werden soll, zurückstoßen. Bis seine Antwort zurück ist, wollen wir alles verschwiegen halten, dann aber spreche ich mit

der Bärbel und Ihr mit meinem Sohne und Bernhard's Mutter."

„Ich wollte eigentlich meiner Pathe Erdmuthe im Kloster Marienstern einiges sagen — sie ist so ruhig und vernünftig, sie sollte mir Rath geben; doch wenn Ihr es auf diese Weise einzurichten meint, so bin ich auch froh. Mir schlug diese geheime Wirthschaft schon über den Kopf zusammen. — Mag es denn geschehen, wie Ihr wünscht. Morgen schreibe ich gleich, aber den Bau kann ich unterdessen betreiben?"

Am liebsten wäre er nun wieder zu Pferd gestiegen und fortgeritten, um dem jungen Mädchen nicht mehr vor Augen zu kommen. Es lief aber besser ab, als er gefürchtet hatte; sie war oder schien wieder ganz unbefangen und sprach seltsamerweise nicht ein Wort von seiner dummen Anrede, die doch eine Erklärung verlangt hätte. Ganz entzückt ritt er am andern Morgen wieder nach Glogau und pries seinen jungen Freund glücklich, für dessen bestes er nun eifrig sorgte. Die Reise nach Marienstern gab er vor der Hand auf.

Der Herbst verging und der Winter kam. Frost und Schnee waren frühzeitig eingetreten und hatten alle Wege verdorben, so daß die Verbindung in die

Ferne sehr erschwert, fast unmöglich geworden. Nur dadurch ließ sich erklären, daß keine Nachricht einging und die Antwort auf das inhaltreiche Schreiben ausblieb, welches Haugwitz wie ein Beichtbekenntniß an seinen jungen Freund, der mit dem Kaiser am Rhein oder im Niederland weilte, gerichtet und auf sicherm Wege abgeschickt hatte. Wie gut nun, daß er nicht vor der Zeit mit Bärbchen gesprochen! Was hätte das arme Kind jetzt denken, wie sehr sich härmen müssen! Sie war aber voll sanfter Heiterkeit, vielleicht mochte der Großvater, als er ihr Herz zu ergründen suchte, ihr doch etwas verrathen haben, denn sie war zuweilen, wenn sie niemand beobachtete, in einer räthselhaft wechselnden Stimmung voll Weh und Wonne. Daß der Großvater nicht ungeduldig über das Schweigen Bernhard's wurde, daß er es nicht schlimmen Ursachen zuschrieb, bewies seine ungeschwächte Geisteskraft. Er hätte so gern auch mit seinem Sohne Heinrich und dessen Frau gesprochen, weil Wanda mit dem Entschlusse umging, die Gegend ganz zu verlassen, wo ihr die Abhängigkeit im Hause ihres Sohnes, mit dessen Gattin sie nicht recht stimmte, unerträglich wurde: nach Polen wollte sie mit ihrem Gatten, den sie dafür bereits gewonnen hatte, ziehen und dort in der Verborgenheit

dürftig, aber wenigstens unabhängig leben. Im Frühlinge sollte dieser Umzug geschehen — bis dahin mußte jedoch, wie zu hoffen stand, Kunde von Bernhard kommen. Sollte sie ausbleiben, so war Haugwitz fest entschlossen, auf seine eigene Hand vorzugehen.

Das heilige Weihnachtsfest rückte näher. Wanda wünschte noch einmal, ehe sie aus der Gegend, die ihre zweite Heimath geworden war, schied, alle ihre Lieben um sich zu versammeln, und der Sohn, in dessen Hause die Eltern jetzt weilten, hatte auf ihren Wunsch seine Geschwister, die in der Nähe wohnten, und den Landeshauptmann mit Bärbchen eingeladen; auch Christine hatte versprochen, zu kommen, da ihr die Aebtissin einen Wagen mit sicherm, bewaffnetem Geleit angeboten hatte. Bewaffnet mußte auch das Geleit sein, das einem Klosterwagen mitgegeben wurde, wenn er eine so weite Reise vor sich hatte, als damals von Marienstern am Schwarzwalde in der Oberlausitz bis nach Schlesien war. Die Aebtissin von Marienstern konnte aber auch ein stattliches Geleit aufstellen, denn das Gebiet ihres Klosters umfaßte zwei Städte und sechszig Dörfer. Der Tag, an welchem Christine abreisen sollte, war schon festgesetzt, als sie an einem trüben Abende in ihrem

kleinen Gemache saß und in die wirbelnden Schneeflocken hinaussah, die ihr den Weg zu verschütten drohten. Für schwache, zur Schwermuth geneigte Gemüther hat ein Winterabend, den kein Sonnenstrahl erhellt, wenn düstere Wolken am Himmel lasten und das weiße Bahrtuch sich über die todte Natur breitet, etwas niederbeugendes: Christine gehörte aber nicht zu diesen, sie besaß ein starkes Herz, das mit der Freudigkeit des Lebens zwar abgeschlossen hatte, doch in sich selbst seine Befriedigung fand. So blickte sie ruhig in das stürmische Wetter, gefaßt in die Zukunft hinaus — auch diese letzte Trennung, welche ihr schmerzlich bevorstand, mußte ja überwunden werden.

Da wurde sie zur Aebtissin beschieden. Es war eine ungewöhnliche Stunde, denn wie nah auch ihre Verwandtschaft, hielt doch die Oberin an dem Zeremoniell fest, das sie selbst eingeführt hatte. Christine folgte der dienenden Schwester, welche ihr sagte, daß ein fremder Herr angekommen, bei der Aebtissin gemeldet und von ihr empfangen worden sei, worauf diese eben nach dem Fräulein von Linden geschickt habe. Der Besuch galt ihr — wer konnte es sein? Sie trat in das Zimmer der Aebtissin, von der dienenden Schwester eingelassen. Ein Mann befand

sich allein darin, er eilte ihr offenen Armes entgegen — „Christine!“ rief er freudig. Sie erkannte ihn an der Stimme, eh' die schwache Beleuchtung seine Züge erhellte. Es war ihr Bruder. Da schmolz das Eis ihrer äußern Ruhe, mit lautem Freudenruf drückte sie ihn an ihr Herz und gab sich ganz ihren liebevollen Gefühlen hin, die sie sonst zu verbergen wußte, so daß sie nur zu oft verkannt wurde. — „Ich weiß, Du reisest nach Schlesien — ich begleite Dich,“ sagte er.

Sie tauschten nun Fragen in rascher Folge aus: er hörte mit Erschrecken, daß die Eltern die Heimath ganz verlassen wollen; von allem, was sich zugetragen hatte, wußte er nichts, er hatte keine Nachricht erhalten, seit er sich in Innsbruck von Haugwitz getrennt und blickte unwillig auf, als er hörte, daß er Läßnitz gekauft habe. Das Schreiben, von dem wir wissen, hatte ihn also verfehlt. Bärbchens Name war zwischen den Geschwistern noch nicht genannt worden — Bernhard glaubte noch immer, was ihm einst gesagt worden war; sein Herz war traurig, wenn er an sein verlornes Paradies dachte, aber wissen mußte er, ob Bärbchen glücklich sei und er fand endlich den Muth zur Frage — wie hätte

die Schwester den hellen Strahl seines Auges bei ihrer Antwort mißverstehen können?

Zeit zu ungestörtem Aussprechen gab aber erst die Reise, welche beider Herzen so nahe brachte, als sie sich in frühern Jahren noch niemals gekommen waren. Was hatte Christine von ihm alles zu erfahren, wie erkannte sie das Zartgefühl, das aus jedem seiner Worte sprach! Sie durfte sich denn auch vor ihm nicht, wie vor andern, in sich zurückziehen, sie konnte ihre Vergangenheit betrauern! Er hatte geglaubt, sie werde den Schleier nehmen, er sprach es nicht aus, aber sie errieth es. „Nein, Bernhard,“ sagte sie ruhig. „Wohl könnte ich auch als Klosterfrau mich andern nützlich machen, aber es würde mich hindern, den meinigen mich zu weihen, wenn sie mein irgend bedürfen. Das ist mein Beruf noch. Den Eltern kann ich nicht folgen, traurig genug, aber Du weißt, wie ich ihnen nicht zur Last in der beschränkten Lage fallen darf, unsern Geschwistern jedoch — und Dir vielleicht künftig — wenn Ihr mich braucht, bin ich immer bereit.“

„O es wird soweit nicht kommen, daß die Eltern uns verlassen!“ rief Bernhard. „Ich opfere alles gern, schon ist mir gelungen, vom Kaiser meine Dienste anerkannt zu sehen, ich bin, Du weißt es,

mit bei der Sendung, welche er an den König von Böhmen und Ungarn abgeschickt, ich hoffe auf mehr und kann ich einst meinen eigenen Herd gründen, da seid Ihr alle bei mir."

Christine freute sich dieser Hoffnung und knüpfte daran mehr, aber für sich nicht. Sie konnte auch nicht glauben, daß die Mutter sich in solcher Lage auch bei ihrem liebsten Kinde glücklich fühlen werde — doch schwieg sie vor der Hand und überließ es der Zukunft, die Verhältnisse neuzugestalten.

Alle Mitglieder der Familie waren schon versammelt; der Landeshauptmann hatte einen Gast mitgebracht, Herrn Erdmann von Haugwitz, welcher noch nie mit einer solchen Unbeholfenheit aufgetreten war als dießmal. Er wußte wohl, daß er vielleicht nur seinem alten Freunde Heinrich willkommen war und alle andern ihn mißtrauisch ansahen, und hätte er nicht vorher einen verzweifelten Entschluß gefaßt, den er bei dieser Gelegenheit am besten auszuführen hoffte, so würde er seinen Bundesgenossen nicht begleitet haben. Diesen Entschluß wollte er am Tage nach seiner Ankunft in voller Familienversammlung zur That werden lassen, er stärkte sich dazu durch einen gewaltigen Morgentrunk Ungarwein und lief dann hinaus in die kalte Winterluft wohl eine

Stunde weit, um sich zu stählen gegen alle Rücksichten. Als er jedoch auf der Heimkehr war, sank ihm der Muth wieder, er malte sich das Bild, in welchem er als Vortragender die Hauptfigur spielen sollte, schrecklich aus und schlich endlich durch die Hinterthüre in das Schloß, um kein Aufsehen zu erregen. An der Thüre des Saales, wo alle zusammen waren, horchte er, wie fröhlich und laut klangen die Stimmen! Leise öffnete er und das erste, was er sah, war ein Paar, Hand in Hand, im Mittelpunkte des Kreises, der sich in lebhafter Aufregung um dasselbe gruppirt hatte: Bernhard und Bärbchen! Da bemerkte ihn, wie er gleichsam verzaubert in der offenen Thüre stand, der Landeshauptmann. „Nur herein, Alter! Ihr kommt zu spät — hier ist alles schon in Richtigkeit! Ich bin Euer Vormund gewesen!“

Bernhard eilte, den Freund zu umarmen, ihm zu sagen, daß er erst in diesem Augenblick gehört, was er für ihn gethan habe, ihm zu danken und sein Glück zu verkündigen. Haugwitz schlug seine großen Hände zusammen und rief aus vollem Herzen: „Gott sei Dank! — Wo ist das Fräulein Braut?“ Diese hatte sich in ihrer reizenden Verwirrung zu Christinen zurückgezogen und Erdmann stockte, als er seine Pathe jetzt auch bemerkte — ob ihm der heiß

machende Gedanke, welcher ihn einst überfallen, wieder durch den Kopf flog? Raum gab er ihm jedoch nicht, sondern brachte nun seine Rede in leidlicher Fassung bei der Braut vor, die sie annahm, er mußte sich's wiederum sagen, wie eine junge liebliche Königin. Das wurde denn ein seliges Weihnachtsfest.

Die neuen Verhältnisse bedurften jedoch Zeit sich zu gestalten. Bernhard konnte nicht bleiben, er war der Gesandtschaft beigegeben, welche die beabsichtigte doppelte Verbindung der Enkel des Kaisers mit den Kindern König Wladislaw's unterhandeln sollte: der Erzherzogin Maria mit Ludwig, dem Erben der beiden Kronen seines Vaters und des Erzherzogs Ferdinand mit Anna Jagiellona, wodurch später, als König Ludwig, den die Geschichte den Frühzeitigen genannt, auf dem Schlachtfelde von Mohács gefallen war, Böhmen und Ungarn an das Haus Habsburg kam. Auch nachdem diese Gesandtschaft zurückkehrte, konnte Bernhard nicht in der Heimath bleiben: er hatte sich dem Dienste des Kaisers geweiht und der Krieg gegen Frankreich war noch immer nicht zu Ende. Haugwitz hatte also vollkommen Zeit, seinen Bau zu vollenden, nachdem er Bernhard's Zweifel und Bedenklichkeiten besiegt hatte.

„Fiorina!“ hatte dieser oft gesagt. „Wie darf ich das geschehen lassen!“

„Wie kannst Du's noch ändern? Darum hab' ich's ja eben betrieben, ohne Dich zu fragen! Per Dio santo! Du willst doch Schloß und Häuser nicht wieder einreißen lassen? Ich habe der Armen schon die letzte gute Botschaft aus der Welt, die sie sich erbeten hat, nach dem schönen Italien gesendet, und wenn Du erst auf Läßnitz Dein Nest gebaut, dann zieht der alte Erdmann auch einmal wieder hinaus — Du hast ganz Recht, ich bin ein Wandervogel.“

Drei Jahre vergingen noch darüber. Als dann mit König Franz von Frankreich der Friede zu Noyon zustandekam, konnte Bernhard mit Ehren zur Heimath ziehen, wo ihn das schönste Glück und eine neue Thätigkeit, nicht minder ehrenvoll als die öffentliche erwartete. Am Tage seiner Heimkehr war dann zum erstenmale wieder unter der Linde zu Läßnitz, welche frisch und grün nach dem Brande längst wieder ausgeschlagen war, der Kreis versammelt, den wir einst dort vereinigt gefunden haben. Der Vergangenheit wurde ernst gedacht, wo die Gegenwart so freundlich war, aber dem Andenken selbst böser Stunden blieb eine milde Erinnerung geweiht. Wie die Zukunft sich gestalten sollte, war schon fest-

gestellt. Wanda konnte sich nicht entschließen, in Läßnitz wieder einzuziehen, wie vorsorglich Erdmann Haugwitz bei seinem Neubau des Schlosses auch Bedacht darauf genommen hatte; sie war mit ihrem Gatten jedoch ganz in der Nähe in einem der freundlichen schlesischen Städtchen geblieben, nachdem ihr von dem Sohne ihres Herzens eine sorgenfreie Lage bereitet worden war, und Christine hatte ihren Platz wieder bei den Eltern gefunden. Nur der Landeshauptmann wohnte in Läßnitz und schien, rüstig wie er war, bei dem jungen Paare noch seinen hundertsten Geburtstag feiern zu wollen. Dazu lud er wenigstens scherzend den Freund des Hauses ein, als dieser seinen Entschluß verkündigte, wieder nach Italien zu gehen, um seine alten Bekannten jetzt, wo endlich Friede dort walte, aufzusuchen. „Ihr kommt doch?" fragte der heitere Greis.

„Ich komme ganz gewiß!" sagte Haugwitz. „Gott erhalte Euch noch länger!"

Alle schwiegen dann. In Bernhard's Seele trat die Erinnerung an Fiorina's Bild, aber Heimath und Ferne waren für ihn versöhnt: er hatte sein erstes, sein einziges Glück wiedergewonnen und segnete die Hand, die es ihm hatte bereiten helfen. Friede mit ihr!

Ende.

Prag 1857. Druck von Kath. Gerzabek.

Von **Kober's „Album,** Bibliothek deutscher Originalromane" ist der **XI. Jahrgang** (1856) in wenigen Exemplaren noch vollständig vorräthig und um 8 Thlr. (für Oesterreich 9 fl. 36 kr. C. M.) zu haben.

Diese 24 Bände enthalten:

— 1. 2. Band. —

Schwarzwaldau.

Roman von **Carl von Holtei**.

— 3. Band. —

Eine reiche Erbin.

Novelle von **Elfried von Taura.**

— 4. bis 7. Band. —

Auf dem Hradschin,

oder

Kaiser Rudolph II. und seine Zeit.

Historisch-romantisches Gemälde von **Eduard Maria Oettinger.**

— 8. bis 10. Band. —

Helene. Ein Frauenleben.

Roman von Robert Prutz.

— 11. Band. —

Der Sohn eines berühmten Mannes.

Historische Erzählung von Levin Schücking.

— 12. 13. Band. —

Peter Pommerering.

Historischer Roman von **Ernst Willkomm.**

— 14. bis 16. Band. —

Neues Leben.

Novelle von **Theodor Mügge.**

— 17. 18. Band. —

Ein deutsches Schneiderlein.

Historischer Roman von Isidor Proschko.

— 19. 20. Band. —

Erinnerungen einer Großmutter.

Roman von **Julie Burow.**

— 21. bis 24. Band. —

Schiller.

Kultur-historischer Roman von **Johannes Scherr.**

☞ **Einzelne Werke kosten pr. Band zwanzig Silbergroschen.**

Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek
+Z160449608

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google